

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 4.1953

Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1953

Jahrbuch
für
brandenburgische
Landesgeschichte

1953

Jahrbuch
für
brandenburgische Landesgeschichte
4. Band

Herausgegeben
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e. V.
von
Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt

Berlin
1953

Auslieferung durch die Fontane-Buchhandlung
Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54

I N H A L T

Dr. Johanna Schmidt:	
Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin	1
Pfarrer Felix Raede:	
Das „Graue Kloster“	4
Dr. Hermann Fricke:	
JEAN PAULS Berliner Abenteuer	5
Dr. Curt Meyer:	
Aus Akten der alten preußischen Theaterzensur	13
Dr. Hermann Kügler:	
Fischerstechen und Halloren	21
Dr. Hans E. Pappenheim:	
Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes . .	26
Dr. Günter Stein:	
Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau	34
Dr. Emil Schwartz:	
Die Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Höker in Prenzlau	39
Prof. Lic. Dr. Walter Delius:	
Peter Gustav Schweitzer, Oberprediger zu Kremen	50
Max Krügel:	
Buckow. Kämpfe um die Selbstverwaltung	53
Dr. Rudolf Lehmann:	
Niederlausitzer Ständevertreter im preußischen Hauptquartier im Dezember 1762	62
Bücherschau	65
Martin Henning:	
Aus dem Leben der Vereinigung	65
Personen- und Sachverzeichnis, Ortsverzeichnis	67



Gründung der Stadt Berlin

Inscription auf der Rolle: STADTRECHT BERLIN



Gericht in der alten Gerichtslaube

links: Roland — rechts: Justitia

Johanna Schmidt:

Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin

Ein Sinnbild historischer Erinnerung und zukünftigen Strebens, ein Denkmal der selbständigen Tatkraft des Bürgertums sollte das 1871 eingeweihte neue Berliner Rathaus nach den Worten des damaligen Oberbürgermeisters Seydel im wirkungsvollen Gegensatz zu den zahlreichen pompösen Monumenten des preußischen Militärstaates und Königstums sein¹⁾. Vielleicht mochte der von den üblichen märkischen Backsteinbauten und den gewohnten klassizistischen Baudenkmalern einzigartig abweichende Stil italienischer Hochrenaissance eine absichtliche Reminiszenz an die kulturelle Blüte und handelspolitische Macht jener im Mittelalter hochberühmten freien Reichs- und Residenzstädte im Süden auslösen, deren neuzeitliche nördliche Rivalin zu heißen die deutsche Reichshauptstadt Berlin sich anschickte. „Wo einst eine Fischerhütte stand, steht heut' der Turm als Lug ins Land“, meldete ein stolzer Spruch in der Kuppel des Rathauses. Ursprung (nach damaliger Kenntnis) und Entwicklung Berlins, die hier schlagzeilenartig zusammengefaßt sind, erzählt ausführlich und anschaulich ein rings um das Bauwerk zur Zierde und Belehrung führendes Reliefband, das man mit Fug und Recht die steinerne Chronik von Berlin nennen darf²⁾.

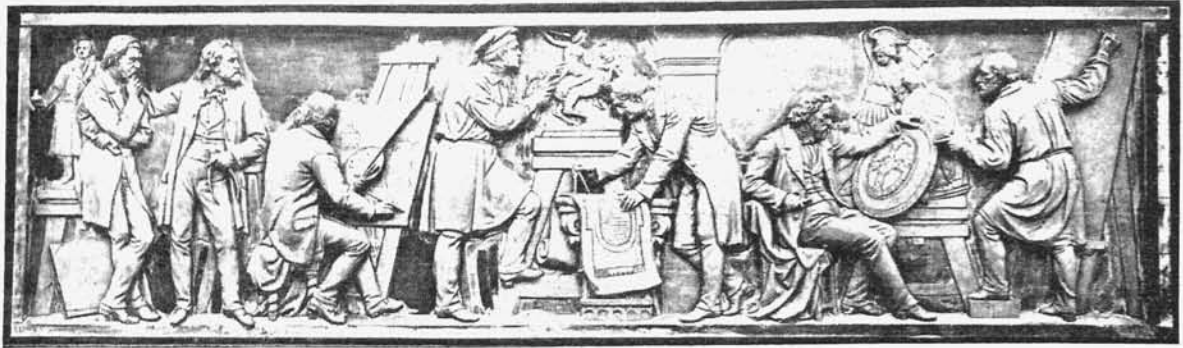
Mindestens bis zum 13./14. Jahrhundert reicht die eigne Geschichte des Berliner neuen Rathauses zurück, das an der Stelle des mehrfach abgebrannten oder baufällig gewordenen alten Rathauses errichtet wurde³⁾. Es lag im handels- und verkehrswichtigen Schnittpunkt zweier Hauptstraßen, einer west-östlich von Magdeburg und Brandenburg über Spandau und Köpenick nach Frankfurt a.d. Oder und einer süd-nördlich von Leipzig über Oderberg zur Odermündung führenden Verbindungslinie⁴⁾, wozu sich jetzt über den ehemaligen Schloßplatz eine direkte west-östliche Diagonale vom Brandenburger Tor zum Alexanderplatz gesellt und die vordem versperrte unmittelbare Sicht auf den um so imposanter wirkenden Rathauskomplex freigibt. Mit der städtebaulichen Lösung des künftigen Verlaufs dieser Ost-West-Achse Berlin⁵⁾ ist auch die zentrale Lage des Rathauses verknüpft, als ob es einem Brennpunkt gleich die heterogenen historisch-geographischen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Kräfte der Hauptstadt einfangen und harmonisch ausgleichend zu steigern hätte.

Etwas von jenem ost-westlichen und zuweilen außerdem hinzukommenden nord-südlichen Kontrast als Ausdruck der Verschiedenheit und Vielseitigkeit unserer deutschen Stämme und Landschaften⁶⁾, die sich im kaleidoskopartigen Mikrokosmos der Reichshauptstadt widerzuspiegeln scheinen, verraten Anfang und Ende der steinernen Bilderchronik, die zugleich die wichtigsten Gegenwartsprobleme berühren: Das Verhältnis des Deutschtums zum slawischen Osten einerseits und den deutschen Einheitsgedanken andererseits⁷⁾. Dazwischen zeichnen sich die Entwicklungsstufen des regen, reich-

haltigen Wirtschafts-, Sozial- und Kulturlebens ab, die Berlin von der ostmärkischen Kolonial- zur gesamtdeutschen Hauptstadt emporgeleiteten.

Auf 36 Tafeln, die sich in ungleicher Anzahl an den vier Rathausfronten verteilen und in den Jahren 1877—79 von vier verschiedenen Künstlern⁸⁾ ausgeführt wurden, dokumentiert sich in charakteristischen Episoden die Stadtgeschichte Berlins, deren Grundpfeiler Recht, Religion und Bildung heißen. Die lokalen wirtschaftlichen und ethisch-geistigen Fundamente versinnbildlichen die Darstellungen an den beiden Fassaden der Rathaus- (jetzt Hinter dem Rathaus) und Judenstraße. Es folgt entlang der Hauptfront an der König- (jetzt Rathaus-)straße die detaillierte historisch-politische und sozial-kulturelle Entwicklung Berlins vom Mittelalter bis zur Zeit der Befreiungskriege 1813. Den Schluß bildet an der Spandauer Straße die Verherrlichung der wissenschaftlich-künstlerischen und technischen Fortschritte des 19. Jahrhunderts, des politischen Siegs und der nationalen Einigung Deutschlands 1871. Jede Fries-Front bedeutet somit eine gehaltlich und bildhauerisch in sich geschlossene Sinnabfolge, die dennoch alle untereinander in organischem Zusammenhang stehen, so daß die einzelnen Szenen das harmonische Reliefgefüge einer Chronik Berlins vom Ursprung der Stadtgründung bis zur Kür als Reichshauptstadt ergeben. Läßt sich vielleicht über die künstlerische Qualität und Komposition mancher Motive streiten, so bleibt ihre dokumentarische Bedeutung für das heimatliche und weltanschauliche Geschichtsbild des vorigen Jahrhunderts unvermindert bestehen.

Ohne die literarische Rekonstruktion der universalen, europäischen und nationalen Historiographie eines H. Treitschke, G. Droysen oder G. Freytag wäre die künstlerische Fassung der Stadt- und Kulturgeschichte Berlins im einzelnen nicht erschöpfend zu verstehen und richtig zu deuten. Dies gilt etwa für die an der Rathaus-Südfront gebotene Wiedergabe der einheimischen Landnahme und des Ursprungs der Besiedlung: Ihr liegt das seinerzeit allgemeingültige Forschungsergebnis der Historiker zugrunde, welches Berlin eindeutig als Kolonialstadt und deutsches Bollwerk gegen die Expansion des slawischen Ostens kennzeichnet. Das christliche Kulturwerk der Kirche und die wirtschaftliche Überlegenheit der Bauern und Kaufleute haben bewirkt, daß manche gewissermaßen stagnierenden Dörfer sich seit dem 13./14. Jahrhundert fast überraschend schnell zu zivilisierten Städten mit deutschem Recht und selbständigem Streben umwandelten. Geradezu schlagartig treten solche später weithin bekannt gewordenen Städte aus dem vor- und frühmittelalterlichen Dunkel ins helle historische Licht — ein Musterbeispiel ist Berlin. Seine kirchliche Ordnung wie seine Handelsfunktion steht bereits fest, als es urkundlich zum ersten Male wie beiläufig genannt wird⁹⁾. Was die literarischen Quellen an Einzelangaben versagen, mußte die künstlerische Phan-



Schievelbein Bläser Hildebrandt Kiß Langhans Fischer Klöber

Künstler aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV.

tasie auf den vier Relieftafeln über die Anfänge Berlins zu ersetzen versuchen. Die erste systematische deutsche Landnahme und kolonisatorische Besiedlung im Raum von Berlin, die Einführung des Christentums unter den Wenden, die Urbarmachung und Bewirtschaftung, die Rodung und sorgsame Bebauung des sandigen oder sumpfigen Bodens sind die elementaren Voraussetzungen für die auf den beiden nächsten Bildskizzen folgende faktische Stadtgründung Berlins durch Verleihung der Rechtsprivilegien und Errichtung steinerner Mauern und fester Bauten¹⁰⁾. Im Schutze einer solchen planmäßig angelegten bzw. erweiterten und umfriedeten Stadt begann sich ein — in verschiedenen realistischen Marktszenen vorgeführter — lebhafter Handel und reicher Umsatz ländlicher Produkte zu entwickeln.

Wie aber könnte sich die an Stelle kriegerischer Auseinandersetzungen mit der schon Anfang des 15. Jahrhunderts überall assimilierten wendischen Bevölkerung durchaus dominierende deutsche Wirtschaft und Kultur so stetig behaupten und entfalten, wenn sie sich nicht auf die im privaten und öffentlichen Dasein respektierten Grundlagen der Erziehung, Rechtsordnung und christlichen Lebensführung stützen dürfte? Diese z. T. allegorisch angedeutete Darstellung der bürgerlichen Kardinaltugenden zeigen mehrere Reliefs an der Ostseite des Rathauses¹¹⁾, von denen die Mittelgruppe der „Rechtspflege“ in den Wiedergaben der Gerichtslaube, des Kaaks und des Rolands direkt auf lokale Baudenkmäler Berlins anspielt¹²⁾.

Wo die allgemeinen rechtlichen und staatlichen, sozialen und kirchlichen, erzieherischen und kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse eines Gemeindewesens wohlbestellt sind, verläuft auch das bürgerliche Privatleben gleichmäßig und unbeschwert: Tages Arbeit, abends Gäste, fleißiges Wirken, frohe Feste — diese Titel könnte man über die anschaulichen Genrebilder setzen, die den kulturhistorischen Hauptfries der Nordfront des Rathauses¹³⁾ einleiten. Heitere Szenen der Geselligkeit, Spiel und Tanz, Spaziergang und Einkehr wechseln ab mit der sachkundigen Wiedergabe gewerblichen und handwerklichen Schaffens, bunten Wochenmarkttreibens und beschwerlichen Fernhandelsverkehrs, des Schulmilieus, der gesundheitlichen Betreuung und sozialen Fürsorge¹⁴⁾. Aber auch die wichtigsten politischen Ereignisse sind nicht vergessen: War unter den Askaniern Berlins eigentliche planmäßige Gründung und rechtliche Dotierung als Stadt anzunehmen¹⁵⁾, so erfolgte nach der Beseitigung des Raubritterunwesens der Quitzows die Anerkennung der kurfürstlichen Oberhoheit. Der Schloßbau der Hohenzollern (1443—51) in der künftigen Residenz Berlin beschließt wirkungsvoll den ersten Teil des stadtgeschichtlichen Frieses.

Reformation und Buchdruck mit ihren universalen kulturpolitischen Auswirkungen finden in Tetzels hiesiger Ablasskrämerei und in Thurneyßers gelehrter Scharlatanerie im Grauen Kloster die markantesten lokalgeschichtlichen Reflexe¹⁶⁾, mit deren Darstellung deshalb

wohlüberlegt der zweite Teil des Frieses rechts vom Rathausurm beginnt. Es folgt die für Berlins Toleranz bezeichnende Aufnahme der französischen protestantischen Flüchtlinge unter dem Großen Kurfürsten, die zugleich starken Einfluß auf die Bevölkerungszusammensetzung nahm, wie ja überhaupt Berlin sich öfters aus anderen in- und ausländischen, wirtschaftlich oder geistig leistungsfähigen Volksstämmen rekrutierte. Die Begründung der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1701 unter der Initiative von Leibniz und dem königlichen Protektorat der schöngeistig interessierten Sophie Charlotte darf als glanzvollstes säkulares Ereignis der wissenschaftlichen Welt, nicht allein des Berliner Gelehrtenlebens, repräsentativ im Mittelpunkt der Reliefsreihe stehen. Das an der Stelle des gemeinsamen Rathauses von Berlin und Cölln auf der Langen Brücke errichtete Denkmal des Großen Kurfürsten von Andreas Schlüter kehrt als Modell auf der anschließenden Tafel wieder, um die dem wissenschaftlichen Aufschwung nicht nachstehende Blüte der Künste seit König Friedrich I. kundzutun. Unter Friedrich d. Gr. reihen sich die ersten einheimischen Wirtschaftserzeugnisse der Manufaktur, Porzellanherstellung und Seidenverarbeitung beachtlich an. Diese beispielhafte kulturgeschichtliche Binnenentwicklung Berlins dokumentiert sich nach außen hin sozusagen mustergültig für das allgemeine Kommunalwesen in der zu den Steinschen Reformen zählenden deutschen Städteordnung (1808).

Was die innenpolitische Struktur der preußischen Landeshauptstadt versprach, hielt sie trotz schwerster Schicksalsschläge auch außenpolitisch: Den gegen die napoleonische Tyrannei erfolgreich sich richtenden deutschen Patriotismus verkörpern auf den folgenden Reliefs die Porträts der in Berlin wirkenden Persönlichkeiten Schleiermacher, Arndt, Fichte, Scharnhorst, Gneisenau, Stein und Jahn¹⁷⁾. Den nationalen Opfersinn des ganzen deutschen Volks versinnbildlichen fast noch stärker als der begeisterte Auszug der Krieger die reichen, freiwilligen Spenden, welche die Bevölkerung selbstlos der gleichsam als künftiges Reichssymbol personifizierten Stadtgöttin Berlin darbringt.

Mit einem heiteren Bild der mittelalterlichen bürgerlichen Geselligkeit begann der Hauptfries¹⁸⁾, mit einem nicht minder freudig beschwingten Relief konnte er schließen: Das ist die vom Marschall „Vorwärts“ unmittelbar nach der Niederlage Napoleons veranlaßte triumphale Rückführung der Sieges-Quadriga aus Paris zum Brandenburger Tor als Wahrzeichen Berlins¹⁹⁾.

Der letzten, die Westfassade schmückenden Reliefsreihe war die nicht leichte Aufgabe vorbehalten, die damalige Gegenwartsgeschichte darzustellen; naturgemäß beschränkt sie sich auf eine summarische Glorifikation der kulturellen, architektonischen und industriellen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts²⁰⁾. Wie die vorangehenden Bilder aus der Zeit der Befreiungskriege von 1813 erhalten auch diese Reliefs einen besonderen dokumentarischen Wert durch die Porträtierung zeit-



Rückführung der Quadriga 1813

genössischer Vertreter von Wissenschaft, Kunst und Technik²¹⁾.

Gustav Freytag hatte in seinem Gutachten über die Ausstattung des neuen Rathauses²²⁾ vorgeschlagen, als Türwächter die verschiedenen Typen deutscher Volksstämme anzubringen, worunter er neben den Sachsen, Franken und Sueben auch die Wenden anführte. Man muß G. Freytags Ausführungen in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“²³⁾ oder Theodor Fontanes Kapitel über die wendische Besiedlung der Mark Brandenburg in seinen „Wanderungen“²⁴⁾ kennen, um die betonte lokalgeschichtliche kulturpolitische Aufgabe Berlins als ‚Kolonialstadt auf Slawengrund‘ recht zu verstehen. Für die Historiker des 19. Jahrhunderts stand das Zwischenstadium des slawischen Nachschubs im ursprünglichen germanischen Siedlungsraum der Ostmarken als geschichtliche Tatsache fest, so daß die kolonisatorische Wiedergewinnung des früheren Landesbesitzes im Mittelalter als eine Selbstverständlichkeit erachtet wurde. Nach anfänglichen kämpferischen Auseinandersetzungen der deutschen Rückwanderer mit den sekundären slawischen Siedlern ergab sich bald ein friedlicher Angleichungsprozeß²⁵⁾. So konnte G. Freytag gemäß seiner nicht allzu einseitig chauvinistisch vorbelasteten Geschichtsauffassung die seit langem eingedeutschten Wenden unbedenklich und sozusagen gleichwertig neben die anderen Vertreter deutscher Volksstämme stellen.

Dieser besonnene humane Ausgleich gewisser historisch-geographisch bedingter Gegensätze, die politisch nur zu oft forciert zu werden pflegen, war nicht allein bei der west-östlichen Auseinandersetzung verschiedener Völker und Rassen geboten, sondern zeitweilig auch innerhalb desselben Volks bei den Zwistigkeiten seiner einzelnen Stämme notwendig. Manchmal hat es erst schwerer kriegerischer Verluste auf beiden Seiten bedurft, ehe die rechte Einsicht gefunden und das im Gesamtinteresse liegende Stammes- oder Völkerbündnis realisiert wurde. Beispielsweise hat in Deutschland die während des 19. Jahrhunderts immer wieder aufspringende Rivalität zwischen Nord und Süd die nationale Einheit erst spät, vielleicht zu spät zustande kommen lassen. Wie sehr es neben der militärischen Überlegenheit auf den allgemeinen Willen zur innerstaatlichen Harmonie unter Hintansetzung partikularistischer Stam-

mesinteressen ankommt, deutet das Schlußbild des Berliner stadthistorischen Frieses an: Im zeitgemäßen biedereren Stil und Geschmack sind — außer der Siegesbotschaft von 1871 und dem freudigen Empfang der heimkehrenden Soldaten — die zu festlicher Feier vereinten Vertreter der deutschen Stämme dargestellt, nämlich Preußen und Bayern und in der Mitte zwischen den beiden ‚feindlichen Brüdern‘ des Nordens und des Südens das sächsische ‚Weltkind‘ — ein lebensechtes Symbol der deutschen Einheit²⁶⁾.

Die steinerne Chronik von Berlin entstand während der günstigen politisch-kulturellen Konstellation des 19. Jahrhunderts, als für eine Weile das deutsche Volk in der Mitte Europas²⁷⁾ die Waage zwischen Osten und Westen, Norden und Süden halten durfte, um nach der verhängnisvollen globalen Ausweitung der Völkerkontraste im 20. Jahrhundert erneut sein Ebenmaß der demokratischen Freiheit suchen zu müssen. Hierzu aber vermögen am meisten jene Charakterwerte unserer Nation und Hauptstadt beizutragen, die einst ein Mahnspruch der krönenden Turmkuppel des neuen Rathauses beschwor:

„Ausdauer, Kraft, Einheit.“

Zu den Abbildungen:

Der Randleistenschmuck bringt Motive der Berliner Stadtgründung und mittelalterlichen Rechtspflege, des nationalen Freiheitskampfes 1813 und des klassisch-romantischen Kunstschaffens im vorigen Jahrhundert. Der Arbeitsgemeinschaft der Restauratoren des Rathaus-Reliefbandes, H. F. Werner, B. Niesgoda und R. Schnauder, sei auch an dieser Stelle besonders dafür gedankt, daß sie mir einen wiederholten Werkstattbesuch und Gedankenaustausch über das für den Architekten wie Kulturhistoriker gleichermaßen interessante und problemreiche stadthistorisch-künstlerische Objekt ermöglichte. Die total zerstörten Tafeln der Anfänge Berlins — Urbarmachung des Landes, Christianisierung der Wenden, Stadtgründung — wurden inzwischen nach literarischen Belegen möglichst originalgetreu rekonstruiert, während das Motiv des mittelalterlichen häuslichen Lebens neu entworfen werden mußte. Als Ersatz für die nicht mehr vorhandene Ecktafel an der Spandauer Straße wird nach Geyers Vorlagen eine Reliefgruppe der Nationalgalerie nachmodelliert mit den Porträts von Körner, Arndt, Stein, Scharnhorst, Königlich Luise, Friedrich Wilhelm III., Schleiermacher, Fichte, Hegel und Gauß, wozu man sich gern noch Fr. Schinkel als bedeutendsten zeitgenössischen Baukünstler wünschen möchte.

Zur vergleichenden Kunstanalyse sei auf Giotto's und Pisanos kulturgeschichtliche Reliefs am Campanile des Domes in Florenz, auf den Reiterzug der Wettiner Fürsten am Johanneum in Dresden und auf E. Rietschels Darstellung der menschlichen Kulturepochen in der Leipziger Universitätsaula (leider kriegszerstört) hingewiesen. Das Reliefband erhielt den einzigartigen Charakter eines kulturpolitischen Zeitdokuments. Statt einzelner Episoden der Fürsten- und Landesgeschichte oder weitgespannter universalhistorischer Perspektiven wurde hier eine reale Stadtchronik Berlins gestaltet.

¹⁾ Vgl. E. Sabell: Berliner Rathaus und Ratskeller, 1876. — ²⁾ In der allgemeinen wie speziellen Literatur über Berlin und das Rathaus fehlt eine exakte Beschreibung und ausführliche Erklärung dieses künstlerischen stadt- und kulturgeschichtlichen Zeugnisses. Die Zerstörung des Rathausbaus im zweiten Weltkrieg und seine gegenwärtige Restauration legen es nahe, sich mit Art und Inhalt der einzelnen, z. T. total zerstörten Relieftafeln — mit deren Wiederherstellung der Dresdener Architekt Hans Fritz Werner beauftragt wurde, s. Illustr. Beilage z. Berliner Ztg., 8. Jg., Nr. 26, 28. 6. 1953 — näher zu befassen, zumal sie einige zeitbedingte aktuelle Fragen berühren, die z. Z. ihrer Entstehung nicht problematisch waren. — ³⁾ Außer der älteren Literatur, wie E. Fidin: Das Berliner Rathaus, 1861, J. Lessing: Wegweiser durch das Rathaus in Berlin, 2 1871, oder Das Berliner Rathaus, o. J., von A. Buchholtz, mit Zeichnungen von A. Lewy, s. jetzt die interessanten ‚städtevergleichenden‘ Ausführungen von A. Ludewig: Dat Rathüsen up dem Kerkhof zu Spandau, Sonderdruck aus ‚Märkischer Wandergruß‘, Beiträge z. Landesgeschichte, Berl. 1951. — ⁴⁾ Diese wichtigen früh- und siedlungsgeschichtlichen Aufschlüsse bieten die neuen Karten zur ältesten

Stadtgeschichte von Berlin nebst erläuterndem Text von W. Unverzagt, s. Berliner Blätter f. Vor- u. Frühgeschichte, hrsg. v. H. Lehmann, Jahrg. 2, H. 1, 1953, S. 1ff. — ⁵⁾ Die obigen topographischen Beobachtungen fanden eine schöne literarhistorisch unterbaute Bestätigung in dem vor der Landesgeschichtlichen Vereinigung f. d. Mark Brandenburg im Frühjahr 1953 gehaltenen Vortrag von E. Faden über die Ost-West-Achse Berlins. — ⁶⁾ Ergänzend vgl. hierzu meinen Aufsatz über die ‚Probleme u. Werte einer Kulturgeographie Griechenlands‘, Ztschr. f. Erdkunde, X, 1942, S. 99. — ⁷⁾ S. o. S. 7 ff. — ⁸⁾ R. Schweinitz, O. Geyer, L. Brodowol, A. Calandrelli, s. den Bericht über d. Gemeinde-Verwaltg. d. Stadt Berlin 1877–81, Teil I, Berl. 1883, S. 4f., mit Abb. von fünf Reliefs am Schluß des Bandes: Frömmigkeit u. kirchliches Leben im Mittelalter; Geselligkeit im Mittelalter; Einbringung der Sieges-Quadriga am Brandenburger Tor; Künstlerisches Schaffen z. Z. Friedrich Wilhelms IV.; Siegesfeier 1871. — ⁹⁾ a. 1237 und 1244. Zur Gründungsgeschichte von Berlin und Cölln im allgemeinen und grundsätzlichen s. Das Stadtbuch des alten Cölln a. d. Spree aus d. Jahre 1442, hrsg. v. P. Clauswitz, Schriften d. Vereins f. Gesch. Berlins 52, 1921; E. Kaeber: Die Gründung Berlins u.

Kölns, Forschungen z. Brandenburg.-Preuß. Gesch., Bd. 38, 1926, S. 30 ff.; Joh. Schultze: Caput Marchionatus Brandenburgensis, in: Fr. Meinecke-Festschrift, Tüb. 1952, S. 72 ff. — 10) Diese Relieftafeln über die Frühgeschichte Berlins sind sämtlich durch Kriegseinwirkung zerstört. Eine kurze Beschreibung und zeichnerische Abbildung derselben findet sich in den 'Lebensblättern', Vierteljahrsschr. d. Allianz und Stuttg. Lebensversicherungsbank, Jg. VIII, Dez. 1936, H. 31, S. 4 f. Für diesen und andere ergänzende Literaturhinweise bin ich Herrn W. Ratthey, Dozent f. Heimatkunde, und Herrn H. Raabe, Leiter d. Ratsbücherei, zu Dank verpflichtet. — 11) Auch diese Reliefs sind nicht mehr vollständig vorhanden; total zerstört ist die Darstellung des häuslichen Lebens und der Erziehung, teilweise beschädigt diejenige der 'Rechtspflege', früher abgebildet in den Anm. 10 zitierten 'Lebensblättern'. Zum Eckrelief über die 'Frömmigkeit u. d. kirchl. Leben im Mittelalter' s. auch Anm. 8. — 12) Vgl. Die Reichshauptstadt Berlin, Text zu den sieben Karten über die geschichtl. Entwickl. d. Stadtkerns von 1650—1920 von H. Jahn-Steglitz, o. J., S. 4 f. — 13) Vgl. L. A. Meyer: Das Neue Rathaus zu Berlin, erbaut von H. F. Waesemann, Berl. 1886, S. 10. Wenn jedoch ebd. Anm. 1 behauptet wird, daß die beigelegten Zeichnungen auch den kurz geschilderten Inhalt des Frieses wiedergäben, so ist dies unzutreffend, da diese Stilisierungen weder in der Form noch in der Anordnung noch im Inhalt mit den wirklich ausgeführten Relieftafeln übereinstimmen. — 14) Das letztere Relief sowie die Ecktafel 'Geselligkeit im Mittelalter' — dazu o. Anm. 8 — sind zerstört. — 15) Außer der o. Anm. 9 genannten einschlägigen Literatur s. noch H. Krabbo: Die Stadtgründungen der Markgrafen Johann I. u. Otto III. v. Brandenburg (1220—67), Archiv f. Urkundenforsch. IV, 1912, S. 255 ff. — 16) Geschichte d. Stadt Berlin,

Festschrift z. 700-Jahrfeier, hrsg. von M. Arendt, E. Faden, O. F. Gandert, Berl. 1937, S. 128 u. 150, ferner S. 104, 188, 195, 211, 213, 266 f., 310 u. 337 zur literarischen Ergänzung für die einzelnen historischen Szenen des Hauptfrieses. Der stadgeschichtlichen Außendekoration entsprach die innere Ausschmückung des Rathauses mit historischen Wandgemälden, vgl. A. Wirths Führung u. Erläuterung in den Mitteilungen d. Vereins f. Gesch. Berlins 35, 1918, S. 24 ff. — 17) Die Tafel ist abgebildet und ausführlich besprochen in den Mitteilungen d. Vereins f. Gesch. Berl. 21, 1904, S. 38 f. — 18) S. o. S. 2 — 19) Vgl. Anm. 8. — 20) Das Eckrelief ist zerstört. — 21) Bericht über d. Gemeindeverwaltung d. Stadt Berlin. 1877—81, a. O., S. 5 mit Abb. 4. Vgl. auch o. S. 6 und Anm. 17. — 22) Vgl. Das Berliner Rathaus (A. Buchholtz-A. Lewy), S. 297. Leider waren mir trotz aller Bemühungen die betr. Archivakten, die sicher noch manche interessanten zusätzlichen Aufschlüsse bieten dürften, infolge Verlagerung nach der Tschechoslowakei nicht zugänglich. — 23) Bilder a. d. dt. Vergangenheit, P. List-Verlag, Lpz. o. J., Bd. II, S. 195 ff. — 24) Wanderungen durch d. Mark Brandenburg, F. W. Hendel-Verlag, Naunhof-Lpz. o. J., Bd. III, S. 9 ff.: Die Wenden u. d. Kolonisation d. Mark durch die Zisterzienser. — 25) Vgl. o. S. 2 — 26) Einen 'Tempel der Eintracht' stellten neben der 'Gründung des Deutschen Reichs' und der 'Erhebung Berlins zur Hauptstadt' auch die Wandgemälde von Joh. Mühlenbruch im Treppenhause zum zweiten Stock des Rathauses dar, s. A. Buchholtz — A. Lewy, a. O. — 27) Hierzu s. meinen Beitrag 'Volk der Mitte', Entwicklungsgeschichte geograph.-völkerkundl. Ideen üb. Germanien u. Deutschl., Festschrift f. E. Oberhummer, Wien 1939 = Mitteilungen d. Geograph. Ges. Wien Bd. 83, 1940, S. 237 ff.

Als seine ehemaligen Schüler ihm bei einer festlichen Gelegenheit ihre Glückwünsche darbrachten, da wurde der Wunsch laut, wir möchten bei ihm so gern noch einmal eine Homer-Stunde erleben. Und siehe: er führte uns hinein in unsere alte Ober-Prima, wir setzten uns zu seinen Füßen, und er gab uns 2 Stunden hindurch anhand einiger hundert Verse des griechischen Textes eine Homer-Interpretation, so erhebend, so aus der Tiefe seiner reichen Kenntnisse schöpfend, daß wir tiefbewegt diesem herrlichen Unterricht lauschten „gleich wie in alter Zeit“.

Und bei alledem seine tiefe Bescheidenheit! Als ihm einmal von seinen ehemaligen Schülern gesagt wurde, es müsse für ihn doch beglückend sein, wenn er immer wieder die große Dankbarkeit und Anhänglichkeit seiner ehemaligen Schüler erfahren dürfe, da antwortete er: „gewiß tut mir das wohl, und doch halte ich es mit Kant: wenn das mein Lohn wäre, daß ich keinen Lohn erhalte, so wäre das der köstlichste Lohn“.

Als er Ostern 1910 das goldene Jubiläum seiner Lehrtätigkeit feierte, beschlossen einige Freunde, ihm eine besondere Liebesgabe als Zeichen ihrer verehrenden Freundschaft zu überreichen. Sie taten es in äußerst feiner, sinniger Weise. Die Gabe bestand in einem kleinen Druckheft, dessen Vorderseite die Aufschrift trägt: Propemptikon für Ludwig Bellermann. Darunter eine umkränzte 50 und das Datum „Zum Ersten April 1910“. Das Geleitgedicht war verfaßt von Hermann Diels, dem damaligen Ordinarius für klassische Philologie an der Berliner Universität. Und nun zeigt die nächste Seite eine Abbildung: Das Schatzhaus des Atreus (Mykene), Eingang von der Rückseite. Schlug der Jubilar jetzt um, so stand dort über einem Schlitz: Eingang zum Schatzhaus. Und darinnen fand er einen Scheck über eine beträchtliche Summe, die Gabe seiner Freunde. Er, zeitlebens „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, sollte als beglückenden Ausklang seines Lebens noch die Erfüllung seiner Sehnsucht finden. Der Fünfundsechzigjährige konnte wirklich gemeinsam mit seiner treuen Lebensgefährtin Susanne die klassischen Stätten Hellas' betreten, über denen der Geist eines Sophokles, Plato schwebte, die Sonne Homers leuchtete.

Wenn ich über dieser Lichtgestalt des Grauen Klosters seine Kollegen im Lehrer-Kollegium im Hintergrund gelassen habe, so weiß ich, sie würden mir in ihrer Bescheidenheit dies verzeihen. Sie waren alle für uns

Schüler ein Begriff: Heidemann, Tiedke, Noht, Kinzel — um nur einige zu nennen. Keiner brauchte sich des andern zu schämen, alle wetteiferten miteinander. Ob es sich um die weit über den engen Kreis der Schule hinaus bekannten Historiker Friedrich Hofmann, Julius Heidemann, Arnold Reimann handelte, ob um unseren Musiklehrer, Universitäts-Professor Heinrich Bellermann, den Bruder des Direktors, ob um anerkannte Kommentatoren von Cicero, Tacitus, Horaz — sie alle bedeuteten uns etwas. Der vielumstrittene Horaz, zu dessen „Rettung“ ein Lessing seinen ganzen Scharfsinn aufbot, Tacitus in seiner rauhen Sprache, Cicero mit seiner uns oft unverständlichen Rhetorik: wie wußte Professor Tiedke sie unserem lateinischen Sprachgefühl innerlich nahezubringen und uns die Sprache erleben zu lassen. Wenn Tacitus in seiner Germania seinen entarteten Römern die sittliche Reinheit der Germanen vor Augen hält, wenn er von der germanischen Jugend sagt: „nemo enim illic vitia ridet nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur“ (niemand lacht dort über das Laster, und Verführen und Verführtwerden nennt man dort nicht modern), so wurden solche Latein-Stunden für uns Weihe-Stunden, in denen christliche Ethik gelehrt wird.

Es würde eine Unnatur bedeuten, wenn einer solchen „die Schüler begeisternden Lehrerschaft“ nicht „eine durch sie begeisterte Schülerschaft“ entsprochen hätte.

In einer solchen Lehrer und Schüler umfassenden Gemeinschaft herrschte in der Tat der „Objektive Geist“, von dem Hegel spricht. Es ist ein gemeinsames Denken, es sind dieselben Ziele, dieselben Ideale, die das Ganze beherrschen, und sich nun auf jeden einzelnen ausstrahlen. Nicht dem Einzelnen gebührt die Priorität, sondern der Gemeinschaft.

Wer in unser „Kloster“ eintrat, der wurde durch die Gemeinschaft geformt. Ließ er sich nicht formen, so gehörte er ipso facto nicht zu uns und verschwand lautlos, ohne daß es eines „consilium abundi“ bedurft hätte. Denn hier herrschte derselbe innere Rhythmus des Pulschlages.

Wir Klosteraner sind Humanisten und Idealisten. Auch aus den in Trümmern versunkenen ehrwürdigen Gebäuden des Grauen Klosters wird dereinst — das ist unsere Hoffnung — auch der Geist wiedererstehen, der in dieser alten Schule seine Heimstätte hatte: Der Geist der humanitas.

Hermann Fricke:

JEAN PAULS Berliner Abenteuer

„Hätte Berlin Berge und bitteres Bier, so trät ich nicht aus seinen magischen Kreisen.“ Dieses oft zitierte Jean-Paul-Wort rührt an das vielleicht tragischste Ereignis in der Geistesgeschichte Berlins, an die Begegnung des Genius der neuen Wirklichkeitsdichtung mit dem Genius der werdenden Weltstadt des deutschen Realismus. Willibald Alexis hat mit feinem Instinkt aus den Erinnerungen Varnhagens den Berliner Jean-Paul-Kultus herausgehoben und in seinem Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ die köstliche Schilderung eines Besuches des Dichters im Hause der Geheimrätin Lupinus im Jahre 1800 eingefügt. Der Ablauf von Jean Pauls Berliner Abenteuer war jedoch keineswegs so glatt und kurz wie eine dichterische Vision, sondern so lang und verwickelt wie nur irgendeine seiner barocken Dichtungen. Es begann in den Tagen, da der Knabe des Wunsiedler Pfarrers sich aus der Berliner Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek die Elemente der Natur- und Erdbeschreibung, der Mathematik und Himmelskunde mit fieberglühenden Wangen erlas, und es ging erst lange Jahre nach seinem Tode zu Ende, als der Berliner Verleger Reimer die „Sämtlichen Werke“ des Dichters herausgab.

Jean Pauls Herkunft aus der geistigen Welt der verklingenden Aufklärung verwies den Jüngling naturhaft auf die Hauptstadt des großen königlichen Aufklärers. Johann Paul Friedrich Richter hatte als Schüler Hamanns und von Hippels seinen literarischen Erstling, die ganz in den Traditionen des Rationalismus verfaßten Satiren „Grönländische Prozesse“, die in Leipzig kein Verleger mehr nehmen wollte, schließlich an Hippels Berliner Verleger Christian Friedrich Voß gesandt. Nach vier Monaten, am 10. Dezember 1782, klopfte an die kalte Hunger- und Notstube der Familie Richter in Hof endlich ein Schreiben an, „daß der ehrwürdige Buchhändler Voß, der Verleger und Freund Lessings und Hippels, die beißige Erstgeburt mit Liebe in sein Handelsgewerbhaus aufnahm.“ 16 Louisdor waren der erste Lohn für den überglücklichen Autor. „Gottlob! Nun ist der steile Berg erstiegen.“ Seit diesem Tage ging Jean Pauls Blick nach Berlin. Zwei Jahre später, 1784, wandte sich der junge Dichter an Friedrich Nicolai selbst, den berühmten Herausgeber der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek, der jedoch die angebotenen allzu jugendlichen Satiren ablehnte. Schon damals gehörte

Jean Paul, genau genommen, geistig nicht mehr in diesen Kreis hinein. Obwohl Nicolais Bibliothek die Werke Jean Pauls (1794 die „Unsichtbare Loge“, Rezension Knigge; 1796 den „Hesperus“, 1798 den „Siebenkäs“ und „Quintus Fixlein“, 1800 den „Titan“) freundlich besprach, nahm Jean Paul jede Gelegenheit wahr, um gegen die Bibliothek, dies „Krebstüchlein der Genialität“, harte Worte zu sprechen. Wie bei der „Berliner Monatsschrift“ und dem „Freimütigen“ fand der Dichter auch hier „nur blankgeschauertes Blei der polierten Alltäglichkeit“ und rechnete Nicolai, Biester und Merckel zu seinen „Mattmachern“. Als er Nicolai persönlich kennenlernte, fand er ihn „überaus zeitmörderisch“. Hier schieden sich zwei geistige Welten. Im gleichen Jahre 1784 entdeckte der Herausgeber des „Berliner Journals für Länder- und Völkerkunde“, der friderizianische Hauptmann a. D. Wilhelm von Archenholtz in Jean Paul einen „genievollen Korrespondenten“. Er brachte im Oktober Jean Pauls kleine Satire „Zerstreute Betrachtungen über das dichterische Sinken“, im Laufe der nächsten Jahre mehrere Aufsätze des Dichters. 1786 hatte er auf einer Reise nach Karlsbad vergeblich Jean Paul in Hof zu treffen gesucht, der in Archenholtz den Vorkämpfer für die Kenntnis der englischen Selbstverwaltung verehrte. „Sie haben das Verdienst, uns aus unseren monarchischen Ketten und Banden aufzurütteln, durch das Beispiel eines Volkes, das sich frei bewegt.“ Am 17. Oktober 1787 sandte Jean Paul an Archenholtz seine Satire „Launige Phantasie von J. P. F. Haas“, die Archenholtz in seiner anderen Zeitschrift „Neue Literatur- und Völkerkunde“ im Mai 1788 als willkommenen Beitrag brachte. In Jean Pauls Entscheidungsjahr 1792 befand sich Archenholtz bereits in Hamburg, wohin ihm der Dichter noch 1805 sein „Freiheitsbüchlein“ sandte.

Die friderizianische Zeit war dahin. In Berlin hatte der „dicke“ König den Orden vom Roten Adler gestiftet, um die Erwerbung der Markgrafschaft Bayreuth zu feiern. 1791 war das Fürstentum an Preußen gefallen. Damit auch das Städtchen Wonsiedel im Fichtelgebirge, damit auch der Sohn des Tertius (Drittlehrer) und Organisten Johann Christian Richter. Er, der verbummelte „Kandidat Richter“, war jetzt 29 Jahre alt, hatte am 8. Februar 1792 bei der Huldigung der Bayreuther Beamten zum erstenmal in dem neuen Landesherrn einen richtigen König gesehen und am 29. Februar 1792 den ersten großen Wurf seines Lebens, den Erziehungsroman „Unsichtbare Loge“ beendet. Um dafür einen Verleger zu finden, waren aus der turbulenten Wohnkammer bei der Mutter in Hof, in die die Not den Dichter zurückgetrieben hatte, schon einige zwanzig Briefe in alle Welt gegangen. Aber kein Echo kam. Dazu stand über ihm die Trauer um Bruder Heinrich, der vor der Not ins Wasser gegangen war. Über ihm stand der Kummer um Bruder Gottlieb, „Skribent beim hiesigen Vogtei-Amt, ein unwürdiger Pfarrerssohn“, wie die Chronik berichtet, dem die ledige Fleischermeisterstochter von Naila ein „Hurenkind“ geboren hatte. Über ihm stand die Sorge um die allertrueste Mutter. Da setzte er sich hin und schickte sein Manuskript an den pietistischen Verfasser des „Anton Reiser“, an das Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor der Altertumskunde an der Kunstakademie Karl Philipp Moritz in Berlin. Wieviel Manuskripte suchten nicht ihren Weg zum Berliner ästhetischen Orakel und Freunde Goethes. Der Bruder von Moritz schildert, wie der Herr Professor sich schon wochenlang über die Manuskriptflut ärgerte und schließlich nur mit Mühe bewogen werden konnte, die „Unsichtbare Loge“ zu lesen. Dann aber sei er in die enthusiastischen Worte ausgebrochen: „Das begreife ich nicht! Das ist etwas ganz Neues! Das ist noch über Goethe!“ Dann schrieb Moritz gleich zwei Briefe an Jean Paul: „Und wenn Sie am Ende der Erde wären und müßt ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen: so fliege ich in Ihre Arme! Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel!“ Der erste Pfingstfeiertag 1792 auf dem Dache des Moritzschen Hauses, auf dem „Observatorium“, ist

die Geburtsstunde des Berliner Jean-Paul-Kultus, der den Goethekultus der Berliner so gründlich beiseite schob. Moritz eilte sofort zu seinem Schwiegervater, dem Buchhändler und Verleger Kommerzienrat Karl Matzdorff, der die „Unsichtbare Loge“ mit dem für den armen Jean Paul geradezu fürstlichen Honorar von 100 Gold-Dukaten erwarb. Dieser aber setzte stolz den rousseauschen Verfasseramen „Jean Paul“ darauf, der nun mit seinem Werke von der Berliner Offizin aus seinen weltweiten Weg antrat. Am Brandenburger Weiher in Bayreuth war dem Dichter die Vision der Scheerauer Gewürzinseln und Molucken aufgegangen; nun gab ihm Brandenburg-Preußens Hauptstadt die Fahrt in die Welt frei. Endlich konnte er dem Räte Franklins folgen, alles, Menschen ausgenommen, zu wechseln: Hemden und Betten, Stuben und Städte, Musenhöfe und Fürstensitze, Erdteile und Planeten. Mit den ersten Exemplaren der „Unsichtbaren Loge“ erhielt der Dichter die Nachricht vom Tode seines Freundes. Am 27. Juni 1793 ward Karl Philipp Moritz plötzlich dahingerafft. Sein Geist ging ein in die Gestalt des Emanuel im Hesperus-Roman. Emanuels Tod ist eine der tiefsten Visionen, die dem Dichter je gelangen. In der „Vorschule der Ästhetik“ hat Jean Paul den heimgegangenen Freund in die Kette der empfangenden und passiven Genies eingereiht.

Mit Karl Matzdorff waren die Beziehungen nicht so stürmisch verlaufen. Die Aufnahme der „Unsichtbaren Loge“ war überall, auch in Berlin, sehr wenig eindrucksvoll, und Matzdorff sah den geringen buchhändlerischen Erfolg nur zu deutlich. Als er im April 1794 mit Jean Paul den Verlagsvertrag über den Roman „Hesperus“ abschloß, wagte er dem Dichter nicht mehr als 200 Taler Honorar zu geben. Trotz des eigentlich schlechten Vertrages räumte ihm der Dichter ein: „Sie haben allzeit das Vorkaufsrecht bei allen meinen künftigen Manuskripten.“ Matzdorff verzichtete jedoch sogar auf den „Quintus Fixlein“, den Jean Paul recht günstig an den Bayreuther Buchhändler Lübeck verkaufte. Das von Matzdorff nicht Erwartete geschah: Der „Hesperus“ löste im ganzen Volk eine begeisterte Zustimmung aus und machte Jean Paul zum berühmtesten Dichter seiner Zeit. Matzdorff war nun wegen des entgangenen „Quintus Fixlein“ verärgert. Um ihn zu versöhnen, schrieb Jean Paul von Mitte September 1795 bis April 1796 die Geschichte seines Armenadvokaten „Siebenkäs“, die mit dem hochinteressanten Blumenstück „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei“ in Berlin erschien. Die Verlagsgeschichte der Werke Jean Pauls blieb nun an Berlin gebunden. Mitte Februar 1796 war das 1. Bändchen des „Titan“ bei Matzdorff herausgekommen. Im gleichen Jahr erschienen die „Biographischen Belustigungen“, 1797 der „Siebenkäs“, bis 1803 die Restbände des „Titan“. Dazu kam 1800 noch im Taschenbuch für 1801 der berühmte Aufsatz über „Charlotte Corday“. Zu Matzdorff wurden die Beziehungen schließlich so persönlich, daß der Dichter zum 4. Juni 1796 bei der Tochter zu Gevatter gebeten wurde.

Für Jean Paul war es von besonderer Bedeutung, daß ihm auf seine unerschütterliche Treue zum Werke Herders aus dem Hause des Weimarer Klassikers echte Freundschaft antwortete. Dem Herderschen Hause eng befreundet war Karoline von Berg, die lebhaften Anteil an den literarischen Arbeiten, Kämpfen und Freundschaften Herders nahm. Sie war eine geborene brandenburgische Gräfin Häsel und Hofdame der preussischen Kronprinzessin Luise, deren Lieblingsgedanke es war, auch dem Berliner Hofe nach dem Vorbild von Weimar durch Entfaltung der jungen literarischen und wissenschaftlichen Kräfte jenes ornamentum imperii zu geben, das allen großen Herrschern am Herzen gelegen. Frau von Berg begeisterte die Kronprinzessin und ihre Geschwister, die Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen, die Fürstin von Thurn und Taxis und die Prinzessin Friederike von Preußen, dazu den Bruder Prinz Georg Karl Friedrich von Mecklenburg-Strelitz für das Werk Jean Pauls. Sie versicherte dem Dichter, daß er

keine bessere Freundin habe und keine Seele, die ihm inniger angehöre, als die ihrige. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1797 brachte sie an der königlichen Tafel sehr oft das Gespräch auf den Dichter und hatte die Genußtuung und das Glück, ebenso warm angehört zu werden, wie sie für das Werk Jean Pauls warb. Jean Paul war sich der Bedeutung seiner „geistigen Amazone“ bewußt und erkannte, daß sie nicht nur zu jenen Bewunderinnen gehörte, die mit der Seele zu empfinden wissen, sondern auch zu handeln und das Schicksal zu meistern verstehen. (Brief v. 15. Dez. 1804.) Bereits 1794 hielt Frau von Berg es für angebracht, den preußischen Dichtervater Gleim, dem sie als seine Santa Carolina nahe stand, auf Jean Pauls Werk aufmerksam zu machen. Gleim schrieb sofort nach Weimar: „Ein Laut von Herder oder Herderin, so hält' ich den göttlichen oder auch nicht göttlichen Mann schon längst genossen. Wer ist er? Wie heißt er? Wo wohnt er? Was hat er sonst noch geschrieben? Alles von ihm muß ich lesen, ich sterbe nicht eher.“

Während sich langsam um Herder, Gleim und Jean Paul die „Anti-Titanen-Front“ gegen die Herren von Weimar bildete, entstand am Hofe in Berlin Jean Pauls „prätorianische Kohorte“. Ihr gehörten neben Gleim, Frau von Berg und den Prinzessinnen sehr früh die Geschwister von Schuckmann an. Friedrich von Schuckmann war seit 1795 preußischer Kammerpräsident in Bayreuth und hatte dort den Dichter in sein Haus gezogen. Als Schuckmann Minister war, wandte sich noch 1815 der Dichter an ihn mit der Bitte um Förderung beim König, in der Hoffnung, daß der Hofglanz „sein gutes Auge nicht hindern werde, in die dunkle Zeit hineinzusehen, wo er ihn gefunden“. Zu Henriette von Schuckmann vertieften sich die Beziehungen erst seit der Franzensbader Sommerfrische des Dichters im Juli 1797, in der außer Julie von Krüdener auch die Berlinerin Emilie Bernard ihm nahe standen. Seit den Tagen von Franzensbad knüpfte sich zwischen Henriette von Schuckmann und Jean Paul ein mehrjähriger Briefwechsel bis hin zum letzten Trost des Dichters an die vereinsamte alternde Frau am Sterbebett ihres Vaters in Mecklenburg.

In Hof erhielt der Dichter am 11. Februar 1796 überraschend Besuch aus Berlin: es war der Justizassessor Hans Georg von Ahlefeldt, der auf der Rückreise von Bayreuth war, wo er in unglücklicher Liebe der Gattin des Oberstleutnants von Kropff gemacht hatte. Auch Wilhelmine von Kropff schwärmte für den genialen Dichter. Sie war am preußischen Hof gewesen und sprach „die schönste veredelte Berliner Aussprache“, als Jean Paul sie zu Pfingsten in Bayreuth besuchte. Mit von Ahlefeldt schloß Jean Paul beim schäumenden Champagnerwein eine Freundschaft fürs Leben. Der ewige Assessor — er wurde erst 1822 Kriegerat — war ein schwärmerischer, aber geistig nicht bedeutender Mensch. Blond und fad fand ihn A. W. Schlegel, und der alte Jean Paul kennzeichnete ihn als „sentimentalen All-Liebhaber“. Wie bescheiden war der junge Dichter damals in seinem Anspruch an Bewunderung!

Eine neue Berliner Beziehung eröffnete sich für ihn im Herbst 1796. Der von Friedrich d. Gr. nach Berlin geholt Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt lebte nach seiner Entlassung (1794) als Salineninspektor auf dem Giebichenstein bei Halle. Mit Goethe hatte er sich tief entfremdet. Nun hatte er auf einer Dienstreise in Hof bei einem Konzert im Rathaus Jean Paul kennen gelernt und mehrere Tage mit ihm gemeinsam verbracht. Dies Zusammentreffen hat Reichardt anschaulich und recht kritisch in seinem Journal „Deutschland“ beschrieben. Im Juli 1798 machte Jean Paul im prachtvollen Landhaus des Musikers seinen Gegenbesuch. Innere Beziehungen wollten sich jedoch nicht bilden. Jean Paul meinte, daß sie wie Weltpole weit auseinander und über Kunst und Menschen und Empfindungen ewig getrennt seien! Auf dem Giebichenstein hörte Jean Paul zum erstenmal von dem Zusammenbruch einer alten geistigen Welt. Von hier

aus schrieb er an seinen Freund Otto die aus dem Giebichensteiner Berlin-Bild gewonnene Prophetie: „So viel ist gewiß, eine geistigere und größere Revolution als die politische schlägt im Herz der Welt!“ Mußte man nicht nach Berlin, um dort deutlicher als anderwärts den Pulsschlag zu fühlen? Dazu ging in Berlin der Jean-Paul-Enthusiasmus in seinen ersten hohen Wogen. Ein überbegeisterter Jüngling veröffentlichte im „Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“ ein danküberströmendes Gedicht, das Jean Paul als den Tröster der Schmerzbeladenen und Verkannten feierte.

Ruhelos hielt Jean Paul Ausschau nach einem stillen Refugium für Dichtung und Seele. Weimar war gescheitert. Pfingsten 1798 hatte er nach leidenschaftlichen Szenen in Leipzig Dresden aufgesucht. Hier bemühten sich die aufgeschlossenen Adelskreise um ihn. Friedrich Otto von Manteuffel, der jüngere Bruder des Niederlausitzer Landessyndikus und späteren sächsischen Ministers, also der „preußische“ von beiden, hat Jean Paul mehrfach zu Tisch geladen, und in seinem Hause fand der schwere Zusammenstoß Jean Pauls mit Karoline Schlegel statt, die ihm damals den unter den Romantikern beliebten *nom de guerre* „die Bestie“ beilegte. Auch als späterer preußischer Präsident der Oberamtsregierung in Lübben blieb von Manteuffel ein Verehrer der Jean Paulschen Dichtung.

Eine Zeitlang ging Jean Pauls Sehnsucht nach Halberstadt. Kurz nach dem Erscheinen des „Hesperus“ war 1795 dem Dichter die Summe von 50 Talern von einem „Septimus Fixlein“ zugegangen. Dahinter verbarg sich, wie Jean Paul erfuhr, der preußische Dichtervater Joh. Wilh. Ludwig Gleim. Der von den Xenien als „alter Peleus“ verspottete gütige Mensch wollte mitwirken, dem Musenhof von Weimar einen Musenhof von Berlin zur Seite zu stellen. Im Juli 1798 hatte Jean Paul nach seinem Besuch bei Reichardt den alten Meister in Halberstadt aufgesucht. „Wie hebt diesen biedern Borussianer mein Herz über die ästhetischen Gaukler in Weimar und Jena!“ Gleim bestellte damals bei Heinrich Pfenninger in Leipzig das Bild Jean Pauls, das er allzeit als eine der größten Kostbarkeiten hütete. Dem Freunde Otto gestand Jean Paul, daß er eigentlich nach Halberstadt gereist sei, um zu sehen, ob er dort neben Gleim seinen künftigen Wohnsitz nehmen könne. Bei Jean Pauls Verlobung mit Karoline von Feuchtersleben schickte ihm Gleim „in einer königlichen Verschreibung auf die ostpreussischen Provinzen 500 Taler Aussteuer“. In Berlin suchte Gleim für den jungen Freund vergeblich eine Präbende zu erwirken: „Er ist unser wie irgendeiner der auserwählten Gottesgeister.“

*

Alles wies den Dichter nach Berlin. Es lockten Ruhm und Liebe, der Hof, die genialen Frauen und die Männer der Wissenschaft und der Kunst.

Mitte März 1799 erhielt der Dichter einen anonymen Brief: „Si j'étais reine, l'auteur d'Hesperus serait mon premier ministre.“ Der Brief kam von Josephine von Sydow, einer nach Berlin und die Mark Brandenburg verschlagenen südlichen Rassefranzösin. Als Sechzehnjährige war sie Gattin eines Herrn von Monbart, als Siebzehnjährige Schriftstellerin geworden. In ihrem 25. Jahre heiratete sie den Eskadronchef der Blücherhusaren von Sydow in Belgard. Durch den Prediger Wolf in Prenzlau, wo Josephine eine Zeitlang lebte, war sie auf den „Hesperus“ aufmerksam gemacht worden. Da sie selbst über Erziehung geschriftsteltelt hatte, fand sie im Roman alle ihre Ideale der Jugend: Tugend, Freundschaft und Liebe, ins Leben gerufen. Sie machte sich sofort an eine Übersetzung des „Hesperus“ ins Französische. Ein schwärmerischer französischer Briefwechsel mit dem Dichter kam bald in Gang. Ihr ist Jean Paul ein Gottmensch, der die Menschheit liebt und die Laster der Menschen bekämpft. Sie schickt ihm ihr Bild und wünscht am Ende ihres Lebens zu sagen:

Ich habe ein Herz gefunden, das mein Herz versteht. Im Herbst 1799 will sie für den Winter nach Berlin reisen, um ihre Sehnsucht zu erfüllen, dem Dichter von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen. Jean Paul ist beglückt über die Zustimmung eines klugen französischen Frauenherzens. Er wird, wie er versichert, in Berlin ihr Bruder sein und ihr an ihrem Herzen eine ewige Freundschaft in geistiger Liebe schwören. Trotz des Verlöbnisses mit Karoline von Feuchtersleben hängt er Josephinens Bild neben sein Klavier und wie ein Kind „streichelt er mit den Fingern über das Augenlid vor Liebe“. Am Jahrestage ihrer Bekanntschaft versichert er, daß er in Berlin Josephine nicht nur an, sondern auch in sein Herz drücken wolle. Für die nahe Seligkeit will Jean Paul alle süßen Worte aufsparen, der ganze Frühling soll „Josephinens Morgenrot“ sein! Inzwischen hatte der Dichter das Verlöbniß mit Karoline von Feuchtersleben am 2. Mai 1800 gelöst. Nun versprach er Josephinen im Anschluß an eine Reise zur Leipziger Frühjahrsmesse nach Berlin zu kommen.

Der entscheidende Ruf nach Berlin kam jedoch von anderer Seite. Jean Paul hatte die Erlaubnis erhalten, seinen Roman *Titan* „den vier schönen und guten Schwestern auf dem Thron“ zu widmen. Das war wohl als eine kleine Demonstration der preußischen Prinzensinnen gegen Weimar gedacht. Der bewußte Republikaner Jean Paul hatte beim Weimarer Hof Anstoß erregt, weil er demonstrativ das Anliegen eines Adelsdegens bei Hofkonzerten ablehnte und immer auf der Galerie, wo Bürgerliche Zutritt hatten, erschien. Bei ihrem Besuch in Weimar hoffte die Königin Luise den Dichter am Hof zu treffen, und das hohe Lob, das sie, die Fürstin von Thurn und Taxis und der Prinz Georg von Mecklenburg dem Werk des Dichters spendeten, zwangen den Weimarer Hof, besonders die Herzogin, freundlichere Weisen an den Tag zu legen. Nun hatte ihn die Königin Luise ausdrücklich auffordern lassen, nach Berlin zu kommen. Hoffnungsfroh folgte der Dichter sofort dem Ruf.

In den letzten Maitagen des Jahrhundertjahres traf Jean Paul von Leipzig kommend in Berlin ein. Bei der Durchfahrt durch Potsdam „mit seinen großen Bau-Kubis und herrlichen Wasserscheiben“ wird seine Erwartung auf die Hauptstadt gespannt. Der Eindruck übertraf alle seine Erwartungen.

Karl Matzdorff nahm ihn mit aller kommerzienrätlichen Gastfreiheit auf, mit „seidenen Stühlen, den Wachlichtern, dem Erforschen jedes Wunsches sowie den vier mir zum Gebrauch überlassenen Zimmern“. Berlin stand ganz im Banne des Dichters. Mit besonderer Herzlichkeit feierte dieser sein Wiedersehen mit von Ahlefeldt, der noch immer als Regierungsassessor in der Neuen Friedrichstraße wohnte. Iffland führte zu Ehren des Dichters Schillers Wallenstein auf. Rahel Varnhagen beschlagnahmte ihn für diesen Abend: „Ich habe das Glück, die Glorie, meinen Fleck Richtern zu zeigen, in meine Loge geht er.“ Fleck riß mit seiner Kunst wirklich den Dichter in seinen Bann, der sich dagegen für Ifflands klassisches Spiel nicht erwärmen konnte. Auch Friederike Unzelmann fand seinen Beifall. In der Garnisonkirche nahm Jean Paul an einer Gedenkfeier für Fasch, den Begründer der Singakademie, teil und hörte dort Mozarts Requiem. „Ein Park Gelehrter“ hatte sich zu einem Ehrenabend bei Matzdorff versammelt, aber Jean Paul konnte sich mit ihrem „trockenen, deistischen Berlinismus“ nicht anfreunden. Während moderne Dichter wie Hermann Hesse Berlins nur mit Abscheu gedenken, schrieb Jean Paul: „Das edle Brandenburger Tor mit seinen Säulen und seinem Triumphwagen öffnet groß die Kolossenreihe der Paläste. Nur die Einwohner, sogar die Einwohnerinnen sind einfach gekleidet. In keiner deutschen Stadt ist die Achtung für das Gesetz, worin alle Freiheit besteht, sogar beim König, größer als hier.“ Die Stadt ist ihm die Mutterloge deutscher Freiheit. Die Bewohner entzücken ihn durch ihren Freiheitsgeist und Gesellschaftston. „Juden, Minister, Offiziere, Gelehrte, Weiber, sie alle macht das gesellige Band oft zu Einem Strauß.“ Die Juden hätten hier wenig vom Alten Testament an

sich, seien Förderer von Kunst und Wissenschaft. Der Adel ziehe keine Scheidewand gegen die Bürgerlichen. Nirgends fänden sich so gute häusliche, gebildete und schöne Frauen. Der Dichter findet sich geradezu mit einer „Idolatrie“ aufgenommen. Schlichte Tüchtigkeit und klare Sachlichkeit umfingen ihn wie eine neue Welt, die Welt der Aufklärung Friedrichs und Lessings. „Berlin warf mir ein paar Universa an den Kopf.“

Am 28. Mai 1800 übersandte Jean Paul an die Königin Luise den 1. Band des „Titan“ mit der Dedikation und sprach dabei die Hoffnung aus, jetzt zu erreichen, was ihm in Weimar nicht vergönnt war: die Königin zu sehen. Schon am folgenden Tag hielt er ihren Brief in Händen: „Ihr Zweck, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als daß Sie ihn nicht erreichen sollten, und es wird mir eine Freude sein, Sie während Ihres Hierseins zu sehen.“ Er wurde nach Sanssouci zur Tafel geladen. „Ich habe das große Sanssouci und die schöne Königin gesehen und bei ihr gegessen. Warum hat sie zwei Throne, da ihr zum Herrschen an dem Thron der Schönheit genug sein konnte? . . . Sie stieg mit mir überall auf der heiligen Stätte herum, wo der Geist des Erbauers sich und Europa beherrscht hatte. Geheiligt und gerührt stand ich in diesem Tempel des aufgeflogenen Adlers.“

Zum Kreise der Königin gehörte der 37jährige Sekretär der Schwedischen Gesandtschaft, der Dichter Karl Gustav von Brinckmann. Ein begeisterter Verehrer Jean Pauls, war er gerne bereit, auf Wunsch der Rahel die persönliche Bekanntschaft zwischen dem Hause Varnhagen und Jean Paul zu vermitteln. Brinckmann war es auch, der schon 1798 seinen Freund Schleiermacher auf den neuen Dichter aufmerksam machte.

Dem Beispiel der Königin folgten die Minister. Es waren jene Männer, die vor Preußens Zusammenbruch bereits an den großen inneren Reformen arbeiteten. Der fast 65jährige Karl Gustav von Struensee, Mathematiker und Philosoph, damals Chef des Zoll- und Akzisedepartements, wegen seiner freisinnigen Reformen im Finanzwesen vom Hochadel bekämpft, lud den Dichter zweimal zu Tisch. Er hatte gerade 1799 dem französischen Geschäftsträger seine Reformpläne mit den Worten geschildert: „Die heilsame Revolution, die ihr von unten nach oben gemacht habt, wird sich in Preußen langsam von oben nach unten vollziehen . . . In wenig Jahren wird es in Preußen keine privilegierte Klasse mehr geben.“ Das mochte gut zu Jean Pauls Gedanken passen. Herzlich lieben lernte der Dichter den ebenfalls reformrevolutionären Reichsfreiherrn Friedrich Leopold von Schrötter, in dessen Haus er aus und ein ging und dessen Frau und Töchter enthusiastische Bewunderer Jean Pauls waren. Am vertrautesten aber war des Dichters Verhältnis zum Hause des damals 55jährigen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten Graf Philipp Karl von Alvensleben. Ein feiner gesellschaftlicher Ton herrschte hier und eine umfassende weltmännische Bildung. Der Minister schriftstellerte selbst und gab dem Dichter ein Manuskript über das 18. Jahrhundert zur Durchsicht. In seinem Hause traf Jean Paul auch Friedrich Gentz, dessen „eigennützige Roheit“ ihn jedoch abstieß. Die Tafel bei Alvensleben hielt ihn sogar eines Tages solange fest, daß er zu einem festlichen Empfang zu spät kam, den ihm die Loge Royal York gab. Unter Führung des gelehrten Konsistorialrates Zöllner huldigten hier dem Dichter vierzig „Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises“. An diesem Abend knüpfte Jean Paul die ersten Bande, die ihn in das Haus des Obertribunalrates Mayer führten.

Am Hofe wirkte Frau von Berg unermüdlich für den Dichter, ebenso der Erbprinz von Mecklenburg. Der König Friedrich Wilhelm III., der Jean Pauls Art ablehnte, ging nicht über vage Versprechungen hinaus. Henriette Herz hat eine Äußerung des Königs überliefert, die wenigstens dem Sinne und der Anschauung nach sehr authentisch erscheint: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Mag ganz gute Romane geschrieben haben — für den Liebhaber, denn mir

war das, was mir davon zu Händen gekommen ist, ein bißchen gar zu kraus, — aber dies ist doch ein Verdienst, das sich noch halten läßt. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen, oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen in ihrem Enthusiasmus immer das Maßhalten nicht."

Ja, die Damen! Um ihretwillen war Jean Paul eigentlich nach Berlin gekommen. Die Begegnung mit Josephine von Sydow hielt, was ihre stürmischen Briefe verheißen hatten. Beide fanden sich bald nach Jean Pauls Ankunft in Berlin. Sie war wirklich die einzige uneigennützig unter seinen Berliner Freundinnen. Als sie abreiste, schrieb er: „Meine Sydow hat meine vermehrte Achtung mitgenommen. Welches Weib! Südliche Naivität (bis zum Komischen), südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit und ein treues deutsches Auge.“ Aus der Ferne mahnt Josephine: „Mein würdiger, mein zarter, mein einziger Freund! Liebe mich, schreibe mir, denke an mich und sei versichert, daß, wenn der Flug Deines Herzens Dich zu mir tragen wird, Du immer das meinige zur Aufnahme bereit finden wirst“ ... Sie sahen sich nie wieder.

Die anderen Frauen waren titanidenhafter. Entscheidender als die Bekanntschaft mit Henriette von Schuckmann sollte für den Dichter die Franzensbader Begegnung mit Emilie Bernard vom Juli 1797 werden. Schlegel behauptet, sie stehe unter allen Frauen Berlins Jean Paul am nächsten und sei seine Geliebte. Henriette Herz wollte sogar wissen, daß Frau Bernard bei dem Dichter gewohnt habe. Die kluge und geistvolle Jüdin, eine geb. Gad, fühlte sich seit der Begegnung mit Jean Paul als das glücklichste unter allen Wesen. Kurz vor Jean Pauls Ankunft schrieb Emilie Bernard in ihr Tagebuch: „Diejenigen, welche sich rühmen können, ihn gesehen und gesprochen zu haben, werden selbst als Erscheinungen einer anderen Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, das den Sinnen unbegreiflich ist.“ Sie scheint den Dichter jedoch als erste Berlinerin mit den Sinnen der Liebe bekannt gemacht zu haben. „Im Tiergarten bei Bernard blieb ich eine Nacht und rauchte meine Pfeife und ging rein von dannen, und Gott sei Dank, aber nicht mir.“ Jean Paul hatte, wie er dem Freunde schreibt, „entscheidende Erfahrungen“ gemacht. Noch jahrelang fliegen die Briefe der Bernard auf den Tisch des Dichters, von Freienwalde, von England, wo sie die Gattin Domesiers, des Leibarztes des Herzogs von Sussex geworden war.

Inzwischen tauchte der Dichter immer tiefer in den Strudel der schönen begeisterten Berliner Frauen. Die Rahel hatte auf der Insel Pichelswerder ein großes Frühlingsfest arrangiert. „Ich wurde angebetet von den Mädchen! Himmell welche Einfachheit, Offenheit, Bildung und Schönheit! Auf der herrlichen Insel Pichelswerder fand ich so viele schöne Freundinnen auf einmal, daß es einen ärgerte, weil jeder Anteil den andern aufhob.“ Eine trat leuchtend aus dem Blumenflor hervor, die besondere Freundin der Rahel, die Gräfin Henriette von Schlabrendorf, eine geborene Mutschefal aus Schlesien. Nach der ersten Begegnung in Berlin begleitete sie den Dichter auf mehrere Reisen nach Gotha. Er liebte ihre ins Herz einsickernde Stimme, ihre schöne hohe Gestalt, ihre Kenntnisse. Abends kamen sie in Gotha „mit holder, leichter Liebe“ an. Im Mondschein saßen sie beieinander. In dem einen Arm hielt die Gräfin ihre kleine Tochter, in dem anderen den Dichter. Ihre Leichtigkeit des Lebens und Liebens „legten Franziskanerstricke um sein empirisches Ich“. „Wir sind jetzt beim Hände-Anfassen mit eingemischten leichten Drücken.“ Dann sitzen sie auf dem Sofa und erleben „in Sekunden Wochen“. Schon spielt er mit ihrem Brillantkollier, schon öffnet sie die Spitzen ihrer Bluse. „Ihr Globulus hatte die Farbe und Weichheit der Wolken-Flocken.“ Sie bittet, an ihm zu schlafen. „Ich hatte in meinem schlafenden Kopfe fast das ganze schlagende Herz droben“, bekennt Jean Paul dem Freunde.



Josephine von Monbart

In Berlin traf der Dichter auch jene „idealische Seele“ wieder, die bei ihrem Besuch in Hof im August 1796 Jean Pauls Seele „erobert“ hatte: Julie von Krüdener. Geschieden von ihrem Gatten, dem russischen Gesandten am Kopenhagener Hof, war sie mit den großen Männern ihrer Zeit befreundet. Die damals 36jährige Frau aus dem Max-von-Schenkendorf-Kreis, stand noch vor ihrem Weg in die religiöse Schwärmerei und Theosophie. In Berlin schloß sie sich nach Funcks Bericht noch stundenlang mit dem ihr als junger burschikoser Gesell entgegen tretenden Jean ins Zimmer ein, schnitt ihm die Haare und frisierte ihn für die Gesellschaften!

Es bleibt noch der jüngsten unter den Berliner Freundinnen Jean Pauls zu gedenken, Helmina von Klenke, der Enkelin der preußischen Sappho Anna Karsch. Sie hatte mit 16 Jahren den Baron Hastfer geheiratet und lag damals schon mit ihm in Scheidung. Schon als Vierzehnjährige war sie über Jean Pauls „Unsichtbare Loge“ geraten. Als ihr zwei Jahre später der „Hesperus“ zu Händen kam, schrieb sie einen jugendlich-überschwenglichen Brief an den Dichter. Auf Jean Pauls Wunsch arrangierte Freund Ahlefeldt in Berlin eine Begegnung mit Helmina an einem Sonnenmorgen im Garten der Frau von Berg. Als jedoch in der Folge Helmina ihn mit Manuskripten und Romanentwürfen überschüttete, ersah der Dichter ihre Bedeutungslosigkeit, ließ alles vergessen liegen, auch die Briefberge, die ihm ein Jahrzehnt später zum „Edieren und Emendieren“ übergeben wurden. Helmina dagegen bewahrte den Dichter bis an ihr Lebensende hohe Bewunderung und traf die für ihre Generation so sehr treffende Feststellung: „Keiner hatte vor ihm Deutschland zum Selbstbewußtsein emporgerufen; an ihm war die Generation aufgerankt und aufgeblüht.“ Ähnlich wie Reichardt hat sie uns ein Bild vom Jean Paul jener Tage aufbewahrt: „Jean Pauls Erscheinung hatte nichts Auffallendes, seine einfache Kleidung paßte zu seinem Gesicht und seinem Wesen. Auf seiner Stirne thronte Licht, auf seinen Lippen Anmut und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Glut. Seine Erscheinung

würde aber vielleicht einem Unkundigen nichts von seinem Genius verraten haben; sie war durch ihre Anspruchslosigkeit gewinnend und Ernst, Anstand, natürliche Anmut blickten daraus hervor ... Etwas unendlich Wohltuendes lag in der harmonischen Milde seines ganzen Wesens, seines Blicks, im Ernst seines stillen Lächelns." Sie gehörte nicht zum Typ der Titaniden. Im Grunde mochte Jean Paul sie alle nicht, „die Pracht- und Fackeldisteln, die man genialische Weiber nennt.“

Damals entwarf der Dichter in Berlin jene psychologisch schlecht motivierte, aber lebensrichtungsmäßig bedeutsame Novelette gegen das „Krähwinkel“ des Lebens, die Sinnengier der Zeit, der leider Geist und Menschentum zum Opfer fielen: „Das heimliche Klage Lied jetziger Männer.“ Es war die erste drastische Absage des Dichters an die Titanen und die Titaninnen in Weimar und Berlin. Ende Juni beendete Jean Paul seinen Berliner Aufenthalt. Auf der Durchfahrt besuchte er in Dessau den Hofrat Karl Spazier, den Schwiegersohn des Obertribunalsrates Mayer. Es ging um die Begründung der Zeitschrift „Die elegante Welt“, an die Jean Paul Anschluß suchte. Der Entschluß zur Übersiedlung nach Berlin war gefaßt.

*

Anfang Oktober 1800 zog Jean Paul endgültig von Weimar nach Berlin um. Von Ahlefeldt nahm ihn in seine Wohnung in der Neuen Friedrichstraße auf. Seltsame acht Monate folgten. Werden die Berliner Wirklichkeiten das halten, was der Dichter von ihnen erwarten mochte? Wird dies Berlin sich zum großen Widerspiel der Weimarer Klassik erheben? Berlin als titanisches Abenteuer verblieb; die Wirklichkeit trat in ihr Recht.

Im bunten Kranz der schwärmenden Frauen tauchten für Augenblicke die „drei herrlichen Töchter des Geheimrats Mayer“ auf, die Jean Paul schon im Mai als verspäteter Held des Festes in der Loge Royal York kennenlernte. Nach dem Fest hatte er den Geheimrat besucht und die zweite der Töchter, Karoline Mayer, hatte ihm geschrieben: „Ich möchte Sie anbeten, vor Ihnen knien, wie man vor Gott sich beugt.“ Die Ehe ihrer Eltern war unglücklich gewesen. Die Erziehungsgewalt hatte der Vater. Die Töchter mußten abwechselnd eine Woche bei ihm, die andere bei der Mutter verbringen. Karoline hatte eine männlich gelehrte Ausbildung erhalten und sich mit einem Vetter verlobt. Jetzt rief Karoline die Entscheidung des Dichters an über ihren Entschluß, die Verlobung aufzuheben. Jean Paul antwortete: „Sie dürfen sich trennen, und Ihr Herr Vater hat Recht.“ Eine Woche später war Jean Paul mit Karoline verlobt. Sein Werbebrief vom 9. Oktober bekennt dem Obertribunalsrat: „Mein Auge ist jetzt kein romantisches. Jahre und Verhältnisse mit Weibern, von den genialischen bis zu den prosaischen, haben mich über den höheren weiblichen Wert belehrt.“ Ein still dienendes Frauenherz hatte alle Titaninnen aus dem Felde geschlagen. „Mein Herz will die häusliche Stille meiner Eltern, es will keine Heroine, sondern nur ein liebendes sorgendes Mädchen“ (an Gleim). Anna von Sydow wünschte aus gutem Herzen allen Segen; die Gräfin von Schlabrendorf rettete sich in eine Verlobung mit von Ahlefeldt.

Jean Paul gewann den letzten großen Auftrieb seines Schaffens: der 2. Band des „Titan“, Entwürfe zu den „Flegeljahren“ (endgültig begonnen erst nach Beendigung des Titan), vor allem aber entstanden die beiden ohne das Berlin-Erlebnis undenkbar Dichtungen „Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht“ und „Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch“. Der tiefe Eindruck von der geistigen Jahrhundertwende, den er durch die Berliner Wirklichkeiten bestätigt fand, besonders auch das in die Zukunft weisende weltstädtische Treiben, gaben dem Dichter eine Neujahrs-Zukunftsvision, der gegenüber sich Schillers Aufzeichnungen aus der Neujahrsnacht 1800 wie blass Schemen ausnehmen. „Die Juden und Priester werden aufhören, und die Völker, die Weiber,

die Neger und die Liebe frei werden.“ Allerdings hatte Jean Paul auch das Glück einer hochgestimmten Neujahrsfeier im Kreise des Berliner Verlegers Unger. Fichtes Sohn weiß darüber in seines Vaters „Leben und literarischem Briefwechsel“ (1830) zu berichten: „Zugleich war es damals vorzüglich das Ungersche Haus, das die geistreichen Männer Berlins bei sich versammelte, und hier beging Fichte mit seiner Familie in Gesellschaft jener Freunde (Wilhelm Schlegel; Tieck; Bernhardt; Woltmann; Fessler) sowie Reichardts und Friedrich Richters, welche auch dem Kreise anzugehören pflegten, den Eintritt des neuen Jahrhunderts. Gemeinschaftliche Vorsätze und Wünsche feierten den seltenen Augenblick in einem seltenen Verein.“ Das Seebuch des Luftschiffers ist nicht nur wegen seiner tiefen Satire hinreißend, sondern übertrifft mit der poetischen Aussprache eines einzigartigen kosmischen Naturerlebens selbst moderne Fliegerdichtung!

Nach der Verlobung war sich Jean Paul bewußt, daß seines Bleibens in Berlin nur sein könne, wenn die Schaffung einer Existenzsicherung der Familiengründung voranginge. Darum wiederholte er Gleims Bemühungen vom Oktober 1799 jetzt durch eine Eingabe an den König Friedrich Wilhelm III. um Gewährung einer Prébende. Er tat es unter Hinweis auf sein Ziel, „den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu erheben, und die in dieser egoistischen revolutionären Zeit erkaltete Menschenliebe zu erwärmen.“ In solchen Worten erkennt man unschwer den Kompromißfrieden, den der aus dem Rationalismus kommende, über Klassik und Romantik zum Realismus hinausstrebende Geist mit den Berliner Romantikern versuchte. Der hatte sich schon seit Friedrich Schlegels Besuch bei Jean Paul in Weimar Anfang Mai 1800 angebahnt. Als Schiller davon erfuhr, schrieb er über die neue Literatur-Konstellations sofort an Goethe: „Noch habe ich vernommen, daß zwischen Friedrich Schlegel, der kürzlich hier war, und Jean Paul eine große Freundschaft sich anknüpft.“ In diesem neuen Zeichen stand jetzt Jean Pauls Verkehr in Berlin. Trotzdem konnte Jean Paul weder zu Friedrich noch zu August Wilhelm Schlegel ein inneres Verhältnis begründen. Im „Quintus Fixlein“ hat er den Meister der Dichtungsästhetik zum Vorbild für seinen in bitterer Ironie verspotteten Kunstrat Fraischdörfer gewählt. Wie deutlich wäre er wohl erst gegen Friedrich Schlegel geworden, wenn er von dessen Plan eines bitterbösen Pasquills gegen Jean Paul erfahren hätte! Umso lieber verkehrte Jean Paul in seinem „genialischen Pankratium“, dem er Tieck, Bernhardt, Schleiermacher, Genelli und Buri zurechnete. Die Romantiker durchschauten wohl die Fragwürdigkeit ihrer Beziehungen zu Jean Paul. „Aus Venedig ist Berlin geworden“, spottete Novalis an Caroline Schlegel noch am 27. Februar 1799. „Richter wird seinen rechten Greuel haben. Der züchtige Richter wird Feuer vom Himmel rufen. Indessen bin ich gewiß, daß er im Grunde über diesen Blick in seine eigene Phantasie erschrickt — denn er ist ausgemacht ein geborener voluptuoso.“ Die Beziehungen zu Ludwig Tieck hatte noch Friedrich Schlegel geschaffen. In Berlin kam Jean Paul mit Tieck oft zusammen. Tieck, der noch im „Poetischen Journal“ auf 1800 die Sentimentalität Jean Pauls verspottet hatte (die Vision: „Das Jüngste Gericht“), stand dem Dichter nicht mit der Abneigung der beiden Schlegel gegenüber, aber auch er vermißte bei Jean Paul den antiken Geist und hatte kein Verständnis für die barocke Form seiner Dichtungen. Dem dichterischen Talent dagegen gewährte er „einen der ersten Plätze in seinem Herzen.“ Im „Phantasma“ läßt er Manfred sein Glas erheben: „Feiert hoch das Andenken unseres phantasievollen, witzigen, ja wahrhaft begeisterten Jean Paul. Nicht sollst du ihn vergessen, du deutsche Jugend. Gedankt sei ihm für seine Irrgärten und wundervollen Errinerungen. Möchte er in diesem Augenblick freundlich an uns denken, wie wir uns mit Rührung der Zeit erinnern, als er gern und mit schöner Herzlichkeit an unserem Kreise teilnahm.“ Ein Buch, das Tieck über Jean Paul verfassen wollte, wurde jedoch nie geschrieben. Die gegenseitige Achtung blieb zeitlebens

erhalten. Jean Paul liebte besonders den „wahren Shakespeare-Seher“ und „herrlichen Baumeister des humoristischen Bedlams in der Novelle“. Die letzte denkwürdige Begegnung Jean Pauls mit dem König der Romantik fand im Mai 1822 in Dresden statt. Schmerzvoll verabschiedete sich Tieck: „Ein gerührtes Freundesherz sieht Ihnen nach, mit dem vollsten Gefühle, was Sie meiner Jugend waren, was Sie dem Manne sind und künftig immer sein werden.“

Mit seltsamen Gefühlen beobachteten die Schlegel das besonders gute Verhältnis Jean Pauls zu August Ferdinand Bernhardt. Er galt ihnen als der Mann, der Jean Pauls Werk am meisten verehrte und der Dichter wußte, daß Bernhardt seine Werke am genauesten kenne. Bernhardt ist einer der wenigen Gelehrten, denen Jean Paul neben Talent auch genialisches Gefühl zuerkannte. Immer wieder gehen Jean Pauls Gedanken zurück an das geniale Pankratium. Er wünscht sich zu Tieck zurück in die laute Stadt der Diskussionen. Wehmütig schreibt er aus Meinungen an Bernhardt: „Ich wollte ich könnte im Paradies der Liebe, das ich ackere und genieße, mit Ihnen disputierend auf und ab gehen.“ Ein Hauptgegenstand ihrer Gespräche war das Werk Johann Georg Hamanns gewesen, für das Jean Paul die beiden Romantiker gewann.

Mit Friedrich Schleiermacher hatte sich Jean Paul auf Anraten Fr. Schlegels schon beim ersten Besuch in Berlin bekannt gemacht, erst im November 1800 kamen sie sich näher, um sich im neuen Jahre häufig zu besuchen. Schleiermacher hatte noch im Juni 1800 drastisch auf Jean Pauls poetisches Erlebnisbegehren reagiert: „Er will eigentlich nur Frauen sehen und meint, selbst eine gemeine wäre immer noch, wenn auch nicht eine neue Welt, doch ein neuer Weltteil.“ Dann erst machte er sich mit der neuen Lebens- und Dichtungsform vertraut. Doch der Mann der klassischen Form fand ebenso wie die beiden Schlegel kein echtes Verhältnis zur Richterschen Muse. So erloschen denn die Beziehungen mit Jean Pauls Fortgang von Berlin. Ein ironisches Lob für Jean Pauls „Clavis Fichteana“, das Schleiermacher plante, kam nicht zustande. Was blieb von der Zeit, da Schleiermacher in seinem Kreise „den zu seinen lieben Schriftstellern gehörenden Richter“ feierte?

Herzlicher waren des Dichters Beziehungen zu dem Maler Friedrich Genelli, den er auf einer Gesellschaft kennen und schätzen lernte. Der Maler Friedrich Buri, der den Dichter schon in Weimar porträtiert hatte, nahm in Berlin gern den freundschaftlichen Verkehr wieder auf.

Bernhardt wurde für Jean Paul besonders wichtig als Mittler zu den märkischen Romantikern. Das Werk Friedrich de la Motte-Fouqués, insbesondere dessen „Alwin“, „Sigurd den Schlangentöter“, „Sigurds Rache“, „Aslauga“ und „Eginhardt und Emma“ hat Jean Paul als einer der ersten lobend besprochen und den Verfasser als den neuen Schiller begrüßt. Er fand dabei auch ein mutiges Wort für das Werk Achim von Arnims, das „weit mehr Lob verdiene, als ihm verwöhnte Kunstrichter werden geben wollen.“ Später finden wir Jean Paul bekannt mit dem Werke Heinrichs von Kleist und im Verkehr mit dem sieben- und zwanzigjährigen Germanisten Friedrich Heinrich von der Hagen, der ihm 1808 seine Nibelungenübersetzung übersendet, und mit Johann Gustav Büsching, für den Jean Paul eine Vorrede zu Fr. v. Dobenecks Volksglauben und Heroensagen des Mittelalters verfaßte. Zum Kreise dieser jungen märkischen Deutschromantiker gehörten auch der spätere Philosoph Karl F. W. Solger und der Historiker Friedrich von Raumer, beide die jungen Freunde Tiecks. Der jugendliche Historiker übersandte an Jean Paul 1816 seine „Herbstreise nach Venedig“ und gab sich immer wieder redliche Mühe, seine Studenten von dem Wert des Jean Paulschen Dichtertums zu überzeugen. Solger dagegen fand nicht nur wie Tieck die Ästhetik Jean Pauls fragwürdig, sondern hielt den Dich-

ter in erheblicher Verkenntung des Barocks für den Erfinder von ausschließlich seelenkranken Menschen. Von nicht geringer Bedeutung war es, daß einer der frühesten Literaturhistoriker, Franz Horn, sich in seinen Kritiken entschieden für Jean Paul einsetzte und aus dem Werke den echten Ruhm des Dichters begründete und damit den Berliner Jean-Paul-Kultus fundieren half.

Erst nach einem mehrstündigen nächtlichen Disput im Anschluß an eine Gesellschaft bei Fessler, von der Jean Paul in später Abendstunde seine Braut abholte, kam er in ein erträgliches Verhältnis zu seinem Antipoden Johann Gottlieb Fichte. „Ich und Fichte disputierten häufig, aber mit gegenseitiger Liebe und er besucht mich“, berichtet Jean Paul am 1. März an Böttiger. Später heißt es: „Fichte ist gut mit mir, ... obwohl unser ganzer Dialog Ja — Nein ist.“ 1808 rezensierte Jean Paul die „Reden an die deutsche Nation“ in den Heidelberger Jahrbüchern liebevoll und widmete 1814 dem Heimgegangenen den bewundernden Nachruf in der Vorrede zu „Mars' und Phoebus' Thronwechsel“.

Jean Paul besuchte neben dem Salon der Rahel am 24. Oktober 1800 auch zum ersten Mal das Haus „des berühmten Herz und dessen großer, gelehrten Frau.“ Nachdem Henriette Herz, zu der auch Fr. Schlegel die Verbindung geschaffen hatte, dem Dichter zu Ehren eine Gesellschaft gegeben hatte, war Jean Paul oft und gern ihr Gast. Mit dem Scharfblick ihrer Art erkannte sie, daß Jean Paul überraschend anders sei als seine Schreibart, nämlich ein feiner anspruchsloser Unterhalter, klar und geordnet und selten humoristisch. Sie durchschaute die tragische Diskrepanz zwischen Idee und Wirklichkeit in seinem Leben und in seiner Seele. Wenn neben der Herz die Rahel bei Jean Paul die bedeutendere Rolle spielte, so nur deshalb, weil Karl Varnhagen die Verbindung besonders pflegte. Auch die Rahel fand, daß man bei der persönlichen Begegnung mit dem Dichter keine Ahnung vom Komischen erhalte. „Er sieht vielmehr scharfsinnig aus, und die Stirn ist von Gedanken wie von Kugeln zerschossen. Er sprach ernst, sanft, gelassen und geordnet.“ Varnhagen besuchte am 23. Oktober 1808 den Dichter in Bayreuth. Er trat auch dort für ihn ein, wo die Rahel schon schwankend oder gar ablehnend ward. Varnhagen war geradezu verliebt in die männliche Aufrichtigkeit und den politischen Mut Jean Pauls. Er ließ sich durch die „Flegeljahre“ zu seinem mit Neumann verfaßten Doppelroman „Versuche und Hindernisse“ bestimmen, in dem Jean Paul eine interessante Rolle spielt. Später legte er dem Dichter seine Geschichte des Freiheitskrieges zur Prüfung vor.

In die zweite Berliner Zeit fällt auch eine Gesellschaft bei dem Buchhändler Johann Daniel Sander, die deshalb wichtig wurde, weil damals der junge Georg Reimer den ersten entscheidenden Eindruck gewann, der ihn später bestimmte, die Werke Jean Pauls in seinen jungen aufblühenden Verlag aufzunehmen.

Die Umgebung Berlins hat Jean Paul trotz aller Gesellschaften nicht versäumt. An seinem Geburtstag pilgerte er mit seiner Braut hinaus nach Charlottenburg. Häufig besuchte er zu erholsamer Entspannung den Hofjäger. Einmal fuhr er auch hinaus nach Nauen zu einem „nicht schönen, aber herrlichen Fräulein, Ernestine v. H., ohne Vater und Mutter auf ihren Gütern lebend.“

In diesem Jahr der Hesperus-Begeisterung hatte Jean Paul allen Grund, zu erwarten, daß man ihn nun an Berlin fesseln werde. Der schon 82jährige Gleim machte sich zum Sprecher und bat den König um Gewährung eines Kanonikats oder einer Präbende an den Dichter. Der König gab zu erkennen, er sehe es nicht ungern, wenn Jean Paul sich in seinen Staaten niederlassen wolle und sicherte ihm besonderer Weise seine königliche Huld zu. Auf eine direkte Bitte hin gab der König Jean Paul jedoch nur Versprechungen für später. Friedrich Wilhelm III. traute dem romantisch-reaktionären Programm des alten Revolutionärs doch nicht so recht. So verzichtete er darauf, den beliebtesten

Schriftsteller seiner Zeit an Berlin zu binden. Ein Lieblingsgedanke der Königin Luise verfiel der Ablehnung.

Jean Paul zog aus den Erfahrungen seines Berliner Abenteurers schnell die Folgerungen. Er feierte noch am 28. Mai 1801 in Berlin seine Hochzeit mit Karoline Mayer und reiste unmittelbar darnach über Dessau nach Weimar, von dort nach Meiningen und schließlich nach Bayreuth. Er ist „aus der lauten Stadt in die drei stummen“ gezogen.

*

In der zweiten Jubiläe-Vorlesung der „Vorschule der Ästhetik“ hat Jean Paul Dichterinnen des Berliner Romantikerkreises behandelt. Es sind die „Dichterinnen“ oder, wie es im zugrunde liegenden Studienheft heißt, die „Jüdinnen“. Der Dichter macht dort eine letzte Abrechnung mit den Titanen in ihrer berlinischen Erscheinungsform. Die „Vorschule“ war dem Herzog Emil von Gotha als seinem Gönner und Freund zugeeignet. Der darüber geführte Briefwechsel war vorangestellt. Dieser Veröffentlichung versagte der Jenaer Zensor das Imprimatur! Bei der Handhabung der Zensur war selbst in Jena der preußische Einfluß bestimmend geworden. Jean Paul erfuhr am eigenen Werk die Folgen der weltanschaulichen Wandlung von der friederizianischen Aufklärung zur politisch-romantischen Staatsführung Friedrich Wilhelms III. Die alle freiheitlichen Menschen empörenden Berliner Polizeiverhältnisse veranlaßten den Dichter, diese in der satirischen Gestalt des „Polizeidirektors Saalpeter“, der sich mit fünf aufgegriffenen Studenten des Traumgeber-Ordens befaßt, im Roman „Komet“ zu geißeln.

Beim Königsbesuch Friedrich Wilhelm III. und Luises im Fürstentum Bayreuth im Juni 1805 und bei ihrem Aufenthalt im Alexanderbad bei Wunsiedel wurde Jean Paul durch Hardenberg, der damals an der Spitze der Ansbacher und Bayreuther Verwaltung stand, zur Mitwirkung an einem von Hardenberg verfaßten Festspiel „Philemon und Baucis“ herangezogen („Meine ersten Verse“ in Cotta's Morgenblatt Sept. 1808). An der Feier nahmen auch Schuckmann und Jean Paul teil, der zum ersten Mal wieder in seiner Geburtsstadt weilte. Es waren gutgemeinte Vorbereitungen, um den König für die Gewährung eines Dichterlohns zu gewinnen. Vergeblich. Der Erbprinz Georg riet nun, sich um eine akademische Professur zu bewerben, für die die „Vorschule der Ästhetik“ die Begründung geben sollte. Auch Freiherr vom Stein erteilte den gleichen Rat. Aber der König wußte, daß Jean Paul weder österreichisch noch preußisch, sondern gesamtdeutsch fühlte. Deutschland sei, so schrieb der Dichter, „wie eine Schildkröte zwischen zwei entgegengesetzten Schilten, zwischen dem preußischen und dem österreichischen“ eingeklemmt. Dazu hatte in Berlin Jean Pauls „Friedenspredigt“, die man gründlich mißverstanden, tief verstimmt. Besonders übel aber nahm es Berlin, daß sich Jean Paul von dem Mainfrankfurter Großherzog Dalberg eine Dichterpension gewähren ließ. War Jean Paul rheinbündlerisch geworden? Als Varnhagen im Oktober 1808 den Dichter besuchte, war er über dessen deutsche Gesinnung überrascht. Während der französischen Okkupation hatte Schuckmann dafür gesorgt, daß der Dichter von den schwersten Lasten verschont blieb. Als am 19. Juli 1810 die Königin Luise starb, widmete Jean Paul seiner königlichen Gönnerin eine „tröstende Erinnerung“ in der „Herbstblumene“. Der König dankte nur kurz. Zu einer Unterstützung des Dichters war er nicht zu bewegen. Die Kotzebues und Lafontaines waren erwünschter! Noch einmal, während des Wiener Kongresses wandte sich Jean Paul wegen seiner Dichterpension an vom Stein und Stagemann, auch an den König. Vergebens.

Wie ein Nachklang aus fernen Zeiten war eine Begegnung mit Henriette Herz und Karoline von Humboldt, der Gattin des Ministers. Sie kamen beide aus Italien, während Jean Paul als Gast bei dem Verleger seiner „Flegeljahre“, Cotta, in Stuttgart weilte.

Nach Jean Pauls Weggang war Berlin auch als Verlagsort für ihn verstummt. Erst 1814 wurde die frühe Begegnung mit dem jungen Buchhändler Georg Andreas Reimer wirksam. Nun kaufte dieser aus dem Matzdorffschen Verlag den ganzen Vorrat aller dort erschienenen Jean Paulschen Werke auf. Bei Reimer erschien auch 1820 bis 1822 des Dichters letzter Roman „Der Komet oder Nicolaus Marggraf. Eine komische Geschichte“. Später traf Reimer mit dem Dichter in Heidelberg zusammen und vereinigte nunmehr fast alle Verlagsrechte in seiner Hand, so daß er 1826 bis 1828 Jean Pauls „Sämtliche Werke“ in 60 Bänden herausbringen konnte, wozu Jean Pauls Schwiegersohn, Ernst Förster, noch die Bände 61—65 als „Jean Pauls literarischen Nachlaß“ gab. Förster veranstaltete auch 1840—1842 die zweite, nunmehr wissenschaftlich edierte Auflage und 1860 bis 1862 die 3. vermehrte Auflage der Berliner Gesamtausgabe. Dazu sorgte Reimer als erster Verleger für das Bekanntwerden der Lebensquellen des Dichters. Schon 1828 veröffentlichte er des Dichters Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi, sowie 1829—1834 in vier Bänden den Briefwechsel mit Christian Otto. 1835 folgte der Biographische Kommentar aus der Feder von Jean Pauls Neffen Richard Otto Spazier, in fünf Bänden. Nur das letzte unvollendete Werk Jean Pauls, „Der Papierdrache“, wurde von Förster 1845 in Frankfurt veröffentlicht.

Im Tieckschen Kreise blieb die Jean-Paul-Verehrung lebendig. Als der junge Referendar Häring 1820 sein Epos „Die Treibjagd“ an Jean Paul sandte, hatte er von dort die erste so gütige Ermunterung zum Dichten gefunden! Auf einer Herbstwanderung durch das südliche Deutschland fand Willibald Alexis den Weg in die Stätte des Jean Paulschen Schaffens, in den Gasthof der Frau Rollwenzel. Er überliefert ihr die Zeitstimmung klassisch wiedergebendes Urteil: „Es gibt nur einen Jean Paul. Viele können auch gut schreiben und was vorbringen, aber den Witz haben sie nicht... Wie einen Gott auf Erden hab ich ihn gehalten.“ Ihre „Geschichte-Erzählung und Elogium im bunten Mischmasch“ hat Alexis 1826 im Berliner „Gesellschafter“ mitgeteilt. Zur Feier von Jean Pauls Geburtstag hielt Alexis am Dienstag, dem 21. März 1826, in der Berliner Mittwochsgesellschaft die Festrede: „Frau Rollwenzel über Jean Paul“. 1827 veröffentlichte Alexis in seinem Conversationsblatt die ersten Briefe des verehrten Meisters und einige Aufsätze aus dessen Nachlaß. Als Alexis Schwager Ludwig Rellstab 1822 den Dichter in Bayreuth besuchte, erlebte er, daß Jean Paul endgültig und vollkommen von der Romantik der Brüder Schlegel abrückte: „Meine Unsterblichkeit ist eine andere als die Leute meinen. Die der Schlegel aber ist eine viel sterblichere, sie sind schon gestorben.“ Ebenso distanzierte sich Jean Paul von E. T. A. Hoffmann, wenn er auch gegenüber dessen Freunde Julius Eduard Hitzig, der im Herbst 1822 bei Jean Paul erschien, seine Größe nicht verkannte. Zum Ausgang sei daran erinnert, daß 1823 Carl von Holtei ein kleines Lustspiel „Jean Paul“ plante, das sich auf eine ihm durch G. Fr. Waagen zugekommene Anekdote stützte und zu dem der Dichter launig seine Zustimmung gegeben hatte. Es blieb leider beim Plan.

Jean Paul dachte oft an Berlin zurück. Zuerst nicht sehr beglückt: „Poesie und Philosophie, diese beiden sind ein paar Anhöhen, die in Berlin mit allen andern fehlen.“ Oder: „Philosophie, Dichtkunst und Malerei haben hier nur Sand für ihre Wurzeln.“ Den Sand hatte er selbst allzusehr zu spüren bekommen. Aber schon von Koburg aus wuchs ihm Berlin wieder empor: „Ich bin durch Berlin und Herder verwöhnt und muß immer weiter ziehen.“ In Bayreuth paktet ihn dann die Sehnsucht. Er hofft „Berlin noch einmal wiederzusehen.“ Es sollte nicht sein. Kurz vor dem Heimgang steigt noch einmal die preußische Hauptstadt, die mehr als nur sein Abenteuer war, vor seinem Geiste auf und ist ihm nun ewig unvergeßlich als „die herrliche Bergstadt deutscher Kultur“.

H. Döring, Jean Paul. Gotha 1826. — Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 6 Bändchen. Breslau 1826/31. — Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834. — Richard Otto Spazier, Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Kommentar zu dessen Werken. 5 Bde. Berlin 1835. — Dietmar, Theaterbriefe von Goethe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul. Berlin 1835. — Karl Solger, Nachgel. Schriften und Briefwechsel. Leipzig 1826. — Ludwig Reilstab, Jean Paul. In: Morgenblatt 1839. Nr. 235 ff. — Himly, Gleims Verhältnis zu Jean Paul. In: Biesters Neue Berlinische Monatsschrift. 1803 p. 412. — Th. Carlyle, Essays. Bd. 1. London 1827. — Dorow, Denkwürdig-

keiten und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Berlin 1841. — Jördens, Lexikon d. dt. Dichter und Prosaisten. 4. Bd. Leipzig 1809. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Hrsg. v. Ernst Förster. München 1863. — Karoline von Berg, Königin Luise von Preußen. 2. Aufl. Vorwort von Helmina von Chezy. Berlin 1849. — Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten. Leipzig 1874. — Unvergeßliches. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chezy. Leipzig 1859. — J. Fürst, Henriette Herz. Berlin 1858. — Briefe an Fouqué. Hrsg. v. Kietke. Berlin 1848. — Friedrich von Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel. Leipzig 1861.

Curt Meyer:

Aus Akten der alten preußischen Theaterzensur

Abkürzungen: Siehe S. 21

Die Akten der alten preußischen Theaterzensur (1850 bis 1918) aus dem ehemaligen Pol.-Präs. am Alexanderplatz gewähren interessante Einblicke in die Beziehungen des Theaters zur Gesellschaftsgeschichte, zur politischen und Kultur-Geschichte. Sie enthalten daher wertvolles Material nicht nur für die theaterwissenschaftliche Forschung, sondern auch für die Wertung mancher Vorgänge, die bisher nur in Darstellungen zeitgenössischer Erinnerungen vermerkt waren. Vereinzelt reichen die im Repertorium Nr. 30 verzeichneten Aktenbände auch noch zurück bis in die Zeit der Gründung des ersten Privattheaters, des Königstädtischen Theaters am Alexanderplatz. Wertungen von Stücken, die zur Auf- führung gelangten, finden sich hier allerdings selten.

Königstädtisches Theater: Eröffnung 4. 8. 1824 auf dem Gelände des heutigen HO-Kaufhauses. 1824—1829 Aktienverein, 1829—1845 Direktor Friedrich Raphael Cerf (gestorben 6. 11. 1845), 1845 bis 1851 Direktion der Cerf'schen Erben (Witwe und Sohn Rudolf).

Unter den noch vorhandenen Akten ist besonders interessant die Konzession vom 13. 5. 1822. Sie wird erteilt „auf eigene Kosten und Gefahr und ohne allen Zuschuß aus Staatsfonds“. Etwaige Entschädigungen sollten in vorkommenden Fällen geleistet werden. Dieser Zusatz enthält jedoch den Schlüssel für die wirtschaftliche Sicherung des Unternehmens. Ein am Anfang der zwanziger Jahre von Dr. Droscher unter Verwendung der gesamten Finanzakten des Theaters im Seminar für Theatergeschichte zu Berlin gehaltener Vortrag brachte den Beweis, daß nach Auflösung des Aktienvereins (1829) dem Theater unerhörte finanzielle Unterstützungen aus dem Kronfonds zuteil wurden, so daß das Theater wohl als eine — organisatorisch allerdings gut getarnte — Nebenstelle, eine Dependence der Königlichen Theater bezeichnet werden kann.

Die Intendantur der Königlichen Bühnen und die Polizeizensur zogen, teils aus Gründen der Konkurrenz, teils aus allgemein politischen Gründen eine enge Bannmeile um das neue Kunstinstitut. Trotzdem wurde gelegentlich von Darstellern versucht, diese Grenzen zu überschreiten. So am 4. 1. 1828 bei der Erstauf- führung des Dramas „Der alte Student“ von G. A. Maltitz¹⁾, eines Propaganda-Stückes für die polnische Er- hebung. Trotz Streichung politisch anstößiger Stellen — zu denen das Wort „Revolution“ grundsätzlich gehörte, hatte der Schauspieler L. Meyer (aus Templin gebürtig) zwei Stellen mit besonderer Hervorhebung ge- sprochen, wie „Der Stern Polens ist untergegangen“ und besonders „Gut gesprochen“: „Vivat academia et Polonia.“ In besonderer Anzeige (5. 1. 1828) wird hin- zugefügt „Der dramatische Vortrag machte den Schluß noch auffallender“. Meyer verteidigt sich unter Hinweis auf die akademische Freiheit: Auf Universitäten gebe es keinen Unterschied zwischen Rang und Stand, hier herrsche eine heilige Freiheit. Sie möge unangetastet bleiben. — Ein mutiges Wort im vormärzlichen Poli- zeistaat Preußen. Meyer wird freigesprochen, da er nachwies, daß die Worte ihm kurz vor der Aufführung vom Verfasser in den Mund gelegt worden waren. Dem

Verfasser bringen sie einen Verweis aus Preußen. Er geht nach Hamburg. Der geheime Groll des Pol.-Präs. bleibt und kommt voll zur Entladung anläßlich einer Ruhestörung im Theater am Geburtstag des Königs (3. 8. 1829).

Auf dem Spielplan standen Gubitz, Czar Peter I., historisch-romantische Skizze und Karl von Holteis Lenore, Melodrama in drei Abteilungen.

Der amtliche Bericht des Polizeinspektors Hofrichter vom 3. 8. 1829 lautet:

„Offiziere der hiesigen Garnison, welche im 1. Range befindlich waren, veranlaßten schon vor Beginn der Vorstellung durch laute Gespräche, Lachen und andere Bewegungen anhaltende Störungen, welche den Unwillen des Publikums rege machten, der sich durch Zischen, Poltern und endlich durch gemeinsame Rufe „Hinaus mit den Ruhestörern“ kundtat. Die Ruhe war für den Augenblick wieder hergestellt; im zweiten Akt des Melodramas „Lenore“ begannen diese Störungen neuer- dings und man vernahm die Rufe des Publikums: „Hin- aus mit den Offizieren — ist das Adel?“ Die Schau- spieler, welche jeden Augenblick in ihrem Spiel ge- stört wurden, mußten einhalten, und es trat endlich der Schauspieler Meyer vor und wandte sich mit folgenden Worten an das Publikum: „Die Theaterdirektion sieht sich veranlaßt, über das Verhalten der Herrn Offiziere dem Herrn Regimentskommandeur Anzeige machen zu lassen.“ — Ein anhaltendes Bravo des Publikums bil- ligte diese Äußerung des Meyer, der die Versammlung hierauf um Erlaubnis bat, fortspielen zu dürfen. Die Vorstellung ward hierauf ohne Störung beendet.“

Der Pol.-Präs. stellt die mit Rücksicht auf die Ver- hältnisse (es waren Offiziere der Gardel) wohl nur theoretisch berechnete Frage: „Was tat Hofrichter zur Herstellung der Ruhe?“ — Hofrichter hätte zweifellos seine Autorität als Vertreter der Polizeigewalt voll ein- setzen müssen, was jedoch im Jahre 1829 in diesem Fall kaum ratsam gewesen wäre. Hofrichter stellt sich da- her schnell im Gewande eines friedensstiftenden Engels dar (4. 8. 1829): Die Offiziere schienen „etwas echauf- fiert“ zu sein, erklärten jedoch: „Wir wollen ja gar nicht stören.“ Doch die Blicke des Publikums waren nun auf die Offiziere gerichtet, man wartete auf eine Ge- legenheit, laut zu werden. Die Offiziere entfernten sich, kehrten jedoch zurück, denn sie hielten sich „ihrer Ehre für verpflichtet“, die Plätze wieder einzunehmen. Es sei nur Hofrichters versöhnlichem Verhältnis zu den Offi- zieren zu verdanken, daß Ausschreitungen gegen Meyer vorgebeugt wurde. Nun häufen sich die Aktenvorgänge, bis sie schließlich den Umfang von drei fetten Konvo- luten annehmen. Es schalten sich ein der Pol.-Präs., der Minister des Innern, der Kommandant der Residenz, der Kommandeur des Gardekörps, schließlich sogar der König. Der Oberregierungsrat Patzig stellt fest, daß aus dem Publikum herausfordernde Rufe ertönten wie: „Ist das Adel?“ und „Hinaus mit ihnen“.

Cerf wird ängstlich, er eröffnet Meyer, daß er eigent- lich entlassen werden müsse. Der Polizei gegenüber

verteidigt er Meyer, da dieser als Regisseur habe Ruhe stiften wollen. Meyer selbst bittet um Nachsicht, indem er seine Zuflucht zu Wilhelm Tell nimmt: Aus Über-eilung, nicht aus böser Absicht sei's geschehen.

Aber schon regt sich die Polizei tatkräftig: „Es ist ein Spezialvolumen anzulegen“ (Ob.Reg. Patzig 5. 8. 29). Am gleichen Tage stellt der Kommandant der Residenz beim Pol.-Präs. den Antrag auf eine „ernste und gemessene Einstrafung“. Er rügt den Pol.-Präs. wegen Unterlassung der sofortigen Meldung, da der Vorfall schon von Mund zu Mund verbreitet sei. — Der Kommandant des Gardekörps — Herzog Carl zu Mecklenburg — tritt in Erscheinung, verlangt exemplarische Bestrafung und Auftrittsverbot für Meyer (wird am 6. 8. auch verfügt). Das Protokoll des Verhörs für Meyer am 7. 8. ergibt: es wurde vom Publikum stark getrommelt und gepöcht (die übliche Kundgebung des Mißfallens beim Theaterpublikum in damaliger Zeit), das Spiel mußte eingestellt werden, Demoiselle Herold (Meyers Gegenspielerin) war einer Ohnmacht nahe. Meyer fühlte sich im Augenblick zum Handeln berechtigt, da er geglaubt habe, als Regisseur der Theaterdirektion näher zu stehen. — Vorangestellt wird dem Protokoll das Sündenregister Meyers anlässlich der Vorstellung „Der alte Student“ am 4. 1. 1828. (Vgl. oben.) Die Spitzen der Militärbehörden (Komdt. der Res. und der Kmdr. d. Gako) wünschen im Bewußtsein ihrer Macht eine erweiterte Untersuchung: Auch die beteiligten Zuschauer sind zu ermitteln und zu bestrafen. Die Polizeibeamten sind zu rechtzuweisen (8. 8.).

Auf Vorschlag des Geh.-Reg.-Rats Patzig entwirft der Pol.-Richter Grano²⁾ eilfertig am 11. 8. 29 ein Rechtsgutachten, das ein eigenartiges Gemisch von dramaturgischen Anschauungen aus der Zeit Lessings und alt-preußischer Klassenjustiz darstellt: Er erhebt Anklage „wegen unbefugten und gefährlichen Anredens des Königstädter Theaterpublikums am 3. 8. 29 von der Bühne herab“ und beschuldigt den Darsteller der Anstiftung eines Tumultes, unter Berufung auf eine Verordnung vom 30. 12. 1798. Der Gedankengang des Gutachtens bewegt sich dann unter völliger Verdrehung der Tatsachen in folgender Richtung: Der Schauspieler auf der Bühne muß sich seiner Persönlichkeit ganz entäußert haben. Die Diderotsche Wand scheidet Schauspieler und Publikum so gänzlich, daß das Publikum gar nicht vorhanden sein soll. Dazu hat er sich kontraktlich dem Publikum gegenüber verpflichtet. Die Ermahnung mit Bezeichnung der Urheber hätte gefährliche Folgen haben können, wenn auf der Gegenseite nicht „besonnene Mäßigung“ vorhanden gewesen wäre. Parteilungen des Publikums dürfe der Schauspieler nicht einmal wahrnehmen. — Als Mindestmaß für die Strafe werden vorgeschlagen: 14 Tage Gefängnis (Allg. Preuß. Landrecht § 579 II Titel 20 betr. schwere Beleidigung in öffentlicher Versammlung, § 589; Meyers Handlung muß außerdem als besonders gefährlich bezeichnet werden, ebenda § 613 und 240 II Titel 20). — Ein furchtbares Gewitter droht sich über dem Haupte des um die Würde seines Berufes kämpfenden Schauspielers zu entladen. Die Rettung erfolgt durch Botschaft des Königs aus Teplitz (An den Pol.-Präs): Meyer soll nach einer Buße sofort wieder die Bühne betreten. Jede Spur der „sehr verdrießlichen Angelegenheit“ soll bei Rückkehr des Königs sofort „verwischt“ sein, da der König evtl. bald wieder das Königst. Theater besuchen wolle. Vertraulich wird hinzugefügt, daß die Maßnahmen in Stille getroffen werden sollen. Gegen die Offiziere habe der König wegen Ruhestörung eine Arreststrafe verhängt. Trotzdem wünscht der Kmdr. des Gardekörps, Meyer solle beim Wiederauftreten dem Publikum eine „Reparation“ wegen seines unziemlichen Betragens machen. Obgleich Meyer gern bereit ist, nach Verbüßung von zwei Tagen Haft sich vor den Offizieren zu entschuldigen, wird dem Direktor Cerf am 21. 8. schroff mitgeteilt, seine Hoheit glaube es „der Würde des Offizierkorps schuldig zu sein, eine derartige Maßregelung nicht zur Ausführung kommen zu lassen“. Entweder fürchtete der Kommandeur, die Aufmerksam-

keit des Königs auf diesen dem König selbst unangenehmen Fall zu lenken, oder er vertrat die Ansicht, daß ein Schauspieler einem Offizier gar keine Genugtuung bieten könne.

Doch der Kommandant der Residenz lechzt nach irgendeiner Genugtuung. Die Teilnehmer am Tumult unter dem Publikum sollen ermittelt werden. Immer wieder werden die Ergebnisse der Untersuchung angefordert. Am 24. 2. 1830 werden die Ermittlungen mit dem Vermerk geschlossen, daß der einzige Zeuge Buchholz (anscheinend ein Schauspieler) sich im Zuchthaus zu Spandau befinde. Am 25. 2. erklärt der Pol.-Präs. verdrossen: Schuldige Personen seien nicht zu ermitteln. Die Angelegenheit hatte sich totgelaufen.

Aber das Publikum des Königstädtischen Theaters blieb ein Gegenstand der Sorge für die Direktion. Am 25. 2. 1833 berichtet Cerf an den Pol.-Präs., daß Störungen von Aufführungen sich jetzt häufiger als früher ereigneten, und zwar durch Pochen, Pfeifen und lautes Sprechen, auch in Gegenwart des Königs. „Die Unverschämtheit dieser Menschen geht so weit, daß sie schon im voraus bestimmen, wann dieses oder jenes Stück ausgepöcht werden soll.“ Am 7. 3. 1833 werden vier Wollhändler bzw. Makler als Urheber lärmender Veranstaltungen in Gegenwart des Königs namhaft gemacht. Am 24. 8. 1833 erklärt der Gastwirt Mann einem Logenmeister vor Beginn der Aufführung selbst schon: „Heute bekommen wir noch den Nante zu sehen.“ Andere Gruppen von Störern setzten sich zusammen aus Studenten, Handlungsgehilfen, Handlungsdienern und Jugendlichen (7. 4. 1840). — Gegen fremde Darsteller ist das Publikum besonders unduldsam: in der Vorstellung „Ein Glas Weißbier oder Wirkungen und Ursachen“ (von Hallenstein, Überarbeitung eines Frankfurter Stückes) und „Rataplan, der kleine Tambour“ (20. 10. 1841) erntet der Hauskomiker Beckmann starken Beifall. Als jedoch sein österreichischer Kollege Findeisen erscheint, bleibt alles still, worauf der Gast ruft: „Ach so! Vorhang herunter!“ Es entsteht gewaltiger Lärm. Findeisen erklärt nach Gepflogenheit eines alten Mimen, er wolle Abbitte leisten, falls jemand durch ihn beleidigt worden sei. Das Publikum fordert dann, daß er eine Rede halten solle. Aber schon hört man aus den Parketts und den Logen die Rufe: „Heraus!“ Der theaterfreudige Berliner war noch weit davon entfernt, auch ein erzogener Zuschauer zu sein. Allzuoft scheint es im Volkstheater zu einem Ausbruch seiner erbmäßig bedingten Krakehlfreudigkeit gekommen zu sein. Manche unter den lärmenden Freunden der dramatischen Muse mußten allerdings auch selbst wieder ihren soziologischen Rudimenten Tribut entrichten. Am 29. 12. 1842 wird in einer Eingabe an das Pol.-Präs. über das Pöbeln der Gassenjungen geklagt: Wenn sie für das Öffnen des Kutschenschlages nicht genügend Trinkgeld erhalten, verfolgen sie — wie Unter den Linden — ihre Opfer, hinten auf dem Wagen hockend, oft bis an die Häuser, unflätige Witze und Redensarten in Fülle spendend.

Zu lärmenden Kundgebungen kam es bereits in der Billetvorverkaufsstelle des Theaters (an der Poststr.), als im August 1825 der Henriette-Sontag-Enthusiasmus in Flammen emporloderte. Bis zur Straße hinaus drängten sich beauftragte „Tagelöhner, Hausknechte und Soldaten“ (20. 8. 1825). Es besteht die Vermutung, daß Spekulanten die Karten aufkauften. Es entstand ein lebensgefährliches Gedränge, da man die Kräfte gegenseitig überbot, um zur Kasse zu gelangen. Bei der Aufführung von beliebten Stücken — wie Rossinis Oper „Die Italienerin in Algier“ — dem Paradestück der Sontag — entstanden auch im Theater Unordnungen. Die Polizeibeamten können nur mit Mühe durch ein im Parkett und Parterre stehendes Publikum den Weg bahnen (1826).

Eine Beschränkung in Ausübung primitivster Anstandspflichten legte sich auch der Kunstfreund bei Erledigung seiner natürlichsten Bedürfnisse nicht auf. Eine Eingabe mit besonders drastischem Inhalt möge das kleine Kulturbild abschließen (4. 2. 1844, Unterschrift unleserlich):

„Man sieht es zwar nicht selten, daß Personen männlichen Geschlechtes, selbst solche, welche für verständlich gelten sollten, gleich den Hunden auf öffentlicher Straße ihr Wasser abschlagen. Indes läßt sich dem nicht sogleich steuern, wie ich wohl einsehe. Anders verhält es sich jedoch mit dieser Unschicklichkeit, welche schon mehrere Personen und ich mehrmals beim Königstädter Theater öfter wahrgenommen haben. Während der Zwischenakte kommen hier, wie ich soeben wieder sah, Männer heraus, stellen sich im hellsten Laternenschein an die Treppe, dicht an das Trottoir, öffnen ihre Hosen und strahlen mit solcher Vehemenz gegen die Mauer, daß es den vorbeigehenden Damen an die Kleider spritzt und um die Schuhe läuft.“ Aktenvermerk: die Gensdarmen sollen zukünftig Beleidigungen des öffentlichen Anstandes verhindern. Im Königstädter Theater bestehe eine Vorrichtung (vielleicht aber nur — — — eine? der Verfasser), in der jeder seine Notdurft befriedigen könne.

Das besonders unruhige Verhalten der Besucher des 3. Ranges, des Olymps, im Königstädtischen Theater ist bekannt. Es fand seine klassische Darstellung in Glaßbrenners „Amphitheater“. Von hier aus wurde ja oft an Sonntagen das Auftreten Beckmanns als „Nante“ erzwungen, falls ein neues Stück das Mißfallen der „Sachverständigen“ erweckte. Am 13. 1. 1845 wird anläßlich eines pöbelhaften Verhaltens im Rang bei der Aufführung von „Abällino, der große Bandit“ verfügt, die Zahl der Gensdarmen im 3. Rang solle an Sonntagen vermehrt werden. Man finde Beamte mehr im Parkett als auf den Rängen. Abschließend können wir somit feststellen, daß im alten Königstädtischen Theater ein kraftvolles Volksleben pulsierte, nicht nur in Szenen auf der Bühne, sondern oft noch stärker im Zuschauer- und sogar — vor dem Theater.

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater nach der Revolution 1849

Frie.-Wi.-Th. E.O. 25. 6. 1848 als Parktheater (Sommertheater), 25. 10. 1848 Wintertheater, 15. 5. 1850 stabiler Bau (heutiges Deutsches Theater). Direktor Friedrich Wilhelm Deichmann (geb. 30. 6. 1821 zu Berlin, gest. 19. 11. 1879 zu Swinemünde).

In meinem Buch „Alt-Berliner polit. Volkstheater 1848–49“ wird der Nachweis gebracht, daß dieses innerhalb der Stadtmauern errichtete erste Privattheater aus der neuen Freiheit die weitgehendsten Folgerungen zog und auch nach Verkündigung des Belagerungszustandes (12. 11. 1848) weiter hartnäckig bemüht war, Themen der Tagespolitik als Stoff der aufzuführenden Stücke zu wählen.

Daher ist es kein Wunder, daß mit dem Jahre 1851 das mutige Theater in der Schumannstraße die harte Faust des Polizeigewaltigen erbarmungslos zu spüren bekam.

Am 8. 3. 1851 urteilt der Zensor, daß im Stück „Alles mit Gewalt“ von Karl Zwengsahn zwar ein Lied Anstoß erzeuge, im übrigen „ist die ganze Pièce von der harmlosesten Natur“. Trotzdem eröffnet Polizeirat Hofrichter dem Leiter des Theaters, das Stück dürfe nicht gegeben werden. Überhaupt würde der Kgl. Pol.-Präs. genötigt sein, „bei der bisher verfolgten Tendenz der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne solche bei der nächsten begründeten Beschwerde zu schließen“. Deichmann tritt dieser Drohung mutig entgegen, das Stück werde bereits seit zwei Jahren gegeben, es sei sogar bearbeitet worden und viele Stellen seien fortgelassen. Er drückt seine Verwunderung über die Tatsache aus, daß erst bei der 4. Aufführung der anwesende Kommissarius Anstößigkeiten herausgefunden habe. Er möchte sein Theater nicht von der Ansicht eines einzelnen Subalternbeamten abhängig sein lassen und bitte um Entsendung eines höheren Beamten. „Unter den obwaltenden Umständen kann ich mit dem besten Willen die angedrohte Schließung des Theaters nicht verhindern.“ Da das Stück bereits dreimal aufgeführt worden ist, schließt Deichmann mit der ironischen Frage: „Welcher von den diesen Aufführungen beiwohnenden Beamten hat nun die richtige

Ansicht gehabt?“ Am 15. 3. wird die Aufführung genehmigt. Im Liede „Gott, was sind wir ausgeheuert!“ wird der Vers verboten:

„Jedermann hat jetzt Courage
Niemand will beschützt sich sehn,
Und doch steht an jeder Ecke
Ihr zur Aufsicht jemand stehn.“

Begründung: Der Vers enthalte „Gehässige Invektiven gegen die Schutzmannschaft“. Warnend wird dem Verbot hinzugefügt, man erwarte von Deichmann, daß er sich seiner Verantwortlichkeit für die auf seiner Bühne auftretenden Schauspieler stets bewußt und bestrebt sein werde, den Bemühungen einzelner Schauspieler, „gewissen Stellen im Stück bestimmte unangemessene Beziehungen unterzulegen“, kräftigst entgegenzutreten. Diese Warnung beweist, daß sich die Zensur der Grenzen ihres Machtbereichs beim Possentheater deutlich bewußt war. Durch das Spiel des Darstellers, eine Geste oder eine Miene, kann die Wirkung eines Wortes, eines Coupletverses hundertfach verstärkt werden. Mitunter bedurfte es nicht einmal eines Wortes. Diese Möglichkeiten des mimischen Spiels sollten der Polizeibehörde auch in der Zukunft schwere Sorge bereiten.

Als jedoch Direktor Deichmann die Polizei um Ahndung grober Disziplinlosigkeiten eines Darstellers (Knauth) bittet, führt der Präsident einen wahren Eiertanz auf. Vielleicht war seine Kraft wirklich nicht der Problematik des Falles gewachsen, oder er sah es gern, wenn der Direktion Schwierigkeiten erwuchsen. Knauth soll in Vertretung eines Kollegen die Rolle des Kurfürsten von Sachsen in „Der Schlüssel zum Siebenjährigen Kriege“ übernehmen. Knauth fordert — anscheinend zornig über den Auftrag — die Verlesung eines Textes vor der Vorstellung: „Wegen plötzlichen Unwohlseins hat Herr Knauth — selbst noch unwohl — die Rolle des Königs August soeben aus Gefälligkeit für die Benefiziantin übernommen und bittet um Nachsicht.“ Trotz der Androhung einer Sistierung, evtl. sogar der Verhaftung, erklärt Knauth dem Pol.-Kommissar: „Führen Sie mich zu allen Teufeln, aber ich spiele nur, wenn der Inhalt des Zettels wörtlich bekannt gemacht wird!“ Deichmann sieht sich gezwungen, den Drohungen nachzugeben und bittet die Polizei um „kräftigen Beistand“ gegen die Anmaßungen dergleichen renitenter Schauspieler (22. 3. 51). Der Präsident entscheidet (23. 3. 1851), daß „die Verhaftung eines Schauspielers, welcher durch die Weigerung in einer ihm übertragenen Rolle aufzutreten, die Aufführung eines öffentlich angekündigten Stückes zu stören versucht, zwar zulässig“ sei, doch müsse jeweils sorgfältig erwogen werden, ob durch die Verhaftung nicht gerade eine Störung verursacht werde, die größer sei als die durch die Weigerung, nicht zu spielen, verursachte. Deichmann wird daher nur all-gemein „kräftigster Beistand“ zugesagt (25. 3. 1851), obgleich der Präsident auf den Rand des Deichmannschen Gesuches vom 22. 3. noch vermerkt: „Knauth ist zu eröffnen, daß er sich ernstlicher polizeilicher Zwangsmaßnahmen zu gewärtigen habe“. (Der Vermerk wird dann durchgestrichen.)

Ein geradezu perfides Spiel treiben dann im April desselben Jahres Pol.-Präs. und Oberpräsident von Flottwell, um das Scheitern der Direktion Deichmann herbeizuführen. Deichmann hatte harmlos einen Antrag bezüglich Genehmigung einer Erhöhung von Eintrittspreisen eingereicht (18. 4. 1851). Der Pol.-Präs. nimmt zunächst sehr „offenherzig“ Stellung im Entwurf der Bearbeitung der Akte für den Ob.-Präs. (24. 4. 1851):

[„Jede Gelegenheit der Erschwerung des Theaterbesuchs kann nur erwünscht sein und gerade die Erhöhung der Eintrittspreise wird am meisten dazu geeignet sein, die minder wohlhabenden und daher auch weniger gebildeten Klassen der hiesigen Bevölkerung] (hier folgt ein Zusatz des Oberpräs., vgl. unten) von dem Besuch des genannten Theaters etwas mehr zurückzuhalten. Um diesen Zweck noch vollständiger zu errei-

chen, wäre es wünschenswert, wenn auch die Preise für den 2. Rang, das Parterre und die Galerie um je 2½ Sgr. erhöht und wenn die erhöhten Preise nicht nur bei Opernvorstellungen, sondern auch bei Lustspielen und anderen Aufführungen gefordert werden müßten." Der Kgl. Bühne werde nur eine Konkurrenz erwachsen, wenn bei niedrigeren Eintrittspreisen gleiche Leistungen aufgewiesen würden. „Was letzteres infolge der Mittel niemals erreicht werden wird.“ Die Steigerung der Preise würde daher immer zum Nachteil des Frie.-Wi.-Th. ausfallen und vielleicht die Existenz desselben gefährden. Nur aus diesem Grunde könne der Pol.-Präs. eine Genehmigung des Deichmannschen Gesuches vom 18. 4. 51 für hedenklich halten (!). Der innige Wunsch des Pol.-Präs. war aber, das Theater — oder mindestens die Führung durch Deichmann — zu gefährden, was deutlich aus der Stellungnahme hervorgeht. Der Ob.-Präs. setzt an den Anfang der Stellungnahme des Pol.-Präs. an Stelle des geklammerten Vordersatzes: „denn die Erhöhung der Eintrittspreise wird nicht nur dem Theater die Mittel gewähren, seine Bühne auf einen immer höheren Standpunkt zu erheben, sondern auch die minder wohlhabenden und daher auch weniger gebildeten Klassen der hiesigen Bevölkerung, welche auf die Richtung der Bühne keinen günstigen Einfluß üben, von dem Besuch des Theaters etwas mehr zurückzuhalten.“ Der Antrag wird genehmigt „auf Widerruf“ (9. 5. 1851).

Unterdessen überschlagen sich willfährige polizeiliche Unterorgane in ihren Versuchen, einzelne Aufführungen des Theaters herabzusetzen. In einer ausführlichen politischen Analyse einer harmlosen Posse mit Gesang, „Graf Bukskin“ von Gustav Raeder, glaubt der Pol.-Hauptm. Heitz (23. 4. 1851), die Person einer Schneiderwitwe mit dem Bundestag, drei Schneidergesellen mit den Staaten Preußen, Sachsen, Bayern, einen Hauptmann mit Rußland, eine Kokette mit Österreich identifizieren zu können. Um seine besonderen geistigen Fähigkeiten nachzuweisen, fügt der Berichterstatter hinzu, daß das Stück als politische Zote dem Publikum im allgemeinen zwar nicht verständlich sei, doch seien mehrere Offiziere in den Logen anwesend gewesen. Das Ganze sei eine unangemessene Persiflage auf Preußen, seine Versprechungen, seinen Mut und seine Macht. Die Aufführung wird jedoch genehmigt, da sich herausstellt, daß das Stück schon — — — 1846 in Dresden gegeben wurde, und „mit Politik nichts gemein habe“ (29. 4. 1851).

Worüber sich das Publikum begeisterte

16. 5. 1851 „Die Fürstin aus dem Monde“, Posse mit Gesang in vier Aufzügen, unter freier Benutzung eines Romans von Paul de Kock bb. O. Stotz. Pol.-Bericht vom 17. 5. 1851 Beifall erweckte, als im 4. Aufzug ein Pächtersohn Michel der vermeinten Fürstin einen Kuß raubt und sagt: „Welch inniges Gefühl, wenn so die verschiedensten Stände sich verschmelzen.“ Sonst sei das Stück ziemlich frei von politischen Anspielungen, doch sei der Dichter bemüht, „wie in allen diesen Sachen“, die niederen Stände in einem sehr edlen, die höheren Stände in einem lächerlichen Lichte erscheinen zu lassen (mit Bleistift am Rand: „die gewöhnliche Tendenz des Frie.-Wi.-Theaters“).

28. 5. 1851 Bericht des Pol.-Leutn. v. Puttkammer betr. „Die Familie Hohenfels“, Schauspiel von Elisab. Marr. „Spektakelstück“, das nur die Tendenz zu haben scheint, „Mißachtung gegen die höheren Stände“, namentlich gegen „alte Familien“ zu erzeugen. Der Erfolg: Leutn. v. Puttkammer wird mit sofortiger Wirkung vom Theater- und Nachtwachdienst entbunden. Anscheinend war Theaterdienst mit der Würde eines adligen Offiziers nicht zu vereinigen.

Politischer Mimus

Am 8. 6. 1851 meldete der Pol.-Bericht, daß der Schauspieler Heinrich Marr als Friedr. II. v. Preußen in Carl Toepfers Lustspiel „Des Königs Befehl“ „ungeteilten patriotischen Enthusiasmus erweckt“ habe. Dieser Erfolg sei jedoch aufgehoben worden durch das Spiel des Hauskomikers Aug. Weirauch in dem komisch-satirischen

Zeitgemälde von E. A. Genée „Die Industrieausstellung oder die Berliner in London“ in der Rolle des Schulze, Mitglied der Berliner Kommission der Sachverständigen. „Das Spiel des Weirauch als Schulze war, wie gewöhnlich, ordinär und wurde durch die absichtlich hineingezwängten politischen Anspielungen — — — unerträglich. Die schönen Anregungen zum nationalen Patriotismus im ersten Stück wurden so vernichtet.“ Der Bericht des Sonderbeauftragten (Pol.-Rat Hofrichter, 9. 6. 1851) ergänzt: „Die faden Witze werden von Weirauch in seiner gewöhnlich gemein breiten Manier vorgetragen und durch Gestikulationen unterstützt. Nur dadurch hielt sich die Pièce bis jetzt auf dem Repertoire.“ Ein polizeiliches Verbot würde dem Stück zuviel Ehre antun. — Ein weiterer Beweis für die unbegrenzte Macht des mimischen Spiels auf der Possenbühne. Zweifellos war Weirauch ein Volkskomiker, der mit kräftigen Tönen arbeitete, aber er war die lustige Person der Deichmannschen Bühne, der auch zweit- und dritrangigen Stücken zum Erfolg verhelfen konnte (in dieser Beziehung kann er mit Carl Helmerding vom Wallner-Theater verglichen werden). Die gehässige Form der Wertung durch den Sonderbeauftragten der Polizei ist geradezu Eingeständnis der Grenzen, die der Zensur bezügl. einer Regelung des mimischen Spiels gezogen waren. Aus demselben Grunde wird eins der frühen Possenerzeugnisse Weirauchs „Wenn Leute kein Geld haben“ verboten (27. 9. 1851: das Stück wirke nur durch die gepfefferten politischen Couplets. „Wenn man hierzu bedenkt, daß der Verfasser des Stückes selbst debütieren soll — — — und wenn man das Publikum des Frie.-Wi.-Theaters kennt, das nach der kleinsten politischen Anspielung in den größten Applaus ausbricht, so glaube ich bestimmt annehmen zu dürfen, daß das Stück — — — nicht zum zweiten Male aufgeführt werden wird, da sicher der Verfasser bei einem Dacapo eine der gestrichenen Stellen auftischen wird“ (!).

Das Spiel Weirauchs gibt der Polizei auch in den folgenden Jahren manche Nuß zu knacken. Der Bericht vom 29. 12. 1853: „In H. Wachenhusens Posse mit Gesang: „Drei Musikanten“ erklärt Weirauch in einem Coupletvers, zwei Brüder seien ausgewiesen worden, weil sie einem Wucherer die Fenster eingeworfen hätten. Das Gesetz verbiete den Wucher, schütze aber die Person des Wucherers. Weirauch deutet dann mimisch an, daß er zwar noch gern mehr Bemerkungen hierüber machen möchte, sich jedoch vor dem anwesenden Pol.-Leutn. (Kuntze) hüten müsse, indem er einen bedeutsamen Blick auf den diensthabenden Pol.-Leutn. werfe.“ Der Bericht hebt hervor: es könne nicht im Texte stehen, daß Weirauch „diesen Blick so lange ausdehnt und mit so vielseitigen Gebärden und Grimassen begleitet, daß das ganze Publikum in ein maßloses Gelächter ausbrechen muß und sich alle Köpfe nach dem Pol.-Leutn. wenden. Mich dünkt, es könne dem p. Weirauch nicht füglich gestattet werden, seine sogenannten Knalleffekte auf Kosten des dienstlich anwesenden Pol.-Leutn. zu machen, für den es mindestens keine angenehme Situation sein kann, als unfreiwilliges Werkzeug des Possenreißers da zu sitzen.“ Der Pol.-Präs. entscheidet (30. 12. 1853): Weirauch wird sofortige Verhaftung von der Bühne weg angedroht, falls er sich ähnliche Ungehörigkeiten nochmals erlauben sollte.

Aber Weirauch ist ein hartnäckiger Volkskomiker. Ein weiterer Bericht über das gleiche Stück (8. 1. 1854) stellt fest, daß Gesetze und Verwaltungsmaßregeln ins Lächerliche gezogen werden, sogar die Eidesformel werde durch Weirauchs Worte profaniert: „des globe ich schwerlich!“³⁾ Da sonntags das Theater meistens von Angehörigen niederer Klassen besucht werde, sei das Stück für Aufführungen an Sonntagen ungeeignet. (!) Sollten es aber Zusätze Weirauchs sein, der seine niedere, ans unanständige grenzende Pantomime dabei auch zur Geltung bringe, so sei evtl. ein ernster Verweis angebracht.

Auch bei anderen Darstellern wird die politische Wirkung des mimischen Spiels aufmerksam überwacht und registriert. Der aus der Revolutionszeit noch wohlbekannte Regisseur, Komiker und Possenschriftsteller

Otto Stotz singt in Lortzings Oper „Die beiden Schützen“ im 3. Akt die Coupletverse: „Bei dem jetzigen Umschwung der Dinge stehe die Sache faul — und es sei ein gefährliches Gedinge — mit dem Gesinge.“ (8. 9. 1851) Der Schauspieler erntete wiederholt mit dieser Stelle Beifall, da er ihren aufreizenden Inhalt erhöhte, „indem er mit den Händen in die Halsbinde greift und den Ausdruck des Würgens annimmt“. — In der folgenden Szene nennt Stotz — „der überhaupt gern extra agiert“ — seinen Nebenbuhler einen Demagogen: „Der Mensch denke, und wer denke, sei Demagoge.“ Deichmann wehrt den Angriff ab: die Stelle sei im Text enthalten und auch auf der Kgl. Bühne zu hören (entstanden 1837, Aufführung an der Kgl. Oper schon 1839). Extempores werden besonders gern geahndet. Im Text des Schwanks „Der Prinz-Präsident“ schnüffelt zunächst der Lektor Friedländer herum und stellt dann „ganz gehorsamst und ganz unmaßgeblichst“ fest (16. 12. 1851), daß alles in Wien, München und Stuttgart reussiere, was gegen Louis Napoleon gedruckt werde. Friedländer erkennt klar, daß hier ein Lieblingsmotiv der Possenliteratur (bis 1871) auftaucht. Am 18. 1. 1852 erhält der Schauspieler Ascher eine energische Verwarnung wegen eines (nicht übermittelten) Extempores in diesem Stück im schönsten Kanzleistil: „Eine fernerneute Übertretung der desfallsig gegebenen Bestimmung wird unnachsichtlich seine Bestrafung nach sich ziehen.“ Leicht ließen sich aber der Bonvivant Ascher und der Komiker Stotz doch nicht einschüchtern. In „Des Herrn Magisters Perücke“ wünscht Ascher für eine Verspätung beim Rendezvous mit dem Lesen des Berichtes über eine Sitzung der Preuß. Kammer bestraft zu werden. Darauf die Soubrette Fräulein Genée: „Ich werde sie noch strenger bestrafen.“ Ascher: „Strengere Strafe gibt es nicht!“ (Extemporiert, Bericht 21. 1. 1852). Im gleichen Stück erklärt Stotz: „Versteinerungen sind aus Revolutionen hervorgegangen.“ Die Schauspielerin Holtzmann: „Welche Versteinerungen sind denn aus der Revolution von 1848 hervorgegangen?“ — Stotz: „Daraus gibt es nur versteinte Errungenschaften.“

Die politischen Anspielungen waren eben das Salz der Posse. Ver zweifelt fragt deshalb der Schriftsteller Wollheim da Fonseca die Behörde, als der Zensor sein Stück „Michels Wanderungen“ arg gerupft hat: „Was ist denn eine Posse ohne satirische Anspielung?“ Doch den Zensor überkommt ein Gefühl hoher Befriedigung, wenn es ihm gelang, die anzüglichsten Anspielungen aus einer Lokalposse zu entfernen und aus ihr eine „gehaltlose Farce“ zu machen (26. 10. 1852) „Ein Berliner Don Juan“ (Lok. Posse). — Mitunter wird allein schon das Thema vom Lektor beanstandet. Magisterlich wird begutachtet (Betr. „Nur diplomatisch oder ein schottischer Lord“, 14. 10. 1851): „Die Darstellung der unsittlichen Verhältnisse unter Carl II. eignen sich nur für ein Geschichtswerk (!), nicht für eine drastische Schaustellung.“ Bedenklich sei ferner, daß der Übersetzer des Stückes unter dem Titel sich als „Mitredakteur der Kreuzzeitung“ bezeichnet. Vielleicht war das aber nur eine vom Verfasser ausgesprochene Warnung oder — — eine Empfehlung! Enttäuschung herrscht im Zensurbüro, wenn der Titel politisch einen guten Fang verspricht, aber der Inhalt des Stückes die Erwartungen nicht erfüllt. Für das Lustspiel „Die drei Farben“ von Desnoyer, bb. von Friedrich, wird vermerkt: „Es ist von mir in Widerspruch mit dem ominösen Titel nichts Bedenkliches darin gefunden worden.“ — Stets verfallen dem Strich des Zensors Anspielungen auf regierende Fürsten⁴⁾, auf Polizei und Konstabler⁵⁾, die Verwendung preuß. Uniformen, preuß. Orden und Ehrenzeichen. Die Verwendung der verhassten Farbenkombination schwarz-rot-gold fällt stets auf, z. B. bei der Aufführung von Lortzings Waffenschmied: zwei Tänzerinnen tragen zu blauen Röcken eine Garnitur aus schwarzen, roten und gelben Farben. Der Bericht schließt jedoch mit der befriedigenden Feststellung: „Besonders aufgefallen ist dies jedoch nicht“ (19. 10. 1851).

Mit Behagen werden dagegen Tendenzen registriert, die geeignet sind, die Idee des Klassenstaates zu fördern. Bericht über Raupachs Trauerspiel „Isidor und Olga“ oder „Die Leibeigenen“ (12. 6. 1851). Im Stück wird die

„unendliche Macht der Freigeborenen über die Leibeigenen zur Schau gestellt, doch nicht in gehässiger Form, so daß das Stück in politischer Beziehung nicht als aufregend bezeichnet werden kann“.

Die ständigen Schikanen der Zensur scheinen Deichmann zur Planung einer grundsätzlichen Repertoireänderung veranlaßt zu haben.

Doch schon fragt der Generalintendant der Kgl. Theater von Hülssen an (19. 7. 1852) bezüglich der Deichmann auferlegten Konzessionsbeschränkungen, da dieser die Aufführung größerer ernster Opern, wie „Robert der Teufel“ und „Der Templer und die Jüdin“ beabsichtige. — Am 7. 9. 1852 lehnt der Ob.-Präs. ein Gesuch Deichmanns betr. Genehmigung der Aufführung von italienischen Opern ab, unter Berufung auf eine energische Entscheidung des Ministers des Kgl. Hauses. Eine Beschwerde Deichmanns an die Pol.-Behörde wird kurz abgelehnt (19. 9. 1852) unter Hinweis auf die in der Konzessionsurkunde vom 12. 4. 1848⁶⁾ für das Sommertheater ausgesprochene Repertoirebeschränkung. Danach waren nur Lustspiele, Possen und Singspiele zugelassen. Den Willen Deichmanns zur künstlerischen Förderung seines Theaters glatt ignorierend, stellt der Ob.-Präs. fest: es liege kein Grund vor, über die Grenzen der von Deichmann selbst bei Einreichung des Konzessionsgesuches geäußerten Wünsche hinauszugehen.

Doch in dieser Angelegenheit siegt Deichmann über den Pol.-Präs. Er kann die Genehmigung des Ob.-Präs. auf Grund einer A. K. O. vom 25. 9. befristet bis 1. 4. 1853 vorlegen (Ob.-Präs. 27. 9., Pol.-Präs. 30. 9. 1852). Der Grund für die verhältnismäßig wohlwollende Beurteilung des Deichmannschen Unternehmens durch den Pol.-Präs. (an Ob.-Präs. 2. 3. 1853) bei einer Anfrage betr. Erneuerung der Konzession ist vielleicht in Beziehungen Deichmanns zu unbekannten Vertretern führender Kreise zu suchen: Deichmann habe seit längerer Zeit zu keiner Ausstellung Veranlassung gegeben, doch sei es nicht wünschenswert, eine Konzession für mehr als ein Jahr zu erteilen.

Vielleicht war Deichmann aber auch aus wirtschaftlichen Gründen zäher geworden. Nur so ist der Inhalt einer großen Eingabe Deichmanns an den Pol.-Präs. von Hinkeldey (4. 12. 1853) zu erklären: Deichmann bittet um Gewährung eines Baukostenzuschusses von 10000 Talern. Die Gläubiger drängen auf Vermietung der kgl. Loge (anscheinend wurde für sie nur im Bedarfsfalle gezahlt). Demütig, fast flehentlich schließt das Gesuch: „Verlassen Sie mich nicht in meiner jetzigen Bedrängnis, ich bin unrettbar verloren und mit mir mein Institut —“. Er schließt mit einem Hinweis auf den Verlust, den die Frie.-Wi.-Stadt durch Schließung des Theaters erleiden würde. Wohl durchaus gegen seine bessere Überzeugung fügt er hinzu: dem Präsidenten habe das Institut allein zu verdanken, daß es „zu der jetzigen Höhe“ gelangt sei! Das Gesuch wird kühl und kurz abgelehnt, da es nicht zum Ressort des Pol.-Präs. gehöre, dem König die Bitte vorzutragen.

Am 31. 12. 1853 richtet Deichmann ein Gesuch an den König betr. Verlängerung der Konzession auf unbestimmte Zeit. Infolge der Errichtung des Neubaus 1850, den Ankauf von Grundstücken, den Neubau des Sommertheaters habe er Schulden aufnehmen müssen und könne das Vertrauen seiner Gläubiger nur durch das Angebot einer Sicherheit auf längere Zeit erwerben. Deichmann empfindet es als „tiefkränkend“, sich „in die Kategorie der Bierwirte hinabgesetzt zu sehen, welchen ebenfalls eine nur einjährige Konzession zuteil wird“. Buchhändler erhielten sie dagegen z. B. auf Lebenszeit, Deichmann betont dann den Zusammenhang zwischen Dauer der Konzession und der Möglichkeit einer Hebung des künstlerischen Niveaus. Bessere Darsteller legen Wert auf eine längere Konzession der Leitung. Ohne die Gnade des Königs gerate er (Deichmann) in die Gefahr des gänzlichen Ruins.

Auf bezügliche Anfrage des Ob.-Präs. beim Pol.-Präs. (9. 2. 1854) berichtet ein Pol.-Hptm. von Manstein

seiner Behörde: das Theater Deichmanns habe in den letzten Jahren einen durchaus erfreulichen „Aufschwung zur Kunst“ genommen. Ein Bestreben sei ersichtlich, dem Publikum nur gute, in keiner Weise politische Anspielungen enthaltende Lust- und Schauspiele, sowie kleinere klassische Opern zu bieten. Das Publikum sei durchaus anständig: auf den besten Plätzen seien fast täglich die vornehmsten Klassen der Gesellschaft vertreten.

Doch dieser wohlwollende Bericht eines subalternen Beamten wird von seinem hohen Vorgesetzten in folgender Weise verarbeitet: (Pol.-Präs. an Ob.-Präs. 21. 2. 1854) Deichmann hat in den letzten Jahren kein Bedenken erregt; doch erhalten Private nur auf kurze Zeit Konzession, da die Privatbühnen angewiesen sind, der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen. Die Vorstellungen müssen dort also der Auffassung der Zeit und der Richtung der öffentlichen Meinung entsprechen. Tritt ein Umschwung der öffentlichen Meinung ein, wie dies im Jahre 1848 der Fall gewesen sei, und schließe sich der größere Teil des Publikums der subversiven Tendenz an, so werde auch die Bühne dieser Richtung folgen. — Der Hinweis auf den demokratischen Charakter der Deichmannschen Bühne während der Revolutionsjahre ist eindeutig. (Der weitere Verlauf der Verhandlungen, bei denen der allgewaltige Pol.-Präs. anscheinend wieder — wie immer in der Zeit nach 1850 — den Versuch machte, seinen Willen gegen den der höheren Behörden durchzusetzen, läßt sich nicht verfolgen, da eine ganze Anzahl von Seiten im Aktenband wohl später entfernt wurden). Aber das Ergebnis war schließlich doch für Deichmann günstig: am 30. 5. 1854 erteilt der Ob.-Präs. die Konzession auf drei Jahre⁷⁾ und zwar nur für komische Oper, Schauspiel, Lustspiel und Posse. Ausgeschlossen sind auf jeden Fall die Tragödie, die ernste Oper und Tanzvorführungen, sowie Stücke, in denen Vorfahren des Königl. Hauses auftreten.

Preiserhöhungen werden nur bei Aufführungen komischer Opern gestattet. Daher wird eine Preiserhöhung bei einem Gastspiel Bogumil Dawisons (29. 2. 1856) nicht genehmigt, „weil dadurch in dem vorliegenden Falle auf das finanzielle Interesse der Königl. Theaterverwaltung ein nachteiliger Einfluß ausgeübt werden würde.“ (Nachträglich erhält Deichmann durch A.K.O. vom 5. 3. 1856 doch die Genehmigung).

Das Publikum

Das Frie.-Wi.-Theater wurde von Angehörigen der führenden Gesellschaftskreise nicht gemieden. Maßnahmen, die darauf hinielen, die frühere Besucherschicht des alten Quartier Latin⁸⁾, die natürlich immer noch im Ruf geheimer revolutionärer Gesinnung stand, abzudrücken, wurden von der Polizei begrüßt⁹⁾. Am 4. 10. 1859 wird ein Gesuch Deichmanns um Erhöhung der Preise für den 1. Rang von 20 Sgr. auf 25 Sgr. infolge Verengung des Raumes durch einen Umbau ohne weiteres genehmigt, zumal Deichmann — die Einstellung der Polizeibehörde schon im Antrag skizzierend — hinzufügt: „Es wird hiermit zugleich ein oft ausgesprochener Wunsch des feineren Publikums, abgesonderte Plätze zu haben, befriedigt“.

Das Verhalten des Publikums beim extemporierten Spiel der Darsteller sowie einzelne Zwischenfälle deuten an, daß das Stammpublikum seinem Theater mit dem schönen Park, auf das es vom Jahre der Gründung an stolz war, treu blieb.

Auf die „schönste Errungenschaft“ aus den Tagen der Revolution wollte man ungern verzichten. 1856 stellt Lektor Friedländer fest, daß „der Mißbrauch mit dem Tabakrauchen dort in der Tat sehr überhand nimmt.“¹⁰⁾ Entsprechend altem Berliner Brauchtum in Sommertheatern entledigte man sich im Parktheater ungern seiner Kopfbedeckung, sodaß ein Pol.-Bericht (17. 6. 1856) mahnt: „Auch im Parktheater könnten die Hüte abgenommen werden, da bei der mangelhaften Konstruktion des Parketts vielen Personen die Aussicht genommen wird. Diese stellen sich dann vor die Logen.“ Aber auch einem

Besucher des Stehplatzes im 2. Rang (Wintertheater) vermag ein Pol.-Lt. nicht klarzumachen, daß es Vorschrift sei, sich im Theater ohne Kopfbedeckung aufzuhalten. (Bericht 3. 12. 1855). Recht undiszipliniert stürzte man sich bei plötzlichem Regen aus dem Parktheater in das Wintertheater, um dort mit besonderer Vorliebe fremde Plätze einzunehmen. Die Schauspielerinnen wurden dann jeweils in das Wintertheater hinübergetragen.

Skandal um Direktor Deichmann Seine Verhaftung

Die Katastrophe drohte über Deichmann im Sommer 1856 hereinzubrechen, vielleicht infolge undurchsichtiger Intrigen des Schauspielers Ascher, der Behörden (Ob.-Präs.) oder auch der Konkurrenz. Vielleicht wirkten aber auch alle Urheber im geheimen zusammen, um Deichmann endlich zu Fall zu bringen. Am 10. 7. 1856 meldet der Pol.-Präs. dem Ob.-Präs., Deichmann sei auf Veranlassung des Staatsanwalts verhaftet worden „wegen betrügerlichen Bankrotts, Betrugs und Unterschlagung ihm anvertrauter Gelder“. Ein Zusatz lautet: Bericht der Kriminalabtlg. v. 5. 7. auf Anfrage der 1. Abtlg. Pol.-Präs. vom 3. 7. „öffentlichen Blättern zufolge“:

„Bei der Haussuchung stellte sich der Verdacht heraus, daß Deichmann bemüht gewesen ist, der Schauspielerin Ortmann eine Leibesfrucht abzutreiben“. — Eine Denunziation in der Zeitung genügte also in der Zeit der absoluten Polizeiherrschaft in Preußen, einen im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens stehenden Theaterdirektor durch behördliche Maßnahmen rücksichtslos bloßzustellen. — Der Pessus wurde dann im Konzept gestrichen. Die Begründung gibt Pol.-Direktor Stieber (Bericht vom 12. 9. 1856): „Die Kriminalabteilung nimmt von Erhebung der Anklage wegen Abtreibung Abstand, da — obgleich die Absicht Deichmanns erwiesen sei — der Arzt nur unzureichende Mittel verabreicht habe.“

Der Ob.-Präs. läßt bald seine Absichten durchblicken: U. U. müsse die Konzession Deichmanns zurückgezogen werden. Der Stellvertreter Deichmanns wird der Schauspieler Ascher. Da Konzessionen nur für bestimmte Personen verliehen werden, sei eine Direktion Ascher für längere Zeit nicht zulässig (Ob.-Präs. an Pol.-Präs. 15. 7. 1856). Der Pol.-Präs. verhält sich hier jedoch korrekt: eine Verhaftung genüge nicht zur Entziehung der Konzession (an Ob.-Präs. 26. 7. 1856). Am interessantesten ist, daß diesem Schreiben die Schlußbemerkung zugefügt wird: „Der Pol.-Präs. bemerkt gehorsamst, daß der gegenwärtig an der Königstadt. Bühne als Betriebsdirektor fungierende Franz Leidesdorf (Wallner) um die evtl. freiwerdende Konzession beim Frie.-Wi.-Theater sich beworben hat.“ Ob Wallner und in welchem Maße er vielleicht mit Ascher, der später von Deichmann des Intrigenspiels beschuldigt und entlassen wird, zusammenarbeitete, läßt sich nicht entscheiden. In den folgenden Jahren gastierten Ascher und Frau häufig am Theater Wallners in der Blumenstraße. Mit dem großen Erfolge der Gesangsposse von D. Kalisch „Der Aktienbudiker“ (E. A. 9. 7. 1856) konnte Wallner hoffnungsvoller in die Zukunft blicken und ermutigt werden, sich um die Konzession eines größeren Theaters zu bewerben, das als Konkurrenzunternehmen mit älterer Überlieferung dem jungen Unternehmen Wallners (E. O. 16. 9. 1855) bis dahin manche Sorge bereitet haben mag.

Nach Abschluß der Voruntersuchung (erst 14. 11. 1856) wird Deichmann aus dem Kriminalarrest entlassen. Der Staatsanwalt schränkt die Anklage auf Beschuldigung wegen Betruges ein, die des betrügerischen Bankrotts wird fallen gelassen. Das Zivilgericht verfügt Subhastation und gerichtliche Administration. Eine Verpachtung an Wallner wird jedoch abgelehnt. Der Pol.-Präs. ist vorsichtig geworden, da das Ergebnis der Voruntersuchung wohl nicht den kühnen Hoffnungen entsprach, die die Behörde am Tage der Verhaftung Deichmanns gehegt hatte. Deichmann bleibt Konzessionsinhaber und übernimmt seinen Posten wieder als Leiter (12. 11. 1856).

Das bisherige Verfahren hatte dem Theater auch wirtschaftlich schweren Schaden zugefügt. Ascher bittet als

interimistischer Leiter (6. 10. 1856) um die Genehmigung erhöhter Preise bei einem Gastspiel Emil Devrients, „um dem durch den kläglichen Sommer nicht bloß, sondern durch anderweite bekannte Fügungen hart angegriffenen, dem Publikum aber — lieb gewordenen Institute Unterstützung zu verleihen.“ — Der Ob.-Präs. drängt weiter hartnäckig (22. 11. 1856). Er stellt in Erwägung, ob Deichmann nicht schon jetzt die Konzession zu entziehen sei, da die Anklage wegen Betruges erhoben werde, Deichmann jedenfalls nicht mehr den Voraussetzungen entspreche, „unter denen ihm seinerzeit die Konzession erteilt worden ist.“ Wieder lehnt der Pol.-Präs. ab (21. 1. 1857), da das vorliegende Material nicht ausreiche und schließt überraschend: „es gewinnt den Anschein, als ob Deichmann von Anfang an eine härtere Beurteilung erfahren habe als durch die Umstände geboten war“ (!). Am 12. 1. 1857 ergänzt der Bericht eines Pol.-Lt.: Ascher hat wohl für immer das Frie.-Wi.-Theater verlassen. „Soweit ich mir ein Urteil anmessen darf, ist derselbe als Darsteller nicht ohne Begabung. Die Veranlassung des Abtritts der p. Ascher sollen von demselben gegen Deichmann angestiftete Intrigen sein, welche auf dessen Sturz hinielen.“

Die Erhebung der Anklage durch den Staatsanwalt wegen vollendeten und versuchten Betruges, sowie wegen Unterschlagung erfolgt am 2. 2. 1857 (der Umfang der Anklageschrift beträgt 42 Seiten). Verhandlung ist vom 12. bis 18. 5. 1857, Stadtgericht II. Abtl. Vorsitzender Gerichtsrat Busse. — Verteidiger die Justizräte Gall und Vogler und Rechtsanwalt Wilberg. Personalien Deichmanns: 36 Jahre alt, ev., nicht Soldat gewesen, noch nicht bestraft. — Weitere Angeklagte sind der Kassierer Gustav Ludwig Arndt und der Musikdirektor Telle, 58 Jahre alt, kath.

Die Angaben Deichmanns bezüglich der Vermögenswerte werden bestritten.

Aktiva (nach Deichmann)	257 370,—	Taler
Passiva (nach Deichmann)	170 285,—	"
Suffizienz	87 085,—	Taler

Die geschäftlichen Transaktionen Deichmanns seit 1846 waren:

1846 Pachtung des Tunnels im Casino-Restaurant, Schulden davon	500,—	Taler
1847 Casino-Gebäude	65 000,—	"
1849 Erwerb des anstößenden Parks	4 000,—	"
1850 Erwerb des freien Platzes, jetzt zum Eingang dienend zwischen Park- und Schumannstraße 12, durch welchen die Einführung zum Theater gelegt ist	200,—	"
1850 Feuerkassenwert des Frie.-Wi.-Theaters	77 935,—	"
Bau des Garderobenhauses und der Kgl. Loge	12 000,—	"
1852 Sommertheater mit Parkanlage	44 000,—	"

Mit den Gläubigern wurde ein antichretischer Pfandvertrag¹¹⁾ abgeschlossen (11. 2. 1854). Gläubiger sind: Bankier J. Kirchheim, Kaufmann Aaron, Levin & Co., Bankier Moritz Carow und Jacques.

Ermittlung der Voruntersuchung:

Aktiva:		
1. Schumannstraße 12	20 000,—	Taler
2. das Theater, Ausbau des Garderobenhauses und der Kgl. Loge ..	100 000,—	"
3. Casino-Gebäude	63 000,—	"
4. Garderobe, Kulissen, Gardinen, Theater- und Casino-Inventar, Bibliothek, Gasometer	24 799,—	"
5. Sommer-Theater	34 385,—	"
6. Gas- und Wasserröhren des Parks ..	7 854,—	"
7. Mobilien	3 000,—	"
8. Hypothekenanteil betr. Schumannstraße 14	2 000,—	"
9. Hypothek auf Haus in Köpenick ..	1 300,—	"
10. Forderungen	840,—	"
Aktiva	257 178,—	Taler
Passiva	265 301,—	"
Insuffizienz	8 123,—	Taler

Nach dem Bericht Deichmann ergibt sich jedoch eine

Suffizienz von 87 085,— Talern.

Die Akten geben keine klare Auskunft über den Ausgang des Prozesses. Sie enthalten nur einen Vermerk, daß Widersprüche in den Ausführungen der Polizeiprotokolle zu den Feststellungen in der Gerichtsverhandlung nachgewiesen werden. Die am 8. 6. 1857 vom Ob.-Präs. verlängerte Konzession (bis 1. 1. 1859) beweist, daß Ubelwollen und Klatsch wohl die Triebfeder des Angriffs gewesen waren, durch den man in Zeiten der Reaktion einen politisch unliebsamen Theaterdirektor seines Postens entheben zu können glaubte. Besonders wurde auf Deichmanns luxuriösen Lebenswandel hingewiesen. Der Kassierer wurde beschuldigt, er verteilte Freikarten an Prostituierte, u. a. an die unverheiratete Wäldner, mit welcher er darauf „geschlechtlichen Umgang gepflogen“. Hier hakt nunmehr der Minister des Innern ein (3. 7. 1857) an Pol.-Präs.: In den Gerichtsverhandlungen seien Tatsachen bekannt geworden, „welche auf den Geist der Direktion ein sehr bedenkliches Licht werfen“, u. a. sei vom Kassierer Arndt zugestanden worden, daß Freibilletts an öffentliche Dirnen verteilt wurden, weil diese als Lockvögel für das Publikum betrachtet werden. „So könnten ernstliche Bedenken gegen die Direktion begründet sein und eine weitere Untersuchung über die sittliche Richtung und die Praxis derselben (d. h. der Direktion)“ veranlassen. Aber der Pol.-Präs. hatte Wind bekommen, daß Deichmann sich jetzt wohl eines „höheren Schutzes“ erfreut. Er lehnt wieder ab, die Begründung reiche für die Einleitung eines Verfahrens nicht aus, mögen sich immerhin gegen die Person des Deichmann Ausstellungen machen lassen, die zu Zweifeln führen könnten (23. 9. 1857).

Es folgt im Konzept ein mit Bleistift durchgestrichener Absatz, der Auskunft gibt über die Beweggründe der „festen Haltung“ des Pol.-Präs.

„Im übrigen erlaubt sich der Pol.-Präs. ehrerbietigst darauf aufmerksam zu machen, daß die bei Erstattung des in Rede stehenden Berichts an den Herrn Ob.-Präs. hier leitend gewesenem Ansichten neuerlich ihre Sanktionierung von maßgebender Stelle aus durch einen dem Deichmann zuteil gewordenen großen Vorzug erfahren haben dürften.“ Urheber, Art und Umfang dieses großen Vorzugs sind aus den Akten nicht zu ermitteln. Doch muß es eine sehr wichtige Stelle gewesen sein, deren Eingreifen dem Pol.-Präs. gegenüber dem Minister derartig den Nacken steifte. Sie muß führenden Gesellschaftskreisen angehört haben, wahrscheinlich dem Hofe.

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater zu Beginn der „Neuen Ära“

Die Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. nähert sich dem Ende. Im Oktober 1857 übernimmt der spätere Prinzregent die Stellvertretung. Er ist nachweislich ein häufiger Besucher im Theater Deichmanns¹²⁾. Unter ihm wird Deichmann im Juli 1859 eine sehr bedeutungsvolle Rangerhöhung zuteil¹³⁾. Vielleicht haben wir in ihm den Wohltäter Deichmanns zu suchen. Zum ersten Male erhält auch Deichmann nun die schon längst erstrebte Konzession „auf unbestimmte Zeit“ (28. 12. 1858 durch Pol.-Präs., auf Veranlassung des Ob.-Präs. vom 17. 12. 1858)¹⁴⁾. — Ermutigt macht Deichmann einen erneuten Versuch, den Ring der ihn einengenden Spielplanbeschränkung zu sprengen, durch eine dem Minister des Innern demütig und unterwürfig vorgetragene Bitte um Aufhebung des Aufführungsverbots für Gutzkows „Zopf und Schwert“ (erlassen im Jahre 1854). Die ihm gezogenen Grenzen seien im Gegensatz zur Hofbühne so eng, daß „mir eben weiter nichts bleibt, als die französischen sittenverderbenden Stücke vorzuführen.“ Da er sich hierzu nicht entschließen könne, müsse er sich auf geringe Zahl deutscher Possen und Travestien beschränken.

Er bittet, einen „schwer bedrängten Theaterdirektor“ seines Wohlwollens teilhaftig werden zu lassen. In schwülstigen Sätzen weist Deichmann auf die politische

Bedeutung der Aufführung des Gutzkow'schen Dramas hin, auf die Befriedigung „des patriotischen Sinnes des Volkes, das nach solchen Gelegenheiten dürste“, „seine Liebe für unser Herrscherhaus zu erkennen zu geben“ usw. — Der Minister des Innern neigt zum Entgegenkommen (3. 2. 1859), doch beim Pol.-Präs. überwiegt der Groll gegen den alten „Jungdeutschen“ Gutzkow. Die Ablehnung erfolgt auf Grund der Cabinetsordre vom 13. 3. 1854, mit dem Vermerk: die Prophezeiung auf der fünftletzten Seite könne zu „unpatriotischen Mißdeutungen“ Anlaß geben. Ursprünglich steht hierfür (dann durchstrichen): „ein weiterer Grund der Ablehnung ist die sehr müßige Prophezeiung in Betreff der neuesten Zustände Preußens“.

Doch nun bereitet Deichmann sorgfältig die Erwerbung seiner vollen „Gesellschaftsfähigkeit“ durch Bemühung um die Verleihung eines Titels vor. Er stiftet 300 Taler zur Unterstützung armer, verheirateter Wöchnerinnen¹⁵⁾. Am 28. 2. 1859 (d. s. 31 Tage nach der Geburt Wilhelm II.) reicht Deichmann ein Gesuch um Genehmigung von Aufführungen ernsterer Art anläßlich eines Gastspiels von Mr. Phelps vom Royal Theatre Saddlers Well mit schwülstiger Begründung ein: „Um einer hochverehrten jungen Mutter, der Prinzessin, auf welche Millionen beglückter Preußen mit Stolz und Freude blicken, einige Erheiterung durch Bilder aus ihrer Heimat zu verschaffen“ (genehmigt Ob.-Präs. 21. 3. 1859).

Im Juni 1859 reicht er ein Immediatgesuch um Verleihung des Titels „Kommissionsrat“ ein. Stellung des Pol.-Präs. (an Ob.-Präs. 7. 6. 1859): Deichmann war stets bemüht, sein Institut zu heben. Der Pol.-Präs. ist mit seinen letzten Leistungen nicht unzufrieden (!). Deichmann ist bei der Wahl der Stücke niemals der von der französischen Bühne herübergekommenen verwerflichen Geschmacksrichtung verfallen. Er stellt bei Unglücksfällen und Kalamitäten seine Einnahmen zur Verfügung.

Es folgt ein durchgestrichener Abschnitt: Das Gesuch wird trotzdem nicht empfohlen, da die pekuniären Verhältnisse Deichmanns nicht geordnet und die Sicherheit des Unternehmens daher nicht gewährleistet erscheint. „Er ist fast immer in Geldverlegenheit.“ Eine Substantiation der Grundstücke wurde mehrfach „extrahiert“. Die finanzielle Bedrängnis vermehrte sich (nach Deichmanns eigenen Angaben) durch die Anlage der Kgl. Loge, wozu der Ankauf des Nachbargrundstückes erforderlich war, der Kostenaufwand hierfür: fast 15 000 Taler.

Hierfür wird gesetzt: der Titel wird nicht für angemessen erachtet, da das Motiv des Gesuches anscheinend nicht nur ideeller Natur (Ehrgeiz), sondern auch materieller Art (Verbesserung der finanziellen Verhältnisse). Deichmann führe an, daß ihm hohe Besucher, besonders der Regent von Preußen, keine Honorare zahlten.

Die Auffassung des Pol.-Präs. war zweifellos berechtigt. Der Titel „Kommissionsrat“ wurde ja auch später fast ausschließlich aus geschäftlichen Gründen erstrebt. Die Entscheidung des Ministers des Innern entbehrt nicht einer gewissen Komik (6. 7. 1859 an Pol.-Präs.): Die Auszeichnung durch den Titel wird befürwortet, „weil es zur Erwirkung einer so bedeutenden pekuniären Subvention, wie der Kgl. Pol.-Präs. sie für den p. Deichmann vorschlug, an genügendem Anlaß wie an geeigneten Fonds fehle.“ Die Verdienstlichkeit Deichmanns sei durch den Pol.-Präs. bezeugt.

Und so erfolgt die Ernennung Deichmanns zum „Kgl. Preuß. Kommissionsrat“ am 4. 7. 1859, da es dem Preuß. Staat angeblich an finanziellen Mitteln gebricht, dies zu verhindern.

Die Affäre „Cäsar Bock“

Trotz der nummehr erworbenen Gesellschaftsfähigkeit konnte Deichmann nicht der Versuchung widerstehen, der Überlieferung seiner Bühne getreu, große politische Posse zu bieten, unter Verwendung eines Themas des zeitgenössischen europäischen Kriegstheaters. Im Sommer 1859 marschierte Sardinien mit Napoleon III. gegen

Osterreich in Oberitalien. Der Prinzregent von Preußen ist geneigt, bei Gewährung des Oberbefehls über das Deutsche Bundesheer, „den Po (gegen Napoleon) am Rhein zu verteidigen.“ Preußen machte mobil. Daher bringt Deichmann ab 1. 8. 1859 die Posse mit Gesang in drei Aufzügen „Cäsar Bock“ von Otto Girndt, die ihm wieder eine Affäre von Format beschert und das interessante Problem des Verhältnisses der Zensur zur Inszenierung aufwirft. Die Genehmigung erfolgt, da „weder ein Reich noch irgendeine Persönlichkeit näher bezeichnet“ sei. Der Pol.-Bericht vom 17. 11. 1859 ist harmlos: Das Stück wurde mit augenscheinlich abnehmendem Beifall aufgenommen. Am Rand eine Notiz: es soll Anspielungen auf Kaiser Napoleon und Franz Joseph enthalten.

Aber am 20. 11. 1859 ziehen schwere Gewitterwolken auf: der französische Gesandte erhob ernste Beschwerde gegen die Genehmigung¹⁶⁾ (Min. d. Inn. von Schwerin an Min. v. Schleinitz, Min. der Auswärtigen Angelegenheiten).

Der Pol.-Präs. zieht unter gleichem Datum die Genehmigung zurück, unter Berufung auf die Verordnung vom 20. 6. 1851, § 7, „weil die im Manuskript nicht ersichtliche Art, wie dasselbe in Scene gesetzt worden ist“, gegen die Schicklichkeit verstößt (das Kernproblem!). Die Beobachtung derselben sei in der Konzession aber vorgesehen. Das Stück „involviert Beleidigungen der Oberhäupter deutscher und ausländischer Staaten.“ — Der Innenminister macht den Minister der ausw. Angelegenheiten auf die Grenzen der Zensurgewalt aufmerksam. Die absolute Verhinderung derartiger Vorkommnisse liege nicht in der gesetzlichen Befugnis der Behörden, auch hinsichtlich der Kostüme und Anspielungen. Doch wird „das Unangemessene derartiger Ausschreitungen“ anerkannt. Der Pol.-Präs. pflichtet diesem Urteil bei (21. 11. 1859 an Min. d. I.): „erst durch die Darstellung und die bei derselben gewählten Kostüme, welche die nach dem Manuskript verheißenen Tiergestalten nur nebensächlich erscheinen lassen, gestalten die politischen Anspielungen sich zu offenbaren Beleidigungen.“ Deichmann erhebt Einspruch gegen die Vorwürfe (22. 11. 1859): die Kostüme seien durchweg Phantasiekostüme, „und es ist keine einzige militärische oder sonstige Uniform eines europäischen Staates dargestellt.“ Deichmann bittet, das Verbot nur auf die betreffende Inszenierung, bzw. die Kostüme einzuschränken.

Die sehr ausführliche Stellungnahme des Pol.-Präs. (25. 11. 1859, an Min. d. I.) wirft noch einmal das von der Polizei bis dahin nicht gelöste Problem: Zensur und Inszenierung — auf und ist daher von erheblichem rechts- und theatergeschichtlichem Interesse.

Der Grund des Verbotes ist: die Wahl der Kostüme und die gesamte Szenerie, da nach dem Manuskript die Annahme bestand, daß die „Akteurs in maskenähnlichen Tiergestalten spielen würden.“ Bei der Aufführung jedoch trügen die Hauptpersonen die entsprechenden Tierköpfe nur als Kopfbedeckung, „so daß die Gesichter entblößt waren.“

Der Ziegenbock trug anfänglich nur einen grauen Leibrock, „der nach seiner Ernennung zum Cäsar mit einer Uniform verwechselt wurde, ähnlich der, in welcher man den ersten Napoleon öfter abgebildet sieht (grüner Leibrock mit weißer Superweste, einen Ordensstern, weißen anliegenden Beinkleidern und hohen Stiefeln). Bei der Zusammenkunft des Ziegenbocks mit dem Bären trägt letzterer einen weißen anliegenden Überrock, der seine offenbare Bestimmung, an die österreichische Uniform zu erinnern, nicht verfehlen konnte.“ — Dann wurden aber auch durch musikalische Effekte weitere Ungeschicklichkeiten begangen. Beim Kampf der siegreichen Anhänger des Ziegenbocks gegen den Bären verwendete die Musik die Melodie des Liedes: „Immer langsam voran, daß die österr. Landwehr nachkommen kann.“ Bei der Zusammenkunft des Ziegenbocks mit dem Bären¹⁷⁾ verwendet die Musik ähnliche Melodien zu ganz bekannten Liedern, z. B. „Ich bin liederlich, Du bist liederlich —“ und „Vivat hoch, es leben alle Lumpen“,

die ihrem Inhalt nach noch verletzender seien. Das Verbot sei vollkommen gerechtfertigt und aufrecht zu erhalten — auch bei Änderung der Kostüme und Weglassung der Musikstücke, „da die Persönlichkeiten, welche durch die Tiergestalten repräsentiert werden sollen, schon durch die bisherigen Vorstellungen für alle späteren gekennzeichnet sind.“ — Nach Einsicht in den Text rügt der Min. d. I. (2. 12. 1859 an Pol.-Präs.), daß die Genehmigung der Aufführung schon hinsichtlich des ursprünglichen Textes „ihre erheblichen Bedenken“ hätten haben müssen.¹⁸⁾

Abschließend wird vermerkt (15. 1. 1860 Min. d. I. an Pol.-Präs.): „Der Gegenstand der Verfügung hat anderweit seine Erledigung gefunden.“¹⁹⁾

Unterdessen war Deichmann emsig bemüht, den unangenehmen Eindruck, den die Affäre Cäsar Bock höheren Ortes hervorgerufen hatte, zu verwischen. Er fügt der Eingabe, die Genehmigung des Lustspiels „Die Brautschau“ betreffend (30. 11. 1859 an Pol.-Präs.), eine Darlegung seiner künstlerischen Absichten hinzu: „Einem Königl. Hochlöbl. Pol.-Präsidium kann es nicht entgangen sein, daß ich mich mit aller Energie der Stücke erwehre, welche, wie das verbotene Stück „Ninon“, den Sinnenkitzel glorifizieren und mich mehr und mehr mit Stücken versehe, welche zur Hebung der Vaterlandsliebe und jeder guten Gesinnung überhaupt beitragen.“ Der Grund für sein Streben sei in seiner Dankesschuld für die ihm zuteil gewordene hohe Auszeichnung zu suchen. Z. Zt. könne er leider nur „mittelmäßiges Gut in diesem Genre“ bieten, er ermutige jedoch begabte Federn und kämpfe mit patriotischen und moralischen Stücken („zu welch letzteren ich die Maschinenbauer²⁰⁾ zählen darf“) „erfolgreich gegen die Leichtfertigkeit und Blasiertheit an, welche durch die franz.

Stücke und ihre Nachahmer leider eingepfropft worden sind.“ Er bitte, ihn in diesem Kampf zu unterstützen.

Solch ein emphatisches Bekenntnis des Direktors eines Privattheaters zur Pflege der gehaltvolleren dramatischen Literatur ist mit Vorsicht zu werten. Private Bühnenleiter waren letzten Endes doch immer auf gängige „Ware“ angewiesen, die Kassenerfolge verbürgte. Weirauchs Posse konnte infolge der Bemühung des Verfassers um eine bessere Charakterisierung zweifellos Hoffnungen erwecken. Doch verstand es Franz Wallner, sich das Erstaufführungsrecht für die großen Possen Weirauchs zu sichern. Daher widmete sich Deichmann von 1860 ab vornehmlich der leichten musikalischen Muse. Durch ihn wird der Siegeszug der Werke Offenbachs durch Norddeutschland eingeleitet. Damit wird Deichmann aber der bisher verfolgten politischen Tendenz seiner Bühne nicht untreu. Denn schon das erste größere Werk Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“ ist ja weiter nichts als eine musikalische Satire auf das Kaisertum Napoleon III.

Vom politischen Gesichtspunkt aus ist Deichmann die markanteste Persönlichkeit unter den Theaterdirektoren Berlins vor der Reichsgründung. Er war konsequenter als der konziliante und geschäftstüchtigere Wiener Franz Wallner, der vielleicht aus wohlwogegen politischen Gründen seit 1855 gegen Deichmann als Direktor eines Volkstheaters durch den Pol.-Präs. angesetzt wurde. Das Urteil des Schauspielers Emil Thomas über das Theater Deichmanns ist daher auch nach Prüfung der aktenmäßigen Unterlagen durchaus zutreffend: „Sein Theater war ein Kind der Zeit, einer Zeit der Unzufriedenheit, der Opposition und der Satire, ein Institut des kaustischen Humors.“

Abkürzungen: Pol.-Präs. = Polizeipräsident; Ob.-Präs. = Oberpräsident; Min. d. I. = Minister des Innern; Rep. = Repertorium; Kmdt. d. Res. = Kommandant der Residenz; Kmdr. d. Ga-Ko. = Kommandeur des Gardekorps; A. K. O. = Allerhöchste Kabinettsordre; Kö-Th. = Königstädtisches Theater; Frie-Wi-Th. = Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater; E. O. = Eröffnung; E. A. = Erstausführung; Konz. = Konzession; Verf. = Verfasser.

1) Gotthilf August von Maltitz (1794–1837) Kgl. Preuß. Oberförster a. D. — 2) Wohl der Sohn des berüchtigten Zensors, des Geh. Reg.-Rats Grano, der „Dreieinigkeit von Dummheit, Anmaßung und Unkenntnis in höchster Vollendung“. (Vgl. Houben, Der gefesselte Biedermeier. S. 183 und 205 — Lpzg. 1924.) — 3) Verdrehung der Worte Friedrich Wilhelms IV. (1840): „Das gelobe ich und schwöre ich!“ — 4) z. B. Ludwig von Bayern (7. 8. 1851 vorläufiges Verbot von „Proberollen oder Loia Montez“ von Wohlbrück). — 5) Einen Pol.-Rat macht Deichmann bereits in der Eingabe zum Pol.-Präsidenten; die Zensur verlangt: Präfekt, da ein solcher „dem umgebildeten Teil des Publikums eine unbekannte Größe“ sei (8. 10. 1851 vorl. Verbot des Lustspiels „Die Zwillinge“). — 6) Aus dem Antrag betr. Konzessionsverlängerung (29. 11. 1851) geht hervor, daß ab 2. 11. 1848 ein gewisser Großkopf Mitinhaber der Konzession war, lt. Anz. vom 14. 7. 1850 jedoch ausschied. — 7) 1. 6. 1854–1. 6. 1857; ein Einspruch Deichmanns gegen die Einengungen der Konzession (23. 6. 1854) ist ergebnislos. Der Ob.-Präs. bemerkt (2. 8. 1854): die Beschränkungen bestehen auch bei Kroll, und noch stärker für das königstädt. Theater Rudolf Cerfs. — 8) vgl. C. Meyer, Alt Berl. pol. Volkstheater 1848–50, S. 57. — 9) vgl. Verhandlungen über die Erhöhung der Eintrittspreise. — 10) Erneutes Verbot bei 2 Talern Strafe (20. 6. 1856). — 11) ein röm. rechtlicher Vertrag, durch den dem Gläubiger anstatt der Zinsen die Nutzung einer Sache gewährt wird. — 12) Gesuch Deichmanns vom 17. 6. 1859 (vgl. weiter unten). — 13) 4. 7. 1859. — 14) Das Aktenstück wird dem Pol.-Präs. am

23. 12. 1858 unter Verwendung einer schönen altpreußischen Kanzleistilformel überreicht: „behuft hochgeneigtester weiterer Veranlassung hiermit ganz gehorsamst vorgelegt.“ — 15) 2. 2. 1859 Armendirektion an Pol.-Präs. — 16) Am 10. 11. 1859 war der Friede zu Zürich geschlossen worden. — 17) Treffen Napoleons mit Kaiser Franz Joseph in Villafranca 11. 7. 1859. — 18) Am Rand der ersten Beurteilung (1. 8. 1859) ist daher wohl später von Lektor Friedländer entschuldigend vermerkt worden: Die Genehmigung wurde schon z. Zt. der preuß. Mobilmachung gegeben. — 19) Im Siegesjahr 1870, kurz vor der Schlacht bei Sedan, macht Direktor Woltersdorf (im späteren Schillertheater-Norden, Chausseest. 21) am 26. 8. 1870 noch einmal den Versuch, eine Aufführung des Stückes in umgearbeiteter Form zu erwirken. Im letzten Akt wird der Sieg des Königs über den Kaiser von Frankreich verherrlicht. Doch fällt der Zensur „unangenehm“ auf, daß S. Majestät in der Maske des Bärenvaters und in einer kurzen Szene das Ereignis in Ems dargestellt wird. Wenn auch die Idee des Stückes nicht tadelnswert erscheine, so könne die unzureichende Begründung für die Wahl der Masken die Vertreter anderer Mächte zu einer Beschwerde veranlassen. Der Pol.-Präs. ist zu einem Entgegenkommen bereit (10. 9. 1870): Die Entscheidung soll ruhig dem gesunden Gefühl und dem Takt des Berliner Publikums und „das läppische und triviale Machwerk des Dr. O. Girndt seinem verdienten Schicksal überlassen“ werden. Doch der Ob.-Präs. lehnt ab, da unverkennbare Mitglieder des „Allerhöchsten Königshauses und anderer deutscher Fürsten“ eingeführt werden (29. 9. 1870). — 20) Von A. Weirauch, Posse in 3 Akten mit Gesang und Tanz, einer der größten Erfolge des Frie-Wi-Theaters. E. A. 28. 7. 1859 weiter: Kieselack und seine Nichte vom Ballet (E. A. 16. 10. 1860); und zusammen mit D. Kalisch „Die Mottenburger“ (E. A. 23. 12. 1867) der letzte große Erfolg Franz Wallners, mit dem Wallner seine Direktion und damit seine Bühnentätigkeit überhaupt beendete.

Hermann Kügler:

Fischerstechen und Halloren

Als Albert Lortzings¹⁾ Oper „Caremo oder das Fischerstechen“ (1839) im Oktober 1938 in Berlin aufgeführt wurde, standen viele Berliner Besucher einem

solchen volkstümlichen Vergnügen ratlos gegenüber. In Leipzig aber war es ein Volkssport, als Lortzing die Oper schrie; das Fischerstechen hat dort 1908 seine

1) Geb. zu Berlin am 23. Oktober 1803, gest. ebd. am 21. Januar 1851 in dürftigen Verhältnissen in der Luisenstraße 53. Dort hat die Stadt Berlin im Jahre 1889 eine bronzene Gedenktafel über der Haustür anbringen lassen. Er liegt begraben auf dem Friedhof der Sophien-Gemeinde in der Bergstr. 29. Die Mitglieder des Herzogl. Hoftheaters zu Braunschweig setzten ihm im Jahre 1854 einen Grabstein mit der von dem „königl. Regisseur Herrn Düringer“ verfaßten Inschrift:

Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Not und Neid.
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus, das Lied tönt fort.

(So Ernst Kossak in seiner Zeitung „Berliner Feuerspritze“ 2. Jg. Nr. 21 vom 22. Mai 1854, S. 3 c.) Im Jahre 1927 ließ die Stadt den Grabstein erneuern. Sein Denkmal, von Eberlein geschaffen, steht seit 1906 im Tiergarten.

194. Wiederkehr erlebt und ist 1934 und 1936 wiederholt worden. Auch die Berliner haben es während des „Stralauer Fischzuges“²⁾ sehen können, und es ist für unsere Stadt ebenfalls wenigstens ein einziges Mal in älterer Zeit bezeugt, nur gelegentlich³⁾ und nicht als eingebürgert wie etwa in süddeutschen und in rheinländischen Städten. Es handelt sich um das Jahr 1728.

Ähnlich wie bei den Turnieren der Ritter in alter Zeit wird das Stechen so ausgeführt, daß zwei mit Holzspeeren bewaffnete Fischer, jeder in seinem Boot, das sein Gefährte mit einem einzigen Ruder bewegt, auf einander zufahren und sich gegenseitig ins Wasser zu stoßen versuchen. Über ein Berliner Fischerstechen im Jahre 1714 berichtete 1885 Adam Löffler⁴⁾; woher seine Kenntnis stammt, sagt er nicht. Vermutlich hat er die Darstellungen der in Anm. 4 genannten Bücher fabulierend einfach auf Berlin übertragen. Demgemäß fand das Fest alle zwei Jahre statt, und zwar am 10. August. Bürgermeister und Rat wurden mit Fischen beschenkt, bevor sie die Erlaubnis zur Feier erteilten. Sobald dies geschehen war, wurde das Fest „mit großem Lärm“, d. h. mit Trommeln und Pfeifen, angekündigt. Dabei wurde zur Bestreitung der Unkosten gesammelt: Geld, „nützliche Säckelchen“, wie seidene Halstücher, blecherne Löffel, Tabaksrollen und Tabakspfeifen. Verheiratete Frauen schenkten silberne Medaillen; die größte davon galt als Hauptpreis für den Sieger. Am Festtage herrschte „Narrenfreiheit“, d. h. man spielte Vorübergehenden allerlei Schabernack, man küßte junge Mädchen auf offener Straße, sprang in Brunnen u. ä. m. Im Jahre 1714 begann der Umzug um 2 Uhr nachmittags mit zwei Trommlern und sechs Musikanten an der Spitze und ging nach den Mühlen am Mühlendamm. Dort wurden die Stecher und die Kämpfer eingeteilt und stiegen in ihre Kähne. Der Kampf wurde zwischen dem Mühlendamm und etwa der Neuen Friedrichstraße ausgetragen. An einem quer über den Fluß gespannten Seile hingen drei lebende Gänse mit den Köpfen nach unten. Beim Rückzug versuchten die Narren, ihnen die Köpfe abzureißen. Wer es fertig brachte, einen Kopf zu fassen, hing sich daran, bis der Hals riß; da aber der Kahn weiterfuhr, so fiel der Mann ins Wasser. Die Gans wurde ihm am Abend gebraten. Löffler scheint Reimanns

Schilderung (Anm. 4) auf Berlin zurechtgestutzt zu haben. Eine sichere Nachricht aber liegt im Folgenden vor:

Als August der Starke von Sachsen und Polen im Jahre 1728 in Berlin zu Besuch weilte⁵⁾, ließ Friedrich Wilhelm I. aus Halle die „Hallören“ kommen⁶⁾ und auf der Spree hinter dem Schlosse am Sonntag, dem 6. Juni, ein solches Fischerstechen von ihnen vorführen. Es scheint das einzige gewesen zu sein; denn aus späterer Zeit gibt es keine Nachricht mehr für Berlin. In dem Bericht über die Feierlichkeiten zu Ehren des Gastes, der unter dem Titel „Das frohlockende Berlin“ 1728 erschien, heißt es S. 57:

„Sonntags, den 6. Junii ... Nachmittage war das Wasser-Stecken und Springen der Hallorum, die sich um 1 Uhr in dem Thier-Garten versammelt, und sobald sie Befehl erhalten, in folgender Ordnung über den Parade-Platz [d. i. der Lustgarten] und die Brücke, allwo für die Springer ein hohes mit Tanger beschlagenes Gerüste aufgebaut worden, hereinzogen und alsdenn ihre Übungen in der Spree hinter dem Schlosse sehen ließen: 1 Kesselpauker, 4 Schallmeyer [= Oboenbläser], 1 Fagottist, 1 Junge so die Pauken trug, 2 Platz-Knechte, 6 Vorsteher, 4 Jungfern, 4 Weiber, 1 Hauptmann, 1 Tambour, 4 Schwerdt-Träger, 1 Schild-Träger, 1 Waffen-Träger, 1 Fähnrich mit der Fahne, 4 Schwerdt-Träger, 9 kleine Jungen, 1 Lieutenant so die Bade-Gäste führte, 1 Tambour, 8 Wasser-Stecher, 1 Mohr, 4 Träger vor den Mohr, 2 Angekleidete Jungfern, 8 Wasser-Stecher, 8 Kahn-Führer, 1 Lader Officier [vgl. in dem folgenden Gedicht Vers 27], 8 Läderer, 1 Lieutenant, 1 Bruderschafts-Bothe, so schloß.“

Was unter den „Angekleideten Jungfern“ zu verstehen sei, ist nicht ganz klar; es kam aber anderswo vor, daß auch Mädchen in Fischerkleidung mitstechen durften. In dem „Anhang Aller Gedichte So bey Gelegenheit Ihre Königl. Majestät von Pohlen Reise nach den Brandenburgischen Ländern, Dero Ankunfft in Berlin und derer Denenselben zu Ehren gehaltenen öffentlichen Freuden-Bezeugungen verfertigt worden“ steht als Nr. 10 ein Gedicht „auf das Wasser-Stecken in der Hallorum-Sprache“; es schildert in sächsischer Mundart, wie derb das Leben und Treiben dabei war:

- Lustig ihr Creitz brawen Brider, heite iß ä freden Tog,
Do mer springen, stächen sellen, wär iß där uns hingern mog,
Wär uns irend schäli ankuckt, kreit ä Schmooch uf de Huth-Krämpfe,
4 Wär nich aus der wäge gieht, iß ä rächter närscher Hämpe.
Weisse Hembder, blage Bänger, un ä schiener Crantz derbey,
Das stutzt wärllich wie ä Trätgen, unser Muhr hat keene Scheu.
Sät wie der Frantzieser tampt mit der Feiffe uf der Stange,
8 Schmeißn mern gleich de Bricke ab, sis dem Diebe dach nicht bange.
Werwelt uf den olen Fannen, schlaat zu daß der Kneppel springt,
Blooßt uf eiren braunen Bregeln, daß es fey ze Sprunge klingt.
Wär de vun der Bricke hotzt, muß derbey ä rund ar kreien,
12 Wärders mund emohl versähn, thu ich was in die Schalmeyen.

²⁾ Vgl. vornehmlich Hermann Kügler in der „Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde“ Jg. 6 (1928), S. 44–61. Otto Hellmann, Stralau und seine Geschichte: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 46 (1929), S. 73–101. Kügler ebd. S. 101–106. Kurt Brouckerhoff, Zu den bildlichen Darstellungen des Stralauer Fischzugs, ebd. S. 107–113. Christoph Voigt, ebd. 47 (1930), S. 37. Felix Hasselberg, Treptow und Stralau zur Biedermeierzeit. Kleine Funde aus Zeitungen und Zeitschriften: Berlinische Blätter für Geschichte und Heimatkunde 3 (1936), S. 25–33.

³⁾ Denn die „Seeschlacht in der Malche“ am 8. August 1567 ist sicher kein Fischerstechen gewesen. So nennt Fontane (Haveland, S. 177 ff.) den sogen. Knüttelkrieg zwischen Spandauer und Berliner Bürgern, die ihn wegen einer bizarren Laune des Kurfürsten Joachim II. ausfechten mußten. Seine Quelle ist Leuthinger (1547–1612), *De Marchia Brandenburgensi Commentarii lib. XVI* § 18–19 (in der Ausgabe von Krause, Frankfurt und Leipzig 1729). Louis Schneider, Bilder aus Berlins Nächten, Bln. 1836, S. 68–77, verlegt den Vorfall in „die Nacht vom 18. auf den 19. August 1561“ entgegen den chronikalischen Nachrichten. Aber auch Fontane irrt; denn nach Otto Kuntzemüller, Urkundliche Geschichte der Stadt und Festung Spandau, 1881, S. 282–286, fand das Treffen auf dem Wasser „zwischen dem Eiswerder und der Festung“ statt; die Schiffe der Berliner und der Kölner versammelten sich zuvor in der Malche, einem Teile des Tegeler Sees. Mehrere andere Angaben Fontanes sind erdichtet. Vgl. noch Friedrich Holtze, Die Bero-

linensien des Peter Haftitz = Schriften des Vereins f. d. Geschichte Berlins 31, S. 62 f. Die dort erwähnte Chronik von Creusing hat er ebd. Bd. 23 herausgegeben; die Chronik der Kölner Stadtschreiber (ebd. Bd. 1) wird jetzt in zuverlässigerem Druck benutzt bei Peter von Gebhardt, Die Bürgerbücher von Köln an der Spree 1508–1611 und 1699–1709 und die chronikalischen Nachrichten des ältesten Kölner Bürgerbuches = Quellen und Forschungen zur Geschichte Berlins: Bd. 3 der Veröffentlichungen der Histor. Kommission f. d. Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, Bln. 1930, S. 121 ff.

⁴⁾ Der Bär 12 (1885/86), S. 33. Ähnlich so beschreibt ein Stechen in Ulm 1838 Fr. A. Reimann, Deutsche Volksfeste, Weimar 1839, S. 372–379. — „Das Gängsigreiten“ (lies: -reißen) in der Nähe von Wurzen, ebd. S. 335–336. Ähnlich auch beschreibt ein Leipziger Stechen vom 12. Mai 1714 zum Geburtstag Friedrich Augusts: Otto Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. Lpz. 1898, S. 281.

⁵⁾ Vgl. Hans Eugen Pappenheim, August der Starke in der Jungfernheide. Spuren einer verschollenen Gedenkstätte für August den Starken: Ein Beitrag zur Geschichte des alten Spandau und Moabit. Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 65 (1939), S. 25–30.

⁶⁾ Einige Hallorengläser aus Emailglas standen 1713 im Stadtschloß Potsdam: Walter Stengel, Brandenburgische Gläser S. 5 = Quellenstudien zur Berliner Kulturgeschichte, Heft 1. Märkisches Museum, Berlin 1948.

- Sähn nich unse zwee Platz Knächte met den schwartzen Mänteln aus
Recht wie Nerrenbärgsche Docken. Was kuckt do ver Volck nich raus!
Kriwwelt nich un wiwwelt alls, heckert nich alls uffen Dächern.
- 16 Vatter Driewes kuck ä mohl, die läßt sich gar vun dän Fächern.
Säh mer ens an Schumen Deyen, das verliebte Rowen-Oos
Stieht der Braut Butz ihr nich niedlich, nur der Bietz iß nich rächt bloß.
Ihr Versincker giebt dä furt mit den Menschern vun der Steete,
- 20 Wenn der wult Vorsteher sin, huhl der Henger sinst de Freede.
Hoptmann met der grussen Lantze mache deine Dinge rächt,
Unser oler Waffenträger stutzt mei Siele ooch nich schlächt.
Teffel werd ä Cumpelment met der neuen Fahne machen,
- 24 Daß die beeden Kennige wären ewwern Fänrich lachen.
Stinckgten Diewe met den Schwärtern sät munt wie der hermarchirt,
Wie ä Topbrät fey der Quähre, hat ers denn na nicht gehiert?
Sät mer dach die Läder an, mit den schienen bunten Beylen,
- 28 Die giehn wie ä Schnieregen, wähen nicht ä Schritt verweilen.
Nu ihr Stächer mit den Stangen nähm ä jeder seinen Kahn,
Uf der Spreehe muß jdweder seine Lection uff faan.
Wärs nu nich rächt hat gelärnt, werd ä brawen Schilling kreyen,
- 32 Wärd do nich mit Vortel springt, där werd ewwern Sack braf schreyen.
Vatter Germis wolln mers wogen, wär änander runger stieß
Nu de wolln mer uns rächt meenen, daß es keenen nich verdriest.
Ceter thot ich nich ä Fall, schluckg der mich uf meene Rewwen,
- 36 Doch dän liewen Gott sey Danck, daß der Kahn nur gantz geblewwen.
Dawies krichte ooch ätzunder ä recht sachtzen Liethgen Stuuß,
Un der Keter rihmt sich immer met der Stärcke gar zu groß.
Sachries hatsen wuhl gesaat, daß e nich sall trocken bleiwen,
- 40 Dach der Blicksert werd den Streech sich schun hingers Ihrgen schreiwen.
Allo lustig ihr Thol-Briders, Marchirt uf de Bricke naan,
Der mißt ganß vun uben runger brawe Capergolgen schlaan,
Seters wie de grussen Herrn alle schient gereth braf lachen,
- 44 Lungen-Hiewe selt er kren, wen ers nicht wert kiewigt machen.
Fridrich August sall huck lewen, drey Johr noch der Ewekeet,
Unser Liewer Landes-Voter Fridrich Willhalm ooch gereet.
Weil se uns su wehl Gutthot stets han lossen angedeyen,
- 48 Selln Se vun uns recht schie Sooltz un ooch ä frisch Sool-Ey kreyen.

Erläuterungen

Der Wortlaut hat Herrn Bibliotheksrat Dr. Weißenborn in Halle und auch einigen „ältesten Hallensern“, darunter einem waschechten Halloren, Kopfzerbrechen verursacht. Allen diesen Herren sage ich auch an dieser Stelle Dank für freundliche Hilfe.

Vers 3: *Schmooch* = Schlag, thüring. „schmauchen“ = schlagen.

Vers 4: *Hämpe* = Hampel, Töpel (vgl. Hampelmann).

Vers 6: *stutzt* zu „Stutzer“; er geht aufgestutzt, fein gekleidet.
Trätgen von „adrett sein“, richtig angezogen sein.
Muhr ist der in der Aufzählung genannte aufgeputzte Mohr.

Vers 7: *Frantzieser* ist der Spitzname eines Halloren. *tampt* = raucht (dampft).

Vers 9: *wirbelt* (trommelt) auf den alten Pfannen, nämlich den Siedepfannen der Halloren; sie wurden in kleinerer Form im Zuge mitgeführt und als Trommeln benutzt.

Vers 10: *Bregeln* muß wie „Zinken“ eine Art Schalmeien sein — oder Prügeln = Oboen?
fey = fein. Während des Sprunges der Halloren von der Spreebrücke wurde Musik gemacht.

Vers 11: *hotzen* muß „springen“ bedeuten, ist jedoch nicht mehr gebräuchlich. „Wenn der Springer, wie üblich, einen Kopfsprung machte, bog er den Ar(sch) zurück, kriegte ihn rund.“ Es gibt ein mhd. Wort *die hotze* = Wiege.

Vers 12: *mund* (Vers 25: *munt*) muß „aber“ bedeuten. Der Sinn der Zeile ist wohl: wer es aber einmal versehen, dem mache ich einen wehleidigen Ton auf der Schalmeie — oder: ich wette, daß es nicht vorkommt, daß er's versieht; sonst spende ich was in die Musikinstrumenten-Kasse. Oder etwa derber: dem fülle ich die Schalmeien mit Unrat?

Vers 15: Noch Fontane sagt in einem schönen Gedicht, worin er einen großartigen Verlauf der Weltgeschichte gibt: „Es kribbelt und wibbelt weiter“ (Gesamtausgabe bei Cotta S. 47).
heckert = hockt.

Vers 16: *Gevatter Driewes*, guck einmal, die da läßt sich von dem sogar — es handelt sich um den obszönen Ausdruck für eine Liebkosung, die die alten Römer (z.B. Terenz) mit *feminam attingere* bezeichneten.

Vers 17: Schumanns Tochter.

Vers 18: *Bietz* = niederdeutsch *Pietze* (Brust), lat. *pectus*.

Vers 19: *Versincker* = Verehrer. — *Menscher* = Weiber.

Vers 23: *Teffel* = Christoph (Töffel, Toffel, Stoffel). — *Cumpelment* = Kompliment (mit der neuen Fahne machen).

Vers 25: *Stinckgten Diewe* ist sicher ein Spitzname.

Vers 26: *Topbrät* = Topfbrett in der Küche. Der Schwertträger hält das Schwert „fey der Quähre“ (fein in der Quere), d. h. falsch insofern, als er den gewaltigen Zweihänder waagerecht trägt. „Hat er es denn noch nicht gehört?“

Vers 27: *Läder* sind die Belader der Salzkarren. Sie trugen anfangs umwickelte Holzbeile (ihr Werkzeug) und gehen (Vers 28) am Schnürchen, d. h. wie es sich gehört.

Vers 30: *Lection uff faan* ist sicher Druckfehler für *uffsaan* = aufsagen.

Vers 31: wird einen braven Schilling kriegen. Das Geld kann nicht gemeint sein. Der Ausdruck steht wohl spöttisch für Prügel.

Vers. 32: *ewwern Sack braf schreyen*, weil er, wenn er falsch ins Wasser gesprungen ist, mit — dem Bauche aufklatscht.

Vers 33: „Gevatter *Germis*, wollen wir es wagen?“

Vers 35: *Ceter thot ich nich ä Fall* — hinter *Ceter* = Zeter schreien, müßte wohl ein Ausrufungszeichen stehen; dann könnte der Sinn sein: Zeter (und

Mordio) würde ich schreien, hätte ich mich einen Fall getan; denn dann hätte mir der Gegner auf meine Rippen geschlagen. „Zeter! Täte ich nicht einen Fall, schlug (= hätte geschlagen) mich der Gegner auf meine Rippen.“

Vers 37—40: *Dawies, Keter, Sachries, Blicksert* sind Namen der Halloren.
Liethgen Stuuß = einen lütten (kleinen) Stoß.
Ihrgen = Ohrchen.

Vers 41: Hallo, lustig, Ihr Tal-Brüder (Halloren).

Vers 42: *Capergolgen* = Kapriolen (Bocksprünge).

Vers 43: *gereth* = recht; ebenso *gereet* in Vers 46.

Vers 44: Das Wort *kiewig* ist auch in Berlin bekannt in der Bedeutung frech: „Wer (= werde) man nich so kiewig, Do!“ Es hängt mit *keifen* zusammen, worin das *i* niederdeutsch für hochdeutsch *b* (keiben) steht. In der schleswig-holsteinischen Mundart gibt es das Wort *Kief* (Streit, Zank, Ausschelte); es stirbt aus; dazu *kiewen, kiefen* im Holsteinischen Idiotikon von Joh. Fr. Schütze 1800—1806. Das Adj. *kiewig* bedeutet dort ursprünglich „streitsüchtig“, dann abgeschwächt: forsch, vorlaut, munter, unternehmungslustig; in diesem Sinne ist es in die hochdeutsche Umgangssprache übergegangen.

Vers 46: *gereet* = in rechter Weise.

König August führte auch seinen Hofnarren mit, Fröhlich mit Namen. An ihm hatten die „Berliner großes Wohlgefallen, da er auch nie ohne ein zahlreiches Gefolge von Gassenjungen, die seine besten Freunde waren, öffentlich erschien“, so heißt es in einer späteren Nachricht⁷⁾. „Mit seinen Taschenspielerkünsten war er gar nicht karg, und er verschaffte sich dadurch eine solche Reputation, daß man Dinge von ihm erzählte, die zwar niemand gesehen hatte, die ihm aber das Ansehen des Teufels verschafften. Bei dem Halloren- oder Fischerstechen, das auf der Spree bei dem Schlosse in Gegenwart des ganzen Hofes gehalten wurde, verdarb er es dadurch gar sehr, daß er von einem in der Mitte des Stroms aufgerichteten Turm, von welchem die Halloren ihre geputzten Kinder herab ins Wasser warfen, ebenfalls, und zwar mit entblößtem Hintern, heruntersprang; welches die Königin und die anwesenden Damen so übel empfanden, daß er nicht weiter erscheinen durfte.“ — Übrigens war ein Mitglied des Hallerischen Pfännerggeschlechts: Christoph von Katsch (1665—1729) unter König Friedrich Wilhelm I. der erste preußische Justizminister⁸⁾.

Bei einem Vergleich mit dem Fischerstechen in anderen deutschen Städten⁹⁾ fällt auf, wie sehr wenig ihr Verlauf voneinander abweicht. Es läßt sich überall die Dreiteilung: Festzug, Stechen, Schlußfeier mit Tanz (wie in Berlin) erkennen, ebenso eine Dreiteilung des Turniers in Stechen, Seilsprung, Wasserspiel. Von Fischerumzügen, um guten Fang zu erleben, ist schon aus dem alten Griechenland Kunde erhalten; es wirkten also ursprünglich offenbar sakrale Vorstellungen nach, besonders in katholischen Gegenden wie in Flandern und in

der Bretagne, und sie sind mit der Zeit verweltlicht worden. Auf das „Stechen“ haben die Formen des Ritterturniers eingewirkt, da der Urtyp ersichtlich ein gegenseitiges Raufen war, bei dem die Gegner darnach trachteten, sich mit den Händen ins Wasser zu stoßen; so ist es vor mehreren Jahren noch in Eferding in der österreichischen Glatt ausgeführt worden. Diese Einwirkung muß um 1500 stattgefunden haben, und zwar in Ulm; denn die Beschreibungen der Feste dort, neben Meißen überhaupt die frühesten, stimmen mit den anderen vollkommen überein. Vielleicht ist Ulm für alle anderen vorbildlich gewesen. In der schönen Erzählung „Der Schneider von Ulm“ (1906) von Max Eyth wird es erwähnt, und Wilhelm Hauff hat um 1827 ein Singspiel oder eine Erzählung geplant, worin es den Hintergrund für eine Liebesgeschichte mit Verwechslungen bilden sollte¹⁰⁾.

Leider fehlt bisher eine zusammenfassende Darstellung aller Fischerstechen; doch liegen für einzelne Städte gute Untersuchungen vor. Möge die folgende Liste der in Betracht kommenden Städte anregen, die noch nicht genannten mitzuteilen; es handelt sich hierbei um solche, in denen der Brauch noch geübt wird oder ausgestorben ist: Augsburg, Berlin, Breslau, Donauwörth, Halle (Hallorenstechen), Hamburg, Laufen an der Salzach, Leipzig, Meißen (dort überhaupt zum ersten Male 1501 bezeugt), Nürnberg, Starnberg, Straßburg, Ulm. In Wieck bei Greifswald und in Lauterbach auf Rügen wurde es vor 1939 alljährlich bei Fischerfesten durchgeführt. —

Der Romantiker Achim von Arnim¹¹⁾ schrieb das eben mitgeteilte Gedicht um und fügte es in sein „Studentenspiel und Pilgerabenteuer Halle und Jerusalem“ (1811) als Anfang des 3. Aufzuges ein; die szenische Bemerkung heißt: „Ufer der Saale. Der Fluß ist mit buntbewimpelten Schiffchen bedeckt; auf der einen Seite des Vordergrundes sieht man das Logengerüst für die Gäste des Lysander, der das Fischerstechen gibt. Olympie sitzt in dessen Mitte auf einem hohen roten Sessel; an ihrer Seite steht ein Tisch mit Preisen: goldenen Ketten, silbernen Pokalen und silbernen Kränzen. Lysander und Viren sitzen ihr zur Seite. Durch die Menge des Volkes, das den Raum unter dem Gerüste einnimmt, drängt sich der feierliche Zug der Halloren mit alten Waffen, Flambergen, Streitkolben und dergleichen; sowie sie sich dem Schiffe nähern, legen sie ihre Röcke ab und erscheinen in zierlichen weißen Schifferkleidern mit bunten Bändern geschmückt. Sie ergreifen die Stechstangen und bestiegen tanzend die Schiffe, wo das Stechen in der gewohnten Art beginnt, nach welcher sie sich in entgegengesetzte Parteien scheiden und einander mit den Stechstangen von den Kähnen ins Wasser zu stoßen suchen — wer übrig bleibt, hat gesiegt. Unter der Menge des Volkes stehen voneinander entfernt Pamphilio, Ahasverus, Doris. Cardenio, in einem Mantel tief eingehüllt, führt Celinden, die mit Stolz ihm zur Seite einerschreitet. Mehrere Studenten raten, wer es sei, der sie führe. Während solchen Gesprächs singen die Halloren, indem sie zu ihrem Marsche auf alles, was rings geschieht, Reime machen.“

⁷⁾ König, Versuch einer historischen Schilderung der ... Residenzstadt Berlin. Teil IV¹ (Bln. 1796), S. 164/65, Anm. — Das Fischerstechen von 1728 erwähnen noch Faßmann, Leben und Taten Frederici Wilhelmi. 1735, S. 382. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises. Halle 1749, I 549. Im Anhang: Dr. Friedrich Hondorf, Beschreibung des Saltz-Wercks zu Halle. 1749. Nach S. 70 eine Bildtafel mit einem Halloren. — Abbildungen von Fischerstechen bei Adolf Spamer, Die deutsche Volkskunde II (Lpz. 1935), S. 219 (Stechen in Nürnberg und in Würzburg). S. 218: „Den zahlreichen gezeichneten, aquarellierten und im Druck vervielfältigten Darstellungen der Fischerstechen, besonders in Ulm und Nürnberg, geht zeitlich ein auf P. Brueghel d. Ä. zurückgehender Kupferstich voraus, der ein scherzhaftes Fischerstechen durch Affen zeigt.“ Wichtiges zum Thema sagt Spamer noch in Peßlers Handbuch der deutschen Volkskunde II (Potsdam 1938), S. 206, 213 (mit Abb. vom Ulmer Stechen), 215.

⁸⁾ Friedrich Riem, Christoph Katsch (1665—1729), der erste preußische Justizminister, und seine Verwandten. Ein Beitrag zur Geschichte eines hallerischen Pfännerggeschlechts. Halle 1930.

⁹⁾ Hermann Braun, Das Leipziger Fischerstechen. Ein Beitrag zum Wesen und Wandel eines Volksfestes: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 1937, S. 145—158 und 1938, S. 65—84 (vgl. noch seinen

Aufsatz unter demselben Titel in: Sachsen. Zs. des Heimatwerkes Sachsen. Verlag J. J. Weber. Lpz. 1938, H. 3). Er gibt eine Übersicht über einige Städte; ich trage hier einiges nach: Wasserstechen in Breslau, erwähnt in dem Roman „Schlesischer Robinson, oder Franz Anton Wentzels von C. denkwürdiges Leben“. Breslau u. Lpz. 1723, Teil 1, S. 116. In Kröhlwitz bei Giebichenstein gut beschrieben in Wielands Merkur in den 90er Jahren des 18. Jahrh., erwähnt Jahn in seinem Deutschen Volkstum. In Königsberg (Pr.) 1594: Prussia 31 (1935), S. 302/03. Sepp, Die Religion der alten Deutschen. 1890, S. 240 ff. Carl Ditters von Dittersdorf, Lebensbeschreibung. Nach dem Erstdruck von 1801 neu herausgegeben von Bruno Loets. Lpz. 1940, S. 80 f: er „will von einem Wasserkarussell erzählen, das auf einem Weiher zu Kroissenbrunn gegeben wurde“; es fand am 24. September 1754 statt und wurde vom Prinzen Joseph Maria Friedrich Wilhelm von Sachsen-H. veranstaltet. — Grundlegend: R. Eisler, Fischer- und Schiffergebräuche aus alter und neuer Zeit: Bayerische Hefte f. Volkskunde 1, S. 209 ff. und 2, S. 73 ff.

¹⁰⁾ Wilhelm Hauff, Das Fischerstechen: Werke in Bongs Klassiker Ausgaben, Bd. 6, S. 112/14.

¹¹⁾ Geb. 26. Januar 1781 zu Berlin, gest. 21. Januar 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf im Ländchen Bärwalde.

Lustig, ihr kreuzbraven Brüder!
Heut ist ein Freudentag.
Wollen heut springen und stechen.
Wer ist's, der's hindern mag!
Wer uns hier wohl scheel ansieht,
Kriegt ein Schmoche auf die Hutkrämpfe.
Wer nicht aus dem Wege geht,
Ist ein rechter närr'scher Hämpe.

Weiße Hemden, blaue Bänder
Und ein grüner Kranz dabei,
Das stutzt wahrlich fein und niedlich,
Und das Stechen ist heut frei.
Lang leb' der Graf Lysander,
Das verliebte Rabenäschen.
Sitzt mit seinem Schatz beisammen,
Und sie machen sich ein Späßchen.

Sieht nicht unser Platzknecht prächtig
Mit dem schwarzen Mantel aus,
Recht wie Nürnberger Docken?
Was sitzt da für Volk im Haus?
Kribbelt, wibbelt allzumal,
Klettert, reitet auf den Dächern.
Vetter David, kuck' einmal:
Die läßt sich von einem fächern!

Hauptmann mit dem großen Degen,
Mache deine Dinge recht!
Unser alter Trommelschläger
Lärmt, mein' Seele, auch nicht schlecht.
Toffel wird 'nen lustigen Schwang
Mit der neuen Fahne machen,
Daß wir mit der gnäd'gen Frau
Werden üben Fähnrich lachen.

Weiterhin folgen noch zwei Strophen:

Lustig, ihr Talbrüder, lustig,
Marsch auf die Brück' hinan!
Mußt alle rund über runter
Brave Kapriölchen schlän.
Seht ihr, wie die großen Frauen
Sich auch freuen und brav lachen?
Lungenhiebe kriegt ihr heut,
Wollt ihr euch nicht lustig machen.

David kriegte auch jetzunder
Einen achtzehnlöt'gen Stoß,
Und der Köter macht sich wunders
Mit der Stärke gar zu groß.
Zacharies hat's ihm wohlgesagt,
daß er nicht sollt trocken bleiben;
Doch der Blitzler wird den Streich
Sich schon hinters Ohrchen schreiben.

Obwohl es sich um eine Umdichtung handelt — nicht alles hat Arnim verstanden.

Einige Halloren ließen sich in Berlin nieder. Der „Beobachter an der Spree“ schreibt am 9. Juni 1806:

„Liebhabern des kalten Bades, die sich zugleich im Schwimmen unterrichten und üben wollen, wird es nicht unangebracht seyn, zu erfahren, daß der Hallore Knaut eine sichere Bade- und Schwimmanstalt in Moabit bei Martinichen¹²⁾ angelegt hat und den erforderlichen Unterricht gegen ein geringes Honorar erteilt.“ Die Halloren galten seit alters als verwegene Taucher und geschickte Schwimmer; sie erteilten Schwimmunterricht z. B. auch in Glaucha, einer Vorstadt von Halle. Die Bezeichnung *Hallore*¹³⁾ erscheint urkundlich zuerst 1681. Vermutlich ist sie eine Latinisierung von „Hallknecht“; denn sie arbeiteten in den vier Solbrunnen, die mit einer Halle überdacht waren. Drei von diesen sind übrigens 1846 zugefüllt worden, und nur der vierte, der „Gutjahrbrunnen“, blieb in Betrieb im Hause Oleariusstraße 9, wenige Schritte südlich der „Halle“. Von dort wird die Sole nach der ehemals fiskalischen Saline außerhalb der Altstadt geleitet. Nach Ansicht der Halleschen Heimatforscher ist nicht zu denken an Ableitung der Bezeichnung von den vielen keltischen Ortsnamen mit „hal“ = Salz (Hall bei Innsbruck und am Kocher, Halle, Hallein, Hallstadt) oder dem keltischen „halwr“ (gesprochen halur) = Salzsieder.

Die Berliner Zeitschrift „Die Stafette“ erwähnt in einer Ehrenrettung Moabits später noch einen anderen Halloren¹⁴⁾ in einem hier vollständig abgedruckten Bericht:

Schreiben aus Moabit.

Sie werden es nicht übel nehmen, hochgeehrte Stafette, wenn ich Ihnen einmal zumute, etwas zur Ehre Moabits beizutragen. Ich weiß es wohl, daß unser liebes Moabit unter der Haute-volée Berlins sehr schlecht angeschrieben steht, und „Berlin in der Westentasche“ nennt es sogar ganz ungeniert „das sonntägliche Köchinnen- und Kellner-, Gesinde- und Gesindel-Vergnügen“, aber auch zugleich „den volkstümlichsten Vergnügungsort Berlins“. Nun, kann es eine schönere Tugend geben? Wer und was ist in und um Berlin so volkstümlich wie Moabit? Ja, ich sage es zur größten Ehre Moabits, es ist der volkstümlichste Vergnügungsort. Man bekommt sonntags eine Schrippe mit Knoblauchswurst für einen Silbergroschen. Ist das nicht groß, erhaben, volkstümlich? Und am zweiten Pfingsttage hätten Sie hier sein sollen! Wenigstens 3 bis 4000 Menschen feierten da hier den Moabiter Ehrentag, wo die *Königin der Köchinnen* gewählt ward. Der Brückeneinnehmer hat wenigstens zweitausendmal 5 Pfennige eingenommen. Und ist dem Manne diese kleine Freude nicht zu gönnen, da er 1500 Thaler Pacht geben muß? Aber alles das nur vorläufig; ich will auch nicht von den Verdiensten der Porzellanmanufaktur A. Schuhmann, nicht von dem wuchtigen Fleiße des Eisenhammers, nicht von den kolossalen Arbeiten der Dampf-Maschinen-Bauanstalt der Seehandlung reden, wohl aber zunächst einige Worte über den Bau der neuen *Eisengießerei*, welche die Seehandlung zu der Dampf-Maschinen-Bauanstalt bauen läßt. Auf einem morasti-

¹²⁾ Helling, Taschenbuch von Berlin. 1830, S. 246: „Martiniken oder Rhabarberhof in Alt-Moabit Nr. 1, an der Spree, am Wege nach Charlottenburg, jetzt ein dem Amtmann Beussel zuständiges Vorwerk, das seinen ersten Namen von seinem ersten Besitzer Martin, der klein war, und dessen daher führt, daß einige Marstallpferde Königs Friedrichs II. daselbst eine Rhabarberkur gebraucht hatten.“ — Berth. Schulze, Martinique bei Berlin. Zu einer Kabinettsordre Friedrichs des Großen. In „Märkischer Wandergruß“, 1951, S. 17 f., mit anderen Quellen- und Aktenangaben. — Joh. Christian Gädicke, Lexicon von Berlin 1806, S. 33, sagt: „Das Baden in dem unsicheren Spreestrom und anderen Flüssen um Berlin ist streng verboten, und nur einem Haloren ist freygegeben worden, bey Moabit eine Bade- und Schwimmanstalt im Spreestrom anzulegen. Es sind aber drey Anstalten vorhanden, in welchen dieses Gelegenheitsmittel ohne Gefahr genossen werden kann.“ Diese waren das Badehaus von Dr. Welper an der Langen Brücke (= Kur- fürstenbrücke), eins „hinter dem Conradschen Caffeehause an der kleinen Jungfernbrücke auf dem Mühlengraben“ und „ein Dampfbad nach russischer Manier, ... im Vogtlande, Bergstraße No. 23.“

¹³⁾ B. Sommerlad, Halloren, nicht Halloren: Thüring.-Sächs. Zs. f. Geschichte und Kunst 18 (Halle 1929), Heft 1. Hans Frey, Dank, Hallorendchroniken: ebd. 26 (1938), Derselbe, Die Hallesche Pfännerschaft im Mittelalter. Halle (Saale) 1930. Derselbe,

Die Hallesche Pfännerschaft 1500 bis 1926. Halle 1930. Derselbe, Der Silberschatz der Halloren. Teil 1: Einführung und Alter. Teil 2: Beschreibung und Geschichte der einzelnen Becher. Anmerkungen, Schrifttum. Halle 1939. — Robert Moritz, Hallorengeschichten. Im Dialekt erzählt: 4 Bändchen. Halle 1907—1909. — Liebenam, Die Halloren: Mitteilg. Blätter f. Volkskunde 10 (1935), S. 105—110. Ubrigens brachten sie in alter Überlieferung zu jedem Neujahrstage dem Staatsoberhaupt Salz, Soleier und Schlackwurst als Geschenk. Vgl. z. B. „Erhuldigung der Halloren für Friedrich II. am 2. August 1740“, in: Wadzeck und Wippel, Geschichte der Erhuldigungen der Brandenbg.-Preuß. Regenten aus dem Hohenzollernschen Hause. Bln. 1798, Abt. Friedr. II., S. 33 ff. George Heseckel, Die Hallorendeputation: Über Land und Meer VII (1862), S. 264 und 276. „Die Halloren am Kaiserhofe“: Der Bär 23 (1897), S. 33, mit Abdruck eines der alljährlich anders lautenden Huldigungsgedichte. Emil König, Die Halloren, ihre Sitte und Geschichte: ebd. 24 (1898), S. 151—154; 163—165; 173—175 (natürlich zumeist überholt). Bis zum Jahre 1914 sandten die Halloren eine Abordnung zu Neujahr an das preußische Herrscherhaus mit den genannten Geschenken, einer mit Soleiern besteckten Salzpyramide und Schlackwürsten. Am 1. Januar 1932 traten sie so vor den Reichspräsidenten Hindenburg, anscheinend zum letzten Male ...

¹⁴⁾ Die Stafette, 5. Jg., 15. Juni 1843, Nr. 70, S. 279.

gen Grunde an der Spree festigen und keilen sie jetzt den Boden zu dem großartigen Bau und rammen Pfähle 50 Fuß tief, so daß der Grund und Boden, der unterirdische Bau mehr kostet als der ganze Oberbau. Das Gebäude bekommt übrigens ein sehr geschmackvolles äußeres Ansehen und wird mit seiner heitern Stirn das Spreeufer verschönern. Der ganze Bau kostet 50 bis 60 000 Thaler nach dem Anschläge, und die Armut verdient viel Geld dabei. Die Rammer bekommen täglich 12½ Silbergroschen, stehlen aber leider den Leuten in Moabit dabei Feld- und Küchengewächse, was die Vorgesetzten zu verhüten suchen müssen.

Dem Bau gegenüber erhebt sich die Damenbadeanstalt von dem Halloren Lutze¹⁵⁾, die er übrigens verkauft hat, um daneben eine eigene neue Schwimmlehranstalt zu begründen. Denken Sie sich, dieser Hallore hat die merkwürdige Erfindung gemacht, ohne Wasser das Schwimmen zu lehren. Das klingt fabelhaft, ist aber doch wahr. Die Erfindung besteht in einer Maschine, welche den Schwimmlehrling durch Gewichte, die in Flaschenzügen hängen und zusammen das spezifische Gewicht des Wassers haben, in luftiger Schwebe erhalten, sobald er durch Bewegung der Arme und Füße das Übergewicht der Schwere seines Körpers vor den Gewichten überwindet. Diese Bewegungen lehrt Lutze; der Lehrling zappelt nun in der Luft, um nicht zu sinken. Sinkt er aber, so fällt er auf trockenen Boden und nicht ins Wasser, braucht also auch kein Spreewasser zu schlucken, was höchstens zu genießen ist als — Weißbier. Sehen Sie, diese merkwürdige Erfindung, ohne Wasser schwimmen zu lernen, hat ein Moabiter gemacht. Moabit ist stolz darauf, und der Ruhm des populärsten Vergnügungsortes für Berlin wird dadurch hoffentlich in aller Welt und den angrenzenden Sonnen, Monden und Sternen erschallen¹⁶⁾. Mit der Erfindung ist's wirklich Ernst, und sie

hat sich auch als praktisch bewährt, so daß z. B. schon im Werke ist, die Erfindung für unser Militär zu benutzen. Eine Anzahl Unteroffiziere sind schon kommandiert, das Schwimmen ohne Wasser bei Lutze zu erlernen, um dann als Lehrmeister bei neuen Schwimmmaschinen für das Militär angestellt zu werden.

Im Jahre 1811 leiteten die Halloren Lutze und Tichy am Unterbaum, gegenüber dem Eingang zur Pulvermühle, die von Friedrich Friesen gegründete Schwimmanstalt. Über sie sagt Gustav von Diest¹⁷⁾:

Die Badeanstalten von Tichy und Lutze (zwei sogenannte Halloren) besuchten wir täglich; sie lagen nebeneinander an der Spree unterhalb des Unterbaums. Das Spreewasser dort war entsetzlich schmutzig; denn alle Kloaken Berlins hatten sich oberhalb in den Fluß ergossen. Was machten wir Knaben aber uns daraus, wenn das Wasser nur kühl und naß war. Da, wo jetzt ganze Häuserviertel stehen, waren nichts als Holzplätze, durch welche unser Weg hindurchführte und welche von tiefen und breiten Kanälen durchschnitten wurden, auf denen das Holz von der Spree aus hinaufgeschafft wurde.

Den Halloren Lutze erwähnt noch Glaßbrenner¹⁸⁾ in „Herrn Buffeys Wallfahrt nach dem Heiligen Rock in Trier“. Der Rentier schilt als seltsamer Vater und Erzieher auf seinen Sohn: „Willem, wirste hier bleiben? Verloof Dir nich, Esel, daß Dir nachher Dein Vater wie 'ne Stecknadel an de Mosel suchen kann, wo er nich so Bescheed weef wie an de Spree oben bei früher Fleischfressern in jrüne Aale und Jurkensalat un unter'n Unterboom hintern Seejerschen Holzplatz bei Halloren Lutzen, wo ick Dir an de Stange zappeln lernen lasse und nach Luft schnappen; denn von Schwimmen wird bei Dir doch nie die Rede sind: denn könnt'ste ja mal wat, un det wäre Dein Ende. Ick bin überzeugt, sowie Du schwimmen kannst, so versaufste aus Konsequenz.“

¹⁵⁾ Lutze eröffnete die Damenbadeanstalt 1832; Spenerische Zeitung Nr. 163, S. 8, vom 14. Juli 1832.

¹⁶⁾ Moabit hatte keinen guten Ruf. Glaßbrenner beschrieb mildernd das Leben und Treiben dort im 10. Hefte seiner Sammlung „Berlin wie es ist und — trinkt“ 1836 (mit einem colorierten Titelkupfer). Der in Anm. 12 erwähnte Helling sagt S. 261 f.: Moabit ist im Sommer ein stark besuchter Vergnügungsort von der Mittelklasse und den niederen Ständen, besonders zu Wasser von den Zelten aus. Zwischen Alt- und Neu-Moabit ist der kleine Tiergarten, ein Lustwäldchen, im Sommer viel zu gesellschaftlichen Spielen benutzt.“ — Auch Friedrich Saß, Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung (Lpz. 1846), S. 133 f. urteilt gerechter: „Es herrscht hier aber nicht die formlose, roh und blind zusammengewürfelte Masse vor, sondern die dienende Klasse, der Kreis der Handwerksburschen, der Soldaten, der Köchinnen, der Dienstmädchen usw. Dadurch kommt mehr Einheit und Zusammenhalt in dieses bunte Bild, welches man jeden Sonntag mit Muße betrachten kann. Daß sich auch hier ein wüstes und verwildertes Element geltend macht, soll zwar nicht gelehnet werden; aber doch bricht manche frische, manche tüchtige Natur hindurch. Man gewährt hier weniger die Verderbtheit einer untergehenden bürgerlichen Welt, als den Leichtsinn einer in untergeordneten Verhältnissen lebenden Jugend. Man sucht hier mehr Erholung von der Arbeit als die eigne Verwüstung. Die Rohheit hat hier oft einen gesunden Sinn; es ist hier der Lebensmut noch nicht an den Verhältnissen gescheitert. . . . Man wird diesen Grundcharakter der Belustigungen in Moabit durchgehends festhalten können. Daß sich die geschlechtlichen Beziehungen, der Trunk und die Prügelei auch hier hervorzudrängen suchen, kann uns bei dem allgemeinen Zustande unserer unteren Volksklassen durchaus nicht wunder nehmen. Im ganzen aber zeigt sich in Moabit ein frisches und fröhliches Leben.“ — Vgl. noch Wolfgang Rost, Poetisches Moabit: Hasselbergs Berlinische Blätter 2 (1935), S. 121—124. — Übrigens taucht immer wieder aus Unkenntnis die Ansicht auf, der Name sei ein Schimpfwort. Die Bezeichnung „Moabiterland“ hat Wilh. Schwartz in den Mitteilungen des Ver. f. d. Geschichte

Berlins 1885, S. 89 f. und 102 (danach Meinardus in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte 2, 1889, S. 613 zum Jahre 1888) für das Jahr 1738 aus den Akten des Preuß. Geheimen Staatsarchivs belegt und dafür unbezweifelbar biblischen Ursprung dargetan; die dort angesiedelten französischen Refugiés sprachen von der terre de Moab (5. Mos. 2, 9; besonders Jesajas 16, 4; 1. Sam. 22, 3; Jer. 40, 10) in durchaus lobendem Sinne, ähnlich wie sie die gastliche Zufluchtstätte „Gosen“ bei Köpenick benannten. Vgl. noch Kügler in den Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 1928, S. 138.

¹⁷⁾ Gustav von Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen. Bln. 1904, S. 29. (Er wurde am 26. August 1826 in Posen geboren und starb am 27. Februar 1911 in Merseburg.) — Helling (Anm. 12) sagt S. 421, der Unterbaum zwischen dem Brandenburger und dem Oranienburger Tor, zu Ende des Schiffbauerdammes, „ist ein Wassertor, das mittelst des Baums unter der hölzernen gleichnamigen Zugbrücke die Schifffahrt des Nachts sperrt. Die Spree verläßt bei dem Unterbaum die Stadt wieder.“ In welchem Zustande sie das tat, sagt uns auch noch Friedrich Rückert im „Berliner Taschenbuch für 1843“:

Der Spree
ist weh;
sie kann sich nicht entschließen,
in Berlin hineinzufließen,
wo die Gossen sich ergießen.
Wer mag es ihr verdenken?
Sie möchte lieber, wenn sie dürft', umlenken.
Hindurch muß sie schwer beklommen;
sie kommt beim Oberbaum herein
rein wie ein Schwan, um wie ein Schwein
beim Unterbaum herauszukommen.

¹⁸⁾ Glaßbrenner ließ seine Schrift zuerst einzeln 1845 erscheinen und reichte sie 1851 in sein „Berliner Volksleben“ Bd. 3 ein; dort die Stelle S. 19.

Hans E. Pappenheim:

Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes

Dr. Mario Krammer
in dankbarer Erinnerung.

Die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ des Dichters Theodor Fontane haben bis heute ihren Wert durch die kunstvolle und gepflegte Art ortskundlicher

Beschreibung behalten. Doch auch das rein literarische Werk Fontanes und die Archive in seinem Nachlaß zeigen, daß er geo- und topographisch stark interessiert war. Schon die Vorarbeiten zu seinen „Wanderungen“ erstreckten sich nicht nur auf das geschichtliche und ortsbeschreibende Schrifttum, sondern sie erfassen in glei-

cher Weise die topographische Unterrichtung und Einfeldung in die zu schildernde Gegend. Dies gilt ebenso für die Novellen und Romane, die ja nicht nur in Berlin und der Mark, sondern auch in deutschen Mittelgebirgen oder in Norddeutschland spielen, wie für die politisch-historische Betrachtungsweise während seiner Korrespondententätigkeit in England und für die Reisen zu den Kriegsschauplätzen in Dänemark, Böhmen und Frankreich. Er legte größten Wert darauf, daß die darüber entstandenen Kriegsbücher mit zuverlässigen, klaren Karten ausgestattet wurden. Freilich konnte er dazu nur die Anleitung geben, die Karten selbst ließ der Verleger von beruflich geschulter Hand ausführen. So ist z. B. sein „Schleswig-Holsteinischer Krieg im Jahre 1864“ mit Plänen in Holzschnitt und neun Karten in Steindruck ausgestattet, die die Berliner Lithographische Anstalt von W. Loeillot ausführte. Auch in die „Wanderungen“ sind kleine Pläne mit aufgenommen, um komplizierte Vorgänge verständlicher zu machen. So gibt er dem Kapitel über „Die Festung Küstrin und ihre Belagerungen“ eine sauber gezeichnete Skizze der Festungsstadt an der Oder (mit Windrose)¹⁾ und im Rahmen der „Katte-Tragödie“ zwei ähnliche Lagepläne zur Erläuterung der Fragen „Wo stand Kronprinz Friedrich? Wo fiel Kattes Haupt?“

Dem von Hermann Fricke²⁾ (1937) angelegten Verzeichnis der Bestände des Theodor-Fontane-Archivs der Brandenburgischen Provinzial-Verwaltung (1945 zum Teil vernichtet) verdanken wir die Kenntnis von Manuskripten mit Planskizzen, so des Entwurfs zu einer Novelle „Sommers am Meer — Das Weihnachtsfest auf der Wattenbank“ mit Grundrißzeichnung eines altsächsischen Hauses, das Manuskript des Aufsatzes „Christianisierung des Wendenlandes“ mit Situationsskizzen, die Urschrift des Artikels „Das Belvedere in Charlottenburg“ mit mehreren Kartenskizzen und die Aufzeichnungen von den Italienreisen 1874—75 (308 Seiten mit zahlreichen eigenhändigen Skizzen). Auch eine Kartenskizze vom Oderbruch mit eigenhändiger Aufzeichnung war vorhanden. Außer vielen einzelnen Übersichtskarten befand sich hier auch Fontanes alter Handatlas von Stieler (s. u.). In den Neuruppiner Beständen war, wie der jüngste Sohn des Dichters, Friedrich Fontane, kurz vor seinem Tode 1940 dem Verfasser schrieb³⁾, von diesem Arbeitsgebiet nichts mehr erhalten. Rost⁴⁾ (1928) sah auf einer Rückseite im Romanmanuskript von „Cécile“ einen mit Tinte gezeichneten Situationsplan, der den Schauplatz der ersten, in Thale am Harz spielenden Kapitel darstellte.

Auch bei Reisen nahm er die Bilder „mit offenen Augen vom Coupé, vom Wagen ... mit Plan und Buch in der Hand“ in sich auf. „Um einen Reiseplan aufzustellen, bediente sich Fontane der Landkarte“, sagt Rost; wie eifrig er dabei die Karte studierte, erfährt man aus Briefen an W. Hertz⁵⁾. Welche Vorfrende der Dichter mitunter empfand, beweist eine Äußerung in dem Buche „Spreeland“⁶⁾: „Ich breitete den ‚Kreis Teltow‘ vor mir aus und schwelgte vorweg in den blauen Seeflächen, die, auf der bunten Rappard'schen Karte“), den ganzen Weg zwischen Cöpenick und Teßpitz ausfüllen.“ Man möchte Fontane bei diesen Vorbereitungen, in das Studium der Karte und des „Berghaus“ vertieft, in seinem Arbeitszimmer haben sitzen sehen. Spezialkarten benutzte er zur Orientierung auch auf Reisen, aber — wie er selbst sagte — „immer nur im äußersten Notfalle“⁷⁾. Im übrigen zog er die Generalstabskarte oder den Atlas zur Unterstützung des Gedächtnisses zu Rate. „Als Unterlage der zahllosen von der Örtlichkeit aufgefangenen Eindrücke verfertigt Fontane Zeichenskizzen. Mehrmals erwähnt er in seinen autobiographischen Schriften und in den ‚Wanderungen‘, daß er gezeichnet habe.“

Rost weist daraufhin, daß „das ständige, mit Wort und Linie geübte Skizzieren im Taschenbuch Fontane während des Krieges 1870 und dann noch einmal in den Okkupationstagen auf französischem Boden in schwierigsten Situationen brachte, von denen ihn diese für

einen Augenblick, jene für längere Zeit, seiner persönlichen Freiheit beraubte“. Eine Lesung von Fontanes „Kriegsgefangen“ unter diesem Aspekt ergibt, daß in der Tat weniger das historische Interesse bei der Besichtigung des Jeanne d'Arc-Denkmal in Domremy als die zahlreichen „Croquis“ in seinen Notizbüchern den Verdacht erhärteten, er sei weniger ein Zeitungskorrespondent als ein verkappter preußischer „Offizier“ oder „Spion“.

„Auf eine technisch-formale Begabung (im Zeichnen) macht er keinen Anspruch. Die in seine Werke eingedruckten Situationspläne und Kartenskizzen sind nicht von ihm selbst gezeichnet, sondern nur nach seinen Angaben ausgearbeitet“⁸⁾. An seinen Verleger Decker schreibt er am 5. August 1867: „Ich selbst bin kein Zeichner und würde es jedenfalls nicht verstehen, den Dingen die wünschenswerte Appretur, das gute Aussehen zu geben. Ließe sich wohl eine passende Kraft dafür engagieren? Ein gewöhnlicher Mensch darf es nicht sein. Er muß das Zeug haben, gestützt auf meine Beschreibung, auf die Generalstabskarten und auf die Hauptlinien, die ich auf einem Bogen bloß hinwerfe, nun seinerseits einen Plan zu produzieren.“ In den rund 40 Taschenbüchern aus Fontanes Nachlaß fand Rost zahlreiche solcher eigenhändiger Skizzen.

Von Arbeiten, die nicht ausgeführt wurden, hat sich die Planung im wahrsten Wortsinne erhalten, so die auf seiner Thüringenreise 1873 entstandenen Grundrißzeichnungen der Lutherstube auf der Wartburg und von anderen „Lutherplätzen“, mit denen er eine Lutherbiographie vorbereitete. Außer den bisher behandelten Grundrissen bediente sich Fontane zur Darstellung einer Örtlichkeit sogar des Vertikalschnitts, besonders in den Kriegsbüchern, „um die Schauplätze einzelner Gefechte durch die Eigentümlichkeit der Geländebeschaffenheit klarzulegen“⁹⁾.

Vor Schilderung einer Landschaft suchte er oft durch Besteigen hoher Kirchtürme den notwendigen Überblick zu gewinnen, so 1870 auf der Plattform des Straßburger Münsters, oder — besser geglückt — auf der Spandauer Nikolaikirche¹¹⁾: „Zu Füßen uns, in scharfer Zeichnung, als läge eine Karte vor uns ausgebreitet, die Zickzackwälle der Festung; ostwärts im grauen Dämmer die Thürme von Berlin; nördlich, südlich die bucht- und seenreiche Havel, inselbetupft, mit Flößen und Kähnen überdeckt; nach Westen hin aber ein breites, kaum hier und da von einer Hügelwelle unterbrochenes Flachland, das Havelland.“

Die Ergebnisse seiner Untersuchungen der Örtlichkeitsdarstellung faßt Rost¹²⁾ dahin zusammen, daß „Fontane von eigenen Lokalstudien und Zeichenskizzen ausgeht; durch das gewählte plastische Wort sucht er anschaulich zu sein. Es gelingt ihm dabei, die Spezialkarte durch die Beschreibung zu ersetzen. Mit Vorliebe läßt er die Grundfläche einer Örtlichkeit, bzw. deren Figur, mehr oder minder angedeutet, in der Lokalschilderung durchschimmern. Er ordnet und gliedert, vergleicht und bestimmt geographisch den Ort. Er vermeidet kein technisches Mittel, wenn er im einzelnen glaubt, dadurch die Klarheit des Ganzen wesentlich steigern zu können. Bis zu einem gewissen Grade gilt dies ebenso in den Kriegsbüchern Fontanes. Was der zeitgenössischen Fachkritik in bezug auf die von ihm intentierten Lokalskizzen als zu undetailliert erscheinen mußte¹³⁾, darf hier unbedingt als ein Vorzug der anschaulichen Lokalschilderung Fontanes gelten.“

Nach Rost (1928) hat als nächster Doktorand Anselm Hahn¹⁴⁾ (1935) im Kapitel „Örtlichkeit und Landschaft“ Belege zu der Frage gebracht, wie Fontane die Landkarte verwendet und sie in sein Werk eingearbeitet hat. Hahn bringt von Fontane als erste die selbst für Fachleute nicht einfache Skizzierung der Morphologie der Müggelberge, bei der „die geographische Lage nach Fluß- und Stadtumgebung gekennzeichnet und zugleich das Topographische als Wald- und Inselfeld und das Aufsteigen der Berge aus dem Flachland be-

schrieben" ist: „Inmitten des quadratmeilengroßen Wald- und Inseldreiecks, das Spree und Dahme kurz vor ihrer Vereinigung bei Schloß Köpenick bilden, steigen die ‚Müggelberge‘ beinahe unvermittelt aus dem Flachlande auf. ... Diese Müggelberge repräsentieren ein höchst eigenthümliches Stück Natur, abweichend von dem, was wir sonst wohl in unserem Sand- und Flachlande zu sehen gewohnt sind. Unsere märkischen Berge (wenn man uns diese stolze Bezeichnung gestatten will) sind entweder einfache Kegel oder Plateau-Abhänge. Nicht so die Müggelberge. Diese machen den Eindruck eines Gebirgsmodells, etwa als hab' es die Natur in heiterer Laune versuchen wollen, ob nicht auch eine Urgebirgsform aus Märkischem Sande herzustellen sei. Alles in miniature, aber doch nichts vergessen. Ein Stock des Gebirges, ein langgestreckter Grat, Ausläufer, Schluchten, Kulme, Kuppen. Alles ist nach Art einer Reliefkarte vor die Thore Berlins gelegt, um die flachländische Residenzjugend hinausführen und ihr über Gebirgsformationen Einiges ad oculos demonstrieren zu können.“¹⁵⁾

Hier hätte Hahn vielleicht noch darauf hinweisen können, daß Fontane — wie er es mehrfach mit Material der „Wanderungen“ machte — dieses Bild auch in einen Roman eingearbeitet hat. So beschreibt er (1878) in „Vor dem Sturm“^{15a)} die „Hohen-Ziesarsche Schweiz“ des Grafen Drosselstein; dieser begann nach dem frühen Tode seiner jungen Gattin um 1790 sich durch „große Bauten“ und „Parkanlagen“ abzulenken:

„Hohen-Ziesar bot ein gutes Material, und so entstand im Geschmack jener Zeit eine kostspielige Schöpfung, die sich, vom Flachdach des Schlosses, oder noch besser vom Kirchturm aus gesehen, als eine große in Stein und Erde ausgeführte Alpenreliefkarte darstellte. Granitblöcke wurden zu irgendeinem Rigi aufgetürmt, über den Grat des Gebirges liefen zwei Pässe, die nach Altorf oder Küßnacht führten, während ein aus unsichtbaren Quellen gespeister See einen kataraktreichen Bergstrom in die Tiefe schickte. Sennhütten und Matten lösten sich untereinander ab; zu Füßen dieser Künsteleien aber, in das wirkliche Oderbruch übergehend, dehnte sich eine reizende Flachlandszenerie mit Feld und Wiesen, mit Fluß, Bach und Brücken und einem stillen, weidenumstandenen Teich, dessen japanisches Inselhäuschen die Schwäne umzogen.“

Schon in früher Jugend muß Fontane erfahren haben, daß es noch andere Länder gab, wenn die Eltern ihren französischen Ursprung — wie in Hugenottenkreisen üblich — gern betonten. Der Junge wird sich früh Gedanken darüber gemacht haben, wo denn diese alte Heimat der Vorfahren, die Cevennen und die Gascogne, lagen. Dazu kam nun in der Swinemünder Zeit der Unterricht durch den Vater: Wir hören in „Meine Kinderjahre“^{15b)}, daß nach einem wenig fruchtbaren Besuch der Stadtschule bei Rektor Beda nun der sehr belesene und interessierte Vater dem Sohn Privatstunden gab, „und so sonderbar diese Stunden waren, so hab ich doch mehr dabei gelernt, als bei manchem berühmten Lehrer. Mein Vater griff ganz willkürlich Dinge heraus, dabei das Geographische mit dem Historischen verquickend, natürlich immer so, daß seine bevorzugten Themata schließlich dabei zu ihrem Rechte kamen.“

Man lese die „sokratische Methode“ von Vater Louis Henri Fontane (1796—1867) nach, bei der er selbst dann oft das „Conversations-Lexikon“ zu Rate zog. „So verliefen die Geographiestunden, immer mit geschichtlichen Anekdoten abschließend“ ...

Im „Letzten Halbjahr“ daheim wurde beschlossen, Theodor aufs Ruppiner Gymnasium zu bringen, und zum 12. Geburtstag erhielt er (1831) („wie eine Aussteuer, weil du fort mußt“) „... sehr werthvolle Geschenke: Schellers Lexikon, Stiellers Atlas, Beckers Weltgeschichte, sämtlich noch jetzt in meinem Besitz und sehr von mir gehegt.“

Wert oder Unwert des Schulatlases bei elterlichem Privatunterricht deutet Fontane später in „L'Adultera“^{15c)} an, wo die vielgereiste Schweizerin Melanie van der Straaten, geb. de Caparaux, ihren Kindern in den Sprachen nachhelft und „mit ihnen Atlas und historische Bilderbücher“ durchblätterte.

Dem Stieler-Atlas der „Kinderjahre“ werden wir noch mehrfach begegnen, 1832 aber begann der geordnete Schulbesuch des Knaben in Neuruppin, dann in Berlin. Hier scheint (1833) ein bekannter Geograph der Zeit sein Lehrer gewesen zu sein: Carl Friedrich von Klöden, dessen „Gewerbeschule“ Theodor vom 1. Oktober 1833 bis 1836 besuchte. Klöden pflegte in der Obertertia seiner Schule die Geometrie- und Physikstunden selbst zu geben, und Fontane wird seinen Unterricht genossen haben. Wie Klödens Schulprogramm von 1825 zeigt, forderte er für den „Zeichenunterricht vor allem geometrisches und architektonisches Zeichnen, Darstellung von Grundrissen, Situationsplänen.“ Hier liegen wahrscheinlich die ersten Grundlagen für diese Fertigkeit Theodors und für seine Liebe zur Karte.

J. Fürstenau¹⁶⁾ kommentiert: „Nicht nur zur Vorbereitung zur Reise, auch zur weiteren Bearbeitung des Stoffes ist ihm die Karte ein wichtiges Hilfsmittel. Sie übernimmt offenbar die gleiche Aufgabe wie auch die schematische Zeichnung. Von Frau Emilie erbittet er sich während seines Aufenthaltes in Hermsdorf 1869 zu seiner Arbeit an „Wanderungen III“ das Kartenstück, das er im Havellande benutzt hat. Wie stark er Karten durcharbeitet, zeigt die von der Friesacker Gegend, die seinen Entwürfen zum „Ländchen Friesack“ beiliegt. Auch alte Karten zieht er heran; so ist ein Ausschnitt aus einer alten Flurkarte von Friedrichsfelde in ein Notizbuch¹⁷⁾ eingeklebt, und in Aufzeichnungen über Neu-Hardenberg¹⁷⁾ findet sich ein Vermerk, daß er, um sich über die Schwedenschanzen zu unterrichten, Spezialkarten einsehen müsse. Vgl. auch die Manuskripte im Märkischen Museum, wo ein ausführlicher Plan von Küstrin auf einem Foliobogen aufgeklebt ist.

Das steht am Anfang der Arbeit. Erst dann folgt das Nachforschen an Ort und Stelle und die persönliche Beschichtigung ...“

Diese Sorgfalt bei den kartenmäßigen Vorarbeiten zeigt sich auch bei der Auswertung des Gesehenen: „Seine Manuskripte und seine Vermerke in den Notizbüchern sind von einer beträchtlichen Anzahl roh hingeworfener, aber mit genauer Beschriftung versehener Skizzen begleitet, von Lageplänen und Querschnittzeichnungen, von Grund- und Aufrissen. Auch Grundrißzeichnungen (von Hausformen) z. T. mit genauer Beschriftung und Angabe der Spezialausdrücke sind in die Manuskripte eingestreut.“¹⁸⁾ Dabei war er durchaus kein besonders guter Zeichner. (Die Skizzen in den Kriegsbüchern und Wanderungsbänden sind von beruflich geschulter Hand angefertigt. Auch die Zeichnung vom Grundriß Kloster Lehnins in seinen Entwürfen zu dem Kapitel (Schrifttums-Archiv) stammt nicht von Fontane). Diese Umsetzung der Wirklichkeit in nüchtern verstandesmäßige Zeichen bedeutete ihm nicht nur wesentliche Gedächtnisstütze der Beobachtung, sondern zugleich befruchtenden Schaffensimpuls.“¹⁹⁾

Über die dabei geübte Technik sagt J. Fürstenau²⁰⁾: „Durch Klarlegung des Grundrisses, durch Wiedergabe des Aufbaues, durch Heranziehung von Schriftzeichen zum Vergleich, von planimetrischen Figuren und linearen Formen sucht er das, was er selbst lebendig vor Augen hat, seinen Lesern in gleicher Deutlichkeit der Anschauung zu übermitteln“ und bietet u. a. die folgenden Beispiele (vom Hrsg. überarbeitet): Fontane vergleicht die Form des Havelländischen Luches mit einem Pilz²¹⁾, das Schlachtfeld von Zorndorf mit „einer Riesenhand mit gespreizten Fingern“^{21a)}; das Oderbruch liegt „wie von einem gebogenem Arm umfaßt“^{21b)}, der Schermützelsee bei Buckow gleicht einem „abgestumpften Halbmond, ist also bohnen- oder nierenförmig“^{21c)}, der Grundriß des alten Schlosses von Oranienburg gleicht einem H; bei der Schilderung der Landschaft

von Falkenberg bei Freienwalde nimmt er den griechischen Buchstaben Omega zu Hilfe^{21d)}, den Verlauf von Haupt- und Nebenstraßen von Wusterhausen (Dosse) zeigt er an zwei in den Text eingefügten Grundrissformen^{21e)}.

Das von J. Fürstenau¹⁹⁾ erweiterte Verzeichnis der für die „Wanderungen“ benutzten Schriften nennt außer der historischen und topographischen Literatur über die Mark auch die verwendeten Landkarten, wie die Schropp'sche von Freienwalde oder einen zur Darstellung der Schlacht an der Katzbach herangezogenen, nicht näher bezeichneten Schlachtenatlas.

Die Freunde und Bekannten, die Fontane bei der Arbeit mit Informationen, Hinweisen und Büchern halfen, sorgten auch für Karten. So hat der Konservator der Kunstdenkmäler des Preuß. Staates, Geheimrat von Quast auf Radensleben, den Fontane im Hause Franz Kuglers (s. u.) kennengelernt hatte, ihm u. a. auch den Schlachtenplan übermittelt, den er zur Darstellung der Schlacht bei Nyborg im Kapitel „Garz“ über Albrecht Christoph von Quast benutzte, eine mit Wasserfarben und Frakturschrift sauber ausgeführte Darstellung: „Ein Buch aller der fährnehmsten Bataillen und Campementen so in diesem Säculo, und zwar von 1620 bis 1693 von Jahren zu Jahren seind gehalten worden“, von der er das 39. Blatt benutzte²²⁾.

Schon in seinen England-Jahren (1852—1859) fesselte ihn der „historische“ Schlachtplan Nelsons, den er im Britischen Museum sah: „eine Krackellinie und ein Klecks“^{22e)}. Schlachtenpläne verwendet er auch im literarischen Werk, wenn er dadurch eine Zeit in wenigen Strichen andeuten kann. So als Schach von Wuthe-now²³⁾ zu Friedrich Wilhelm III. befohlen — es ist die Epoche, da Preußen durch Napoleons Sieg bei Austerlitz (2.12.1805) die umstrittene Haugwitzsche Verständigungspolitik betreibt — ins Arbeitskabinett des Königs geführt wurde: „Dieser stand an einem Pult, auf dem Karten ausgebreitet lagen, ein paar Pläne der Austerlitzer Schlacht. Er wandte sich sofort, trat auf Schach zu...“

In dem sechs Jahre später spielenden „Roman aus dem Winter 1812 auf 13“, „Vor dem Sturm“^{23a)} ist dieses Motiv zur Verdeutlichung der Kriegsvorbereitungen gegen Napoleon ebenfalls mehrfach durchgeführt. So waren im Arbeitszimmer des alten Herrn Berndt von Vitzewitz auf Hohen-Vietz „an den Paneelen der Fensterische mehrere Spezialkarten von Rußland mit Oblaten und Nägeichen, je nachdem es sich am bequemsten gemacht hatte, befestigt... Zahllose rote Punkte und Linien zeigten deutlich, daß mit dem Zeitungsblatt in der Hand zwischen Smolensk und Moskau bereits viel hin und her gereist worden war.“

In demselben einfenstrigen Zimmer, in dem Vater und Sohn Weihnachten 1812 „ihr erstes Gespräch über Volksaufstand und endliche Vernichtung der Fremdherrschaft gehabt hatten“, hatte sich, auch als Hohen-Vietz Hauptquartier geworden war, nichts geändert: „... auf dem breiten Fensterladen die Karte von Rußland mit ihren verschiedenfarbigen Nadeln“. Für das Unternehmen in der Mark selbst, den Überfall auf Frankfurt an der Oder, das bald darauf anlief, hatte sich sein Leiter, General von Bamme, in der Amtsstube etabliert:

„Vor ihm, auf dem ziemlich in der Mitte stehenden Arbeitstische, lag eine große, mit Tintenfaß und Papierschere festgehaltene Spezialkarte von Barnim und Lebus, auf der sich der kleine, mit seinem Oberkörper weit vorgebeugte Mann mühsam zu orientieren suchte...“ Immer steht irgendein Unternehmen bevor, wenn Fontane Karten erwähnt, und so sind sie ihm ein Mittel zur Erhöhung der dramatischen Spannung, das er immer wieder anwendet.

Auch für den Bierbankstrategen und seine Karte bringt dieser Roman ein Beispiel. In einer Berliner Weißbierabagie, dem „Wieseckeschen Saal auf dem

Windmühlenberg“ vor dem Prenzlauer Tor, saßen am Neujahrstage 1813 Bürger beisammen, die die Aussichten eines Befreiungskrieges erörterten. In ihrem Kreise erscheint der ehemalige Feldwebel Klemm, der mit Hilfe eines Stücks Kreide nachzuweisen sucht, wie der Russe in eine „Mausefalle“ gerät.

„Damit schob der strategische Feldwebel die Gläser in eine Ecke zusammen und zog von oben nach unten einen Strich über den grünen Tisch hin. „Dieser dicke Strich also“, hob er an, „ist die Grenze, rechts Rußland, links Preußen und Polen. Achten Sie darauf, meine Herren, auch Polen. Dieser Punkt hier links ist Berlin, und hier zwischen Berlin und dem dicken russischen Grenzstrich diese zwei kleinen Schlingellinien, das sind die Oder und die Weichsel. Nun müssen Sie wissen, an der Oder und Weichsel hin, in sechs großen und kleinen Festungen, stecken dreißigtausend Mann Franzosen, und ebenso viele stecken hier unten in Polen in einer sogenannten Flankenstellung, halb schon im Rücken. Ich wiederhole Ihnen, achten Sie darauf, denn in dieser Flankenstellung liegt die Entscheidung. Jetzt drängt der Russe nach; schwach ist er, denn wenn eine Armee friert, friert die andere auch, und schlottrig geht er über die Weichsel. Und nun geschieht was? Von den Oderfestungen her treten ihm dreißigtausend Mann ausgeruhete Truppen entgegen, von der Flankenstellung her andere dreißigtausend Mann, legen sich ihm vor und schneiden ihm die Rückzugslinie ab. Und klapp, da sitzt er drin. Das ist, was man eine Mausefalle nennt. Ich mache mich anheischig, Ihnen die Stelle zu zeigen, wo die Falle zuklappt. Hier dieser Punkt. Es muß Köslin sein oder vielleicht Filehne. Ich gehe jede Wette ein, zwischen Köslin und Filehne kapituliert die russische Armee. Wie Mack bei Ulm. Was nicht kapituliert, ist tot... Ich kann Ihren Glauben nicht zwingen... Es ist ein eigen Ding mit der Kriegswissenschaft...“

Die Darlegungen des Feldwebels verfangen bei den Hörern nur schwach, und auf dem winterlichen Heimweg lachte Bürstenmacher Stappenbeck über diesen Opportunisten. — Wir haben dem Monolog des kleinen Bierstubenstrategen bewußt, Raum gewährt, weil diese Species Fontane überlebt hat. Sie zeichnete uns Erich Maria Remarque (1927) in seinem Roman „Im Westen nichts Neues“ mit den Worten eines Heimatkriegers an einen Fronturlauber bei einem Wirtshausgespräch: „Ihr müßt die ganze Front aufrollen!“ Und damit hier selbst unser Dichter nicht ganz ausgenommen sei, sei an die köstliche Szene erinnert^{25e)}, in der 1879/80 ein Besucher den alten Fontane und den alten Lepel traf, wie Fontane, auf dem Sofa liegend, an Hand der Afrikakarte die Gegenden des damals herrschenden — Zulu-Aufstandes paulte.

Auch in seiner Wohnung umgab Fontane sich ständig mit Karten. Sein Sohn Friedrich erzählte 1938 von der Studierstube des Vaters: „Eine Glastür führte nach dem Hinterzimmer, das Glas durch eine an Stäben befestigte Landkarte, ich glaube des Kreises Zauch-Belzig, verdeckt“²⁴⁾, und Gertrud Schacht geb. Mengel²⁵⁾ berichtete (1951) über ihre Besuche als Fünfzehnjährige (1897) im Arbeitszimmer des Dichters: „Die Wände waren bedeckt mit Landkarten und Bildern von Menzel. ... Pläne eines Herrenhauses zeigte er mir, es waren seine Zeichnungen zu Effi Briest, die Wohnung des Landrats“.

In einem der erregendsten Abschnitte von „Effi Briest“^{25a)}, als der Postbote mit der Nachricht kommen muß, daß die Untreue Effis zur Kenntnis ihres Gatten gelangt ist — doziert in Schlangenbad die Geheimrätin Zwicker im Gespräch mit Effi über die Ausflugsorte des Berliners spreeaufwärts: „... aber wenn Sie die Spezialkarte zur Hand nehmen wollen, da begegnen Sie neben mindestens sonderbaren Namen, wie Kiekebusch, wie Wuhlheide... Namen von geradezu brutalem Charakter...“

Mißbräuchliche Nutzung der Landkarte hat der „alte“ Fontane in seinem Riesengebirgsroman „Quitt“^{25b)} mit

feiner Ironie dargestellt und in eine Landschaft verlegt, die er zwischen 1868 und 1892 siebenmal zur Erholung aufsuchte. Hier wollte der große Romancier nicht nur ein Beispiel für den Mißbrauch der Karte in der Hand ausgesprochener „Talschleichen“ zeigen, oberflächliche Frauengestalten gesellschaftskritisch betrachten oder gar einen Beitrag zum Thema des Chemnitzers auf Reisen bringen, — die „Sachsenfrage“ war schon vor achtzig Jahren ein mitteleuropäisches Problem —, sondern sein Exkurs war ein Kunstmittel, um durch diese „Kartenbesprechung“ in großen Zügen die örtlichen Verhältnisse des Tatortes am Fuße des Riesengebirgskammes, des „Gehänges“, anzudeuten, an dem es bald darauf zu dem Förstermord, dem Kernstück von „Quitt“, kommt.

Auch in „Graf Petöfy“^{25c)} (begonnen 1881) illustriert Fontane in einem Gespräch zwischen dem alten Grafen und seiner jungen Frau Franziska die Verhältnisse seit dem Ungarischen Revolutionskrieg von 1849 durch einen Blick auf die ganze bunte Karte der Donaumonarchie.

Der Leser dieses Aufsatzes wird bei dem Blick in eine nicht zu häufig betrachtete Ecke der Werkstatt Fontanes schon ermüdet sein, denn das hier behandelte Gebiet erscheint zunächst steril. Wir sahen, wie ein junger Bürgerssohn unter den Bildungsmöglichkeiten seit den 1825er Jahren auch in diesem Fach eine gediegene Grundlage erhielt, die er später mit in den Dienst seiner Arbeit stellte, wir verfolgten, wie er in den sechzig Jahren des Wirkens selbst hierbei keine Mühe gescheut hat, um den von ihm dargestellten Geschehnissen und Gestalten das richtige landschaftliche Kolorit zu geben — wir sagen bewußt nicht „Hintergrund“, denn bei Fontane sind Mensch und Landschaft eine solche Einheit, daß jede Trennung der Begriffe Minderung des einen wie des anderen Gebietes bedeuten würde; — wir sahen weiter, wie er auch zur Charakterisierung der Zeit der Handlung immer wieder auf die Karte zurückgreift, dadurch die Darstellung belebt und Situationen, auch zeitgeschichtlicher Art, verdeutlicht, nachdem er, den Bildungswert der Heimatkunde^{25d)} klar erkennend, durch seine Wanderungsbände den Deutschen der Jahre 1859 bis 1889 den Blick für Kultur und Vergangenheit der Mark geöffnet hat. Hier kam ihm die Topographie als große Zeiterscheinung dieser Epoche zu Hilfe, die dann in seinem Werk einen vielfältigen Reflex auslöste.

Fricke^{25e)} ergänzte uns (1953) diesen Zweig in seinem Schaffen: „Es ging bei Fontane zunächst mehr um die historisch-topographische Landeskunde seit Friedrich dem Großen, die er in der Gestalt Schmettaus monographisch zu sehen suchte (s. u.)... Fontane war wohl ein Kartenmensch, aber nie etwa in dem Sinne wie ein Militärgeograph. Ihm diente die Karte als Transponierungsmittel im Wortkunstwerk und als Ordnungsmittel in der Landschaftsschau... Die Notizbuch-Croquis und die Situationspläne der italienischen Städte usw. sind doch nur Gedächtnisstützen eines interessierten Laien. Fontane hat das von seinen kunsthistorischen Freunden gelernt, besonders von Wilhelm Lübke auf den gemeinsamen Fahrten durch die Mark. Es ist die Konservatormethode von Schinkel und Quast.“

Angeichts der starken topographischen Interessen und der geographischen Kenntnisse, die er in fast allen seinen Arbeiten, den „Wanderungen“, den Romanen und Novellen, aber auch in vielen сюжетmäßig historisch lokalisierten Gedichten verwendete und bezeugte, war es schon dem Fontane der Wanderjahre unverständlich, wie ein Mensch oder gar ein ganzes Volk ohne geographische Bildung sein konnte. Dies brachte er schon im letzten Jahre seiner Korrespondententätigkeit in London zum Ausdruck, als während der durch die „Neuenburger Frage“ ausgebrochenen Krise Ende 1856 zur Unterstützung der königstreuen Bewohner des bis dahin der Krone Preußens unterstehenden schweizerischen Kantons Neuenburg ein preußisches Armeekorps durch die süddeutschen Bundesstaaten nach der Westschweiz in Marsch gesetzt werden sollte. Hiergegen hatten u. a. zehn württembergische Abgeordnete

protestiert. Fontane schrieb nun in der von ihm vertretenen Berliner Zeitung aus London unterm 3. Januar 1857:

Der Zehn - Schwaben - Protest und das englische Publikum.

„Die hiesigen Blätter haben gestern und heut den Ihnen längst bekannten Protest der zehn Württemberger gegen den Durchmarsch preußischer Truppen nach Süddeutschland gebracht. Der Jubel darüber ist fast ebenso groß, wie er lächerlich ist; die vollständige Unkenntnis kontinentaler Verhältnisse tritt dabei wieder in das hellste Licht. Von meiner Tischgesellschaft wurde ich heute mit dem Zuruf empfangen: „Now you can't in (nun könnt Ihr nicht 'rein“), und es kostete mir einige Mühe, den Leuten politisch und geographisch zu beweisen, daß dieser Protest von der alleräußersten Gleichgültigkeit sei. Man hatte auf gut Englisch diese zwar charakteristische, aber unschädliche Petition als eine Art Parlamentsbeschluß genommen, und auf Augenblicke den Lieblingssatz vergessen: „The petty States of Germany are under the sway of despotism and more satellites of Russia. (Die winzigen deutschen Staaten sind alle unter der Zucht des Despotismus und bloße Satelliten Rußlands)“. Daß jeder Engländer mit dem Geographen Stieler auf einem gespannten Fuß lebt und von den Schweizer Grenzen soviel weiß wie von dem Innern von Afrika, versteht sich von selbst. Selbst die jährliche „Große Tour“ ändert nichts daran. Als Beleg für den Stand geographischer Kenntnisse in England Nachstehendes: „Ich kann versichern, daß ich noch keinen Engländer kennen gelernt habe, der nicht geglaubt hätte, in Köln werde in derselben Weise französisch gesprochen, wie in Brüssel oder Lüttich. Selbst gereiste Engländer glauben es. Sie ihre teils sprechen in den Gasthäusern entweder englisch oder französisch, und erhalten von Kellnern und Lohndienern englische oder französische Antwort. Wie ist es da möglich, sie in 6 oder 12 oder selbst 24 Stunden zu überzeugen, daß Köln eine deutsche Stadt sei. Es heißt Cologne, und ich wette 100 gegen 1, daß — versteht sich neben der Mangelhaftigkeit englischer Schulen — das halbe Dutzend Farinas, die nicht Kölnisches Wasser, sondern Eau de Cologne verkaufen, die eigentlichen Konservatoren dieses Irrtums sind.“

Diesen Zeitungsbericht kommentierten Friedrich Fontane und Hanns Martin Elster²⁶⁾ (1938) mit einer Anmerkung über den hier erwähnten: „Adolf Stieler (1775—1836), Kartograph. Sein Hauptwerk ‚Stieler's Handatlas‘ (seit 1817—1822 in 50 Blättern) und sein ‚Schulatlas‘ (1821) werden heute noch aufgelegt. Th. F. kaufte sich die Stieler-Karten einzeln zusammen.“ Wie wir oben erzählten, bekam Fontane Stieler's Atlas 1832 zum 12. Geburtstag und bewahrte ihn noch 1894 auf.

Noch einem anderen bekannten Erdkundler, Karl Ritter (1779—1859), hat Fontane ein Denkmal gesetzt: In „Cécile“^{26a)} läßt er den Ingenieur Gordon (s. u.) eine Stadtanlage in Quedlinburg beschreiben mit „allerlei Bild- und Bauwerken. Karl Ritter, der berühmte Geograph, hat ein gußeisernes Denkmal darin und Klopstock ein Tempelchen mit Büste. Beide waren nämlich geborene Quedlinburger“.

* * *

Der Dichter hatte erkannt: das Gelingen der Beschreibung einer Landschaft ist immer abhängig von der Kenntnis der Karte. Schon aus diesem Grunde hat er dem sich ständig entwickelnden Vermessungswesen seine Beachtung zugewandt, der trigonometrischen Landesvermessung des preußischen Staates, die von den Zeitgenossen als etwas ganz Großes gefeiert wurde, und die in der Generalstabskarte von 1888 gipfelte. Fontane, über diese Dinge nicht nur als hellwacher Beobachter aller Zeitvorgänge unterrichtet, sondern im besonderen interessiert durch den seit 1852 ihm nahestehenden Leiter dieser Arbeiten, den General Baeyer (s. u.), hat Anlagen der Triangulierung, der Drei-

ecksmessung, die damals für die Öffentlichkeit noch den Reiz des Neuen hatten, literarisch verwertet und die Begegnungen mit geodätischen Einrichtungen mit der Heiterkeit seiner leicht beschwingten Feder umkleidet, ein um so verdienstvolleres Unterfangen, als es sich hier um eine für weitere Kreise unendlich trockene Angelegenheit handelte.

Bis 1840 war das Gebiet Preußens bereits in eine ganze Kette von Dreiecken aufgeteilt, die vom Rhein über Berlin nach Schlesien führte. Nun wurden die Gebiete an den preußischen Küsten und ihr Hinterland trianguliert. In dieses System der sog. „Küstenvermessung“ wurde auch die Umgebung Berlins einbezogen und zur „Berliner Grundlinie“ (eine 1½ Meilen lange Strecke auf der Zossener Chaussee zwischen Mariendorf und Lichtenrade) in Beziehung gebracht. Von dieser „Basis“ aus wurde nach allen Seiten hin ein Dreiecksnetz entwickelt, indem auf den bedeutenderen Höhen um Berlin „trigonometrische Punkte“ eingemessen, geodätisch festgelegt, ihre Entfernung zu den benachbarten Beziehungspunkten ermittelt und auf den Höhen die Festpunkte sichergestellt wurden. Bei diesen Arbeiten, die im Sommer 1845 stattfanden, erfolgte die Anvisierung mit Hilfe von Heliotropen: mit einem Spiegel wurde am Zielpunkt das Sonnenlicht aufgefangen und in der Richtung nach dem Beobachtungsstande zurückgeworfen. — Über den Vermessungssteinen, die den Festpunkt markierten, wurden dann hölzerne „Pyramiden“ errichtet, deren Spitzen von den Beziehungspunkten auf oft weit entfernten Höhen anvisiert wurden.

Auf diese Weise war nun das ganze Staatsgebiet von einem gedachten Netz von Festpunkten überzogen. Diese Arbeiten leitete der damalige Oberst und Abteilungsvorsteher im Generalstab Baeyer, der darüber 1849 ein umfangreiches Werk^{26b)} herausgab. Von diesen jahrelangen, minutiösen Arbeiten ahnte die Öffentlichkeit nur wenig und nahm lediglich von den hohen Vermessungsgerüsten Notiz. So auch Theodor Fontane.

Auf der Suche nach den Nuthenburgen kam er um 1870 in den Zauche-Marktflecken Saarmund, wo man ihm riet, vom „Galgensberge“ die Aussicht auf das ganze Nuthetal bis nach Trebbin hin zu genießen. Im Band „Spree-land“ erzählt er davon²⁷⁾: „Endlich oben... Es lohnte sich schon. Wie um dem Missethäter das Scheiden doppelt schwer zu machen, stellte das Mittelalter seinen Dreibaum immer auf die höchsten und schönsten Punkte. — Und wieder stand ein Dreibaum dort oben vor uns, aber freilich das Kind einer andern Zeit: ein Vermessungsinstrument spreizte seine drei mageren Beine.“

Der hier besuchte Eichberg überragt Saarmund mit seinem östlichen Hang, dem Weinberg, und wird von Einheimischen heute nicht mehr „Galgensberg“, sondern nur „der Berg“ genannt. Ihn krönte noch vor einigen Jahren ein Triangulationsgerüst, das bereits auf die Baeyersche (s. u.) Küstenvermessung und ihre Verbindung mit der Berliner Grundlinie seit 1845 zurückging. Fontane hatte also hier, ohne es zu ahnen, vermessungsgeschichtlich geweihten Boden betreten, von dem ihm sein Freund Baeyer manches hätte erzählen können!

Derartige Einrichtungen hat er noch an anderer Stelle in historische Schilderungen eingebaut. Mario Krammer wies bei der Erörterung dieses Themas 1940 den Verfasser auf die folgende Äußerung Fontanes zum Thema Vermessungswesen hin: 1837 beschrieb er nahe der Stadt Gransee die „Warte“²⁸⁾, den 30 m hohen Wartturm. Auf seiner Höhe spielt eine Episode aus dem Jahre 1348 in Willibald Alexis' Roman „Der falsche Waldemar“, die Fontane wiedergibt und dazu bemerkt: „Die ‚Warte‘ bei Gransee ist in diesem Augenblicke schon eine andre, als sie vor 50 Jahren war, und selbst das trigonometrische Dreigestell, das sich neuerdings auf jener Plattform eingebürgert hat, auf der Hans Lüddecke und Thürmer Mathis miteinander kämpfen

sollten“, hat ihr nichts Erhebliches von ihrem romantischen Schimmer zu nehmen gewußt.“

Dieselben Motive werden nun in drei Berliner Romane übernommen. In „L'Adultera“²⁹⁾ (1882) hat Major v. Gryczinski von der trigonometrischen Abteilung des Generalstabs eine lang geplante Dienstreise angetreten, die seiner Frau endlich Gelegenheit gibt, zwischen ihrer schuldig geschiedenen Schwester und deren Kindern in ihrer Wohnung brieflich ein Wiedersehen vorzubereiten. Jacobine von Gryczinski beginnt den Brief, in dem sie ihre heikle Aufgabe vorbereitet, bewußt mit einer Abschweifung auf die dienstlichen Aufgaben ihres Mannes:

„Meine liebe Melanie!

Wir sind allein, und gesegnet seien die Landesvermessungen! Es sind das, wie Du vielleicht weißt, die hohen, dreibeinigen Gestelle, die man, wenn man mit der Eisenbahn fährt, überall deutlich erkennen kann und wo die Mitfahrenden im Coupé jedesmal fragen: „mein Gott, was ist das?“ Und es ist auch nicht zu verwundern, denn es sieht eigentlich aus wie ein Malerstuhl, nur daß der Maler sehr groß sein müßte. Noch größer und langbeiniger als Gabler (ein Freund des Hauses, der Landschaftsmaler Arnold Gabler, Anm. d. H.). Und erst in vierzehn Tagen kommt er zurück...“

In dem Roman „Irrungen, Wirrungen“³⁰⁾ (1888) schreibt Käthe von Rienäcker an ihren Gatten Botho über ihre Reise bis Hannover über einen der Familie befreundeten Offizier:

„... In Magdeburg war Goltz am Bahnhof und sagte mir, Du hättest ihm geschrieben, ich käme... Goltz hat jetzt die Vermessungen am Harz, das heißt am 1. Juli fängt er an. —“

Hier also gleich drei Beispiele für Vermessungstürme im Werk Fontanes! Daß der Dichter diese Dinge im Grunde aber mehr mit leisem Lachen sah, zeigt eine Erinnerung Frickes^{25e)}, dem Friedrich Fontane einmal schmunzelnd erzählte, sein Vater habe sich eigentlich immer über die „verhunzenden Dreibeine auf den schönsten Bergen“ geärgert³¹⁾.

In den im Harz selbst spielenden Kapiteln des Romans „Cécile“^{30a)} klingt unser Gebiet in den beiden Gegenspielern erneut an, dem wegen Spiels verabschiedeten Obersten von St. Arnaud, von dem der Dichter vor einer Harzwanderung in feinem Doppelsinn sagt: „... St. Arnaud, der die Kartenpassion hatte, beabsichtigte, sich in eine Harzkarte zu vertiefen...“, und in dem Pionierleutnant a. D. Ingenieur v. Leslie-Gordon:

„... Die geschäftlichen Verhandlungen indes, die den Oktober über andauerten und ihn zu Vermessungen und sonstigen Feststellungen erst nach Schleswig und dann hoch hinauf bis an den Limfjord führten, ließen eine Kopfhängerei nicht aufkommen.“

Doch nicht nur Fontanes praktisches Verhältnis zur Landkarte und sein Erkennen von der Bedeutung der Zukunftsaussichten des Vermessungswesens wird die Erwähnungen von Karten und Triangulierungsanlagen veranlaßt haben, sondern auch seine langjährige Freundschaft zu Johann Jacob Baeyer³²⁾ (geb. 1794 in Müggelheim, † 1885 in Berlin), dem Schöpfer der preußischen Dreiecksmessung und erstem Leiter des Geodätischen Instituts, einem Schwager von Franz Kugler und seiner Frau Clara, in dessen Hause Fontane viel verkehrt hat. Baeyer hatte 1826 Eugenie, Kugler 1833 Clara Hiltzig geheiratet. Fontane³³⁾ erzählt (1894) von der ersten Begegnung mit Baeyer:

Es war im Sommer 1840. Professor Kummer heiratete eine Mendelssohnsche Tochter, und der Polterabend wurde im Hause der Brauteltern in Berlin in der Neuen Kommandantenstraße gefeiert. Der 21jährige Fontane sollte in der Rolle eines Gärtnerburschen etwas vor-

tragen, traf aber verspätet ein, „als man eben schon die Plätze vor der im Saal aufgeschlagenen Bühne verlassen wollte“. Die Gäste nahmen aber in dieser für den jungen Dichter peinlichen Situation aus Höflichkeit noch einmal Platz und spendeten dem Vortragenden sogar Beifall. „Vorn, im Zwischenraum“, erzählt nun Fontane, „stand ein Militär, Stabsoffizier, der sich, als ich von der Bühne herab in den Saal trat und da umherirrte, mit mir armen, verlegenen Jungen entgegenkommend unterhielt. — Anderthalb Jahrzehnte später verging kaum ein Gesellschaftsabend im Franz Kuglerschen Hause, wo mir nicht Gelegenheit gegeben worden wäre, die Bekanntschaft von damals zu erneuern. Er, der sich meiner an jenem Polterabende so freundlich angenommen hatte, war ein Schwager Franz Kuglers, der Major — spätere General — Baeyer, der berühmte Geodätiker, Schöpfer seiner Wissenschaft.“

Am Südende der Friedrichstraße, nahe dem Belle-Alliance-Platz, stand ein kleiner, älterer Bau. Im ersten Stock wohnte General Baeyer, im zweiten, der Mansarde, Franz Kugler. In beiden Familien war Fontane in den Jahren 1852 bis 1854 oft zu Gast und beschreibt einen solchen Abend: „... um den Tisch herum saßen die Damen — und abseits auf einer Fußbank der Liebling des Hauses, die zwölfjährige Jeanette Baeyer, Tochter des Generals, mit klugen großen Augen und vollem schwarzen Haar, der entzückendste Backfisch, den ich je gesehen, und dalberte mit ... Eggers“^{33a)}.

Clara Baeyer betreute — wie ein Brief Emilie Fontanes aus Berlin vom 2. Dezember 1856 an ihren Gatten nach London zeigt — die oft kränkelnde und von schweren wirtschaftlichen Sorgen geplagte Frau³⁴⁾. „Freundesbriefe“ an Th. Fontane von General Baeyer und Clara Baeyer befanden sich (bis 1945) im Schrifttums-Archiv³⁵⁾.

Aufschlußreich für das Verhältnis der beiden Männer ist ein zwei Jahre später entstandener, bisher unveröffentlichter Brief Baeyers an Fontane. Als der General den Brief entwarf, befand sich der Dichter zum zweiten Mal als Korrespondent Berliner Zeitungen in London. 1858 hatte Baeyer in einer führenden Fachzeitschrift³⁶⁾ einen längeren Aufsatz mit reichen Tabellen veröffentlicht „Über die Bahnlinien der Winde auf der sphäroidischen Erdoberfläche“. Diese Studie wollte er einigen englischen Geophysikern und Astronomen sicher zuleiten und die wissenschaftliche Erörterung und Ergänzung der Arbeit fördern. Er sandte hierzu vier Sonderdrucke an Fontane und schrieb ihm am 25. Dezember 1858:

Hochverehrter Herr Fontane

Beigehend erlaube ich mir, Ihnen drei Exemplare von meiner Abhandlung über die Bahnlinien der Winde, die in Poggendorfs Annalen gedruckt ist, mit der freundlichen Bitte zu übersenden, daß Sie die Gefälligkeit haben möchten, dieselben gelegentlich an die darauf bezeichneten Adressen gelangen zu lassen. Es liegt mir daran, daß die Abhandlung in England bekannt werde, wo man für Alles, was mit der Schifffahrt in Verbindung steht, ein größeres Interesse hat als anderswo, damit sich von praktischer Seite vielleicht Stimmen erheben, welche neue Materialien liefern zum weiteren Ausbau einer allgemeinen Theorie der Winde. Hier auf unserer märkischen Sandescholle steht man den großen Bewegungen des Luftmeeres so fern, der Gesichtskreis ist zu eng, und die Gelegenheit fehlt, um solche Untersuchungen, die mit den Beobachtungen Hand in Hand gehen müssen, mit einiger Sicherheit fortsetzen zu können. Es wäre mir sehr erwünscht, Notizen darüber zu bekommen, was mit der Erfahrung übereinstimmt und was nicht. Ich bin von bestimmten Voraussetzungen ausgegangen, und was ich aus diesen Voraussetzungen gefolgert habe, das ist richtig; allein wenn die Erfahrung andere Erscheinungen aufzuweisen hat, so müssen denselben andere Kräfte zum Grunde liegen, und es kommt dann darauf an, diese Kräfte zu ermitteln und auf diesem Wege die Summe der Erscheinungen mit der Theorie so in Einklang zu bringen, daß sich daraus sämtliche Erscheinungen ableiten lassen.

Meine Arbeit ist, so viel ich weiß, der erste Versuch, den Weg eines Windes mathematisch so zu bestimmen, daß man die Punkte auf der Erde angeben kann, welche er auf seinem Wege berühren muß; oder mit anderen Worten, daß man bestimmen kann wo er hingeht. Wenn diese Frage erst gründlich beantwortet ist, dann wird man auch die andere, wo der Wind herkommt, discutieren können. Ich habe bei meiner Untersuchung noch nicht auf die vielfachen Störungen, die vorkommen, Rücksicht nehmen können, weil dieselben sich nur aus Beobachtungen bestimmen lassen, zu denen ich keine Gelegenheit habe.

Ich würde es nicht gewagt haben, Sie mit einer solchen Bitte zu belästigen, wenn ich nicht glaubte, daß Sie dadurch vielleicht einige für Sie nicht uninteressante Bekanntschaften machen werden. Der General Sabine ist ein als Gelehrter weit bekannter Mann; seine Frau spricht deutsch und hat A. v. Humboldt's Kosmos ins Englische übersetzt, und er hat in dieser Übersetzung eine sehr wichtige Theorie des Erdmagnetismus gegeben. Mr. Airy ist der Direktor der Sternwarte in Greenwich, die ebenfalls sehr sehenswerth ist und eine herrliche Aussicht darbietet. Mr. Airy spricht auch deutsch. Die Bekanntschaft dieser Herren und Damen habe ich im Jahr 1841 gemacht, als ich in London war. Wenn Sie dieselben sehen, so bitte ich, mich ihnen angelegentlich zu empfehlen. Mr. Lubbock ist ein ausgezeichneter Mathematiker und Mitglied der Royal society, persönlich kenne ich ihn nicht, er hatte aber die Freundlichkeit, mir seine schöne Abhandlung über die astronomische Strahlenbrechung zu übersenden.

Außerdem lege ich noch ein viertes Exemplar meiner Abhandlung bei, wenn Sie vielleicht bei der Admiralität eine Bekanntschaft haben und es dort anbringen wollen.

Mir und meinen Kindern geht es Gott sei Dank gut. Mein zweiter Sohn Adolph ist gegenwärtig in Gent und arbeitet dort als Dr. der Chemie im Laboratorium der Universität, wenn Sie nach Gent kommen sollten, so finden Sie an ihm einen Führer. Aus München haben wir von meiner Schwägerin befriedigende Nachrichten, nur mit der Gesundheit von Hans geht es noch immer nicht zum Besten.

Meine Kinder so wie ich empfehlen uns Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf das Beste und wünschen von Herzen, daß Sie sich sämtlich einer guten Gesundheit erfreuen mögen.

Mit der ausgezeichnetesten Hochachtung

Ihr
ganz ergebenster
Baeyer

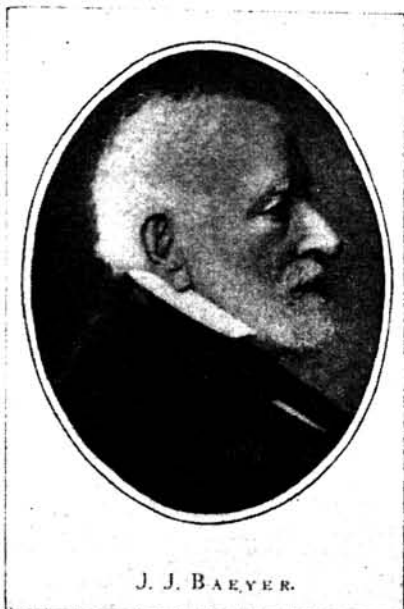
Unsere besten Wünsche für das neue Jahr!

Die von General Baeyer hier genannten Forscher sind:

Sir Edward Sabine (1788—1883), ein englischer Astronom und Geodät, der 1818—19 an den Expeditionen von James Ross und Parry teilgenommen hatte und nach weiteren Forschungsreisen über Erdmagnetismus arbeitete. 1852 hatte er einen Zusammenhang zwischen den Sonnenflecken und den magnetischen Störungen der Erde entdeckt. Seit 1859 bekleidete er den Rang eines Generalleutnants in der britischen Armee und war 1861 bis 1871 Präsident der Royal Society.

Sir George Biddel Airy (1801—1892) war Kgl. Engländer Astronom und Direktor der Sternwarten in Cambridge (1828) und Greenwich (1836), hatte 1839 den Kompensationskompaß erfunden, ebenso Instrumente zur Mondbeobachtung, 1849 seine Ipswicher Vorlesungen über Astronomie herausgegeben und erstmalig Sonnenflecken photographiert. Er war 1871—73 Präsident der Royal Society.

Sir John William Lubbock (1803—1865) hatte als Astronom und Mathematiker u. a. Untersuchungen über Laplace's Wahrscheinlichkeitstheorie angestellt, und war (1837—1842) der erste Vizekanzler der Londoner Universität³⁷⁾.



J. J. BAEYER.

Baeyers 1835 geborener Sohn Adolph, von dem der Vater hier Ende 1858 berichtet, hat sich dann 1860 als Dozent in Berlin habilitiert, wurde ein bedeutender Forscher auf dem Gebiet der organischen Chemie, 1875 Nachfolger Liebig's in München und erhielt 1905 den Nobelpreis für Chemie.

Den Auftrag General Baeyers für London hat Fontane anscheinend nicht mehr bearbeiten können, denn der Brief aus Berlin mit den Sonderdrucken ist vom 25. Dezember 1858 datiert, Fontane aber hatte — was Baeyer wohl noch nicht wußte — mit dem Sturz des Ministeriums Manteuffel (6. November 1858) und dem Beginn der „Neuen Ära“ in Preußen schon im Herbst 1858 gern die Gelegenheit ergriffen, „mit Manier von London“ fortzukommen. Er kehrte am 15. Januar 1859 nach Berlin zurück. — Auch in den uns zugänglichen gedruckten Briefwechseln Fontanes und in den seine Jahre in England und Schottland schildernden Büchern haben wir die Namen der drei Gelehrten nicht gefunden, die Angelegenheit wurde auch im Jahre nach dem Londoner Brief nicht mehr erwähnt, als im „Briefwechsel von Th. Fontane und Paul Heyse“³⁸⁾ General Baeyer genannt wird.

Und doch würden wir Fontane Unrecht tun, wenn wir nur aus diesem Grunde annehmen würden, daß er bei der Überbringung der „Bahnlinien der Winde“ mit den führenden englischen Astronomen der 1850er Jahre etwa keine Berührungspunkte gefunden hätte. In einer seiner weniger bekannt gewordenen „Kleinen Geschichten aus dem Riesengebirge“ hat er (vor 1893) ein die Kulturwelt einst lebhaft bewegendes wissenschaftliches Ereignis erwähnt, das er selbst als 27jähriger Zeitgenosse miterlebt hatte, die Entdeckung des Planeten Neptun durch den Astronomen Galle (1812—1910). Dr. Johann Gottfried Galle war seit 1835 unter Encke Observator an der Berliner Sternwarte und hatte am 23. September 1846 den von dem Pariser Astronomen Urbain Jean Leverrier (1811—1877) 1845 gleichzeitig mit J. C. Adams vorausgerechneten und damit theoretisch entdeckten Planeten Neptun praktisch aufgefunden. Galle, der seit 1851 Professor der Astronomie und Direktor der Breslauer Sternwarte war, hat neben vielen anderen Entdeckungen und astronomischen Beobachtungen auch Forschungen über das Drehungsgesetz der Winde angestellt.

Fontane nun flocht Galles Entdeckung des Neptun in seine Skizze „Wieder daheim“ ein, die die Reise eines Botanik-Professors Lezius behandelt^{39a)}. Diesen hatte ein „nun schon weit zurückliegendes, in die 40er Jahre

fallendes Ereignis eine ganz bestimmte Richtung, und zwar ins Entdeckerische gegeben ... Damals nämlich, als er sich eines Morgens bei seinem Freunde, dem Sternwart-Assistenten Johann Gottfried Galle befunden hatte, war eben bei diesem von Paris her ein Brief eingetroffen, in dem der berühmte Leverrier an seinen Kollegen Galle folgende Worte richtete: „Lieber Galle! Suchen Sie doch in der Uranusgegend weiter nach. Ich habe herausgerechnet, daß dort ein Planet fehlt, und er muß sich finden.“ Und siehe da, keine 3 Monate darauf schrieb Galle von Berlin aus an Leverrier zurück: „Cher Leverrier. Ich hab ihn.“ Und wirklich, die Welt hatte von dem Tage an einen Planeten mehr ...“

Professor Galle, der bis 1897 in Breslau wirkte und erst 1910 als 98jähriger in Potsdam starb, wird diese Erinnerung 1893 in der Riesengebirgsskizze Fontanes schmunzelnd gelesen haben.

Und nun zu den weiteren Beziehungen zum Hause Baeyer. Vor dem österreichisch-italienischen Feldzug von 1859 — Preußen machte damals aus diesem Grunde gegen Frankreich mobil und demobilisierte erst 1861 — muß Fontane mit Baeyer, der freilich stets mehr Wissenschaftler als Soldat war, über die politische Lage gesprochen haben. Er schreibt nun am 2. Mai 1859 an Paul Heyse nach München (wo sich auch Jeannette Baeyer zum Besuch bei Verwandten aufhielt):

„Der Krieg ist nun also da; selbst Exzellenz Baeyer (Notiz für Frl. Jeannette) glaubt jetzt dran; er wird auch bald dran glauben müssen, daß wir pro Austria marschieren, wiewohl ihm das vor 8 Tagen noch durchaus lächerlich erschien. Die Bayern und ihre Kriegslust behalten nun doch recht.“

Und am 18. Juni 1859 schreibt Fontane an Heyse:

„Exzellenz Baeyer wird in den nächsten Tagen zurück-erwartet; er muß nun doch noch erleben, daß wir mit den Österreichern gehen.“

Spätere Briefe³⁹⁾ zeigen ebenfalls, daß Fontane der Familie weiter verbunden blieb; sie half ihm sogar mit Fachschrifttum aus; so teilt er einmal seiner Gattin mit, er wolle an Clara Baeyer schreiben, „um ein Buch aus der Kriegs-Ministerial-Bibliothek zu erhalten, oder ein andermal, daß er eingeladen sei, um sich Bücher auszusuchen“.

Am 26. Juli 1860 schreibt Fontane seinem Freunde Bernhard von Lepel (1818—1885): „... Genieße das schöne Interlaken. (willst Du nicht einen Abstecher nach Bern, zu Ribbecks und Frl. Jeannette Baeyer machen?) ...“ (Ribbeck war seit 1856 a. o. Prof. der klass. Philologie in Bern.)^{39a)}

Gespräche mit Baeyer scheinen auch die Beschäftigung mit der Gestalt Schmettaus gefördert zu haben, des Schöpfers der nach diesem benannten Karte von Preußen, denn im November 1860 schrieb Fontane über Schloß Köpenick⁴⁰⁾, das Friedrich Wilhelm Carl von Schmettau 1804—1806 bewohnte. Ein Eckzimmer hatte er mit großen Schlachtplänen ausgestattet, die von Meisterhand gezeichnet waren. „Derselbe gesellte nämlich“, schreibt Fontane, „zu seinen übrigen Gaben auch das Talent eines ausgezeichneten Topographen und Kartenzeichners, und die berühmte General-Karte des preußischen Staats, die bis zu diesem Augenblick in dem Kartensaal des Kriegsministeriums aufbewahrt wird, bewahrt gleichzeitig den Namen Schmettaus in ehrendem Andenken ...“ Er fiel im Oktober 1806 bei Auerstädt⁴¹⁾.

*

Fontanes Beziehungen zum Karten- und Vermessungswesen seiner Zeit und zum Begründer der preußischen Geodäsie der 1860er Jahre zeigen die weitgefäbte Geistigkeit seines Lebens und Wirkens. Auch ermöglichen sie ihm manches Urteil und die Behandlung manchen — abseits scheinenden — Themas in seinem vielgestaltigen Schaffen.

Anmerkungen:

- 1) Th. F., *Wanderungen*, Das Oderland, Bln. 1893, S. 294, 327 f. —
- 2) Hermann Fricke, Emilie Fontane, Rathenow 1937, S. 121 f., Beilage 4. — 3) Verfasser hatte Ausschnitte zweier Artikel mit *Äußerungen Fontanes über die Dörfer Geltow und Petzow* (H. E. Pappenheim, *Reise eines Aestheten durch Neu-Geltow*, Carl Philipp Moritz wandert 1785 von Potsdam zum Oberhain, Potsdamer Tageszeitung Nr. 2, Dienstag, 3. Januar 1939) und ders., *Friedrich Zelter und der Schwielowsee*, Jugendjahre im Potsdamer Bannkreis, Potsdamer Tageszeitung Nr. 24, Montag, 29. Januar 1940, und Zelter in Petzow, *Historische Streifzüge durch den Kreis Zauch-Beizig*, Nr. XIII Kreiskalender für den Kreis Zauch-Beizig, 14. Jg., Freienthal 1940) nach Neuruppin gesandt und dabei um Hinweise auf weitere Erwähnungen des Vermessungswesens im Gesamtwerk gebeten. Friedrich Fontane schrieb postwendend am 11. März 1940, er könne leider die Anfrage nicht genügend beantworten. „Sie setzen bei mir eine zu genaue Kenntnis der Werke meines Vaters voraus. In die darin vorkommenden Disziplinen bin ich zu wenig eingedrungen, und Spezialfragen, wie z. B. über Geodäsie, habe ich nur aus wissenschaftlichen Untersuchungen Anderer erfahren. Daß vielleicht in irgendeiner Dissertation auch auf Geodäsie eingegangen worden ist, kann ich mich nicht entsinnen, gelesen zu haben. — Meine Aufgabe bestand vorwiegend darin, den literarischen Nachlaß zu ordnen und — nachdem ich schon vor 20 Jahren meinen Beruf als Verleger krankheits halber aufgeben mußte, — Einzelnes davon für die Drucklegung zurechtzumachen.“ — Friedrich F. verwies mich dann an das Th.-F.-Archiv in Potsdam, an das seit 1935 das Material mit dem wissenschaftl. Apparat übergegangen war. — 4) Wolfgang E. Rost, *Ortlichkeit und Schaulatz in Fontanes (beschreibenden) Werken*, Berliner phil. Diss. (1928) 1930, S. 16 f. — 5) Rost, a. a. O. S. 16 f. — Briefe Th. F.s. Zweite Sammlung, Herausg.: Otto Pfiowier u. Paul Schlenker. I. Bd. S. 204 f., 216. — 6) Th. F., *Wanderungen* (= Wdrgrn) Spreeland S. 57 f. — 7) Es handelt sich um die „Karte des Kreises Teltow und Jüterbog—Luckenwalde. Bearbeitet und hrsg. von F. v. Rappard. 1:100 000 (Koloriert 87x65 cm) (cr. 1868). Offentl. Wissensch. Bibl. Berlin, jetzt Bibliothek Marburg.“ — Der Major z. D. F. v. Rappard besaß ein Kartographisches Institut in Berlin und gab zwischen 1843 und 1877 Karten preuß. Provinzen und Städte heraus, für seine Zeit bemerkenswert die Topogr.-statistische Karte des Reg.-Bez. Potsdam (19 Bl. koloriert!) 1864–65, von der das obeng. Bl. Teltow später erschien, in reichhaltiger Randamentierung, in die die Wappen märkischer Städte eingelassen sind. — 8) Rost, S. 16 f., 34. — 9) Rost, S. 20. — 10) Rost, S. 33. — 11) Th. F., Wdrgrn. Havelland 1880, S. 99. — 12) Rost, S. 51. — 13) *Militär-Literaturzeitung 1870/71* — *Militär-Wochenblatt 1870* 25. Jg. (Mittler & Sohn), Bln. — 14) Anselm Hahn, Th. F.s „Wanderungen durch die Mark Brdrg.“ und ihre Bedeutung für das Romanwerk des Dichters, Breslauer Phil. Diss. 1935, S. 50 ff. — 15) Wdrgrn. Spreeland S. 110. — 16a) Th. F., Vor dem Sturm, Bln. 1912, S. 159 f. — 16b) Th. F., *Meine Kinderjahre*, Autobiogr. Roman, Bln. 1894, S. 209 ff., 218 f., 313. — 16c) Th. F., *L'Adultera*, Berliner Romane, F. Fontane u. Co., S. 47. — 16d) Jutta Fürstenau, *Fontane und die märkische Heimat*, Berliner phil. Diss. 1941 (Eberings Germ. Stud., Heft 232, S. 246). — 17) vorm. Staatsbibliothek Bln. A 13, A 5. — 18) *Schrifttums-Archiv*, Fürstenau S. 105. — 19) Fürstenau, S. 51, 60, 207, 212, Anm. 70, 252. — 20) Fürstenau, S. 139, 279, Anm. 27. — 21) Wdrgrn., Havelland S. 102. — 21a) Wdrgrn., Das Oderland S. 399 f. — 21b) ebda. S. 14. — 21c) ebda. S. 104 f. — 21d) ebda. S. 55. — 21e) Wdrgrn., Havelland S. 432. — 22) Wdrgrn., Die Grafschaft Ruppin S. 386. — 23) Th. F., *Schach von Wuthenow*, Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes, spielt 1806, verf. 1879 Bln. (Scherl) o. J., S. 174. — 23a) Th. F., Vor dem Sturm, Bln. 1912, S. 34, 344, 348, 594, 597, 651, 654. — 24) Friedrich F., *Potsdamer Straße 134 c III 1.*, Brandenburgische Jahrbücher, „Th. F. zum Gedächtnis“, Heft 9, Bln. 1938, S. 63. — 25) Gertrud Schacht geb. Mengel, *Meine Erinnerungen an Th. F.*, Jahrb. f. brdrg. Landesgeschichte 1951, S. 9. — 25a) Th. F., *Effi Briest*, Roman, Berlin o. J., S. 317. — 25b) Th. F., *Quitt*, Roman, Stgt. u. Bln. 1904, S. 65. — 25c) Th. F., *Graf Petöfy*, Roman (begonnen 1881) Bln. o. J., S. 10. — 25d) Eduard Spranger, *Der Bildungswert der Heimatkunde*, Lzg. (Reclam) 1943, S. 17 f., nannte in seiner Analyse der Stellung des heutigen Menschen zur heimatlichen Natur unter

denen, welche uns die uns lieben Genden der Mark „zeigen“ und dadurch die rein persönlichen Voraussetzungen für die Empfindung dafür deutlich machen, neben dem bedeutendsten Maler des Grunewalds auch unseren Dichter: „In Mittagsglut schweigende Kiefern, der Dult des Harzes, der zugleich beklemmend und kräftigend zu wirken scheint; Sand, der immer wieder dieselbe monotone Sprache redet; träumende Seeufer; und das alles dann eingetaucht in die unsagbar feste, beruhigende Stimmung des langen Abends — einschulmernd im Herbst ohne Wehmut und ohne Schauer —, ein Symbol unendlicher, erster Treue und Festigkeit. So haben Fontane und Leistkow die Mark gesehen. Aber so erlebt sie nur, wer mit dieser Natur wirklich gelebt hat; so steht zu ihr nur der, für den sie Heimat geworden ist.“ — 25e) Dankenswerte Stellungnahme von Herrn Dr. Hermann Fricke zu der vorliegenden Untersuchung (Juli 1953). — 26) Th. F., *Bilderbuch aus England*, Bln. 1938, S. 18 f., Anm. 142. — 26a) Th. F., *Cecile*, Berliner Romane, Bd. II, S. 211. — 26b) Johann Jacob Baeyer, *Die Küstenvermessung und ihre Verbindung mit der Berliner Grundlinie*, Bln. (Mai) 1849. — Fortgesetzt wurde dieser Bericht durch A. Fischer, *Das Berliner Basisnetz 1885–1887*, Bln. 1891. — Über einen Teil dieses Netzes, im Kreise Teltow, vgl. Hans E. Pappenheim, *Der Gliednicker Weinberg im Basisnetz der Dreiecksmessung*, In: *Zwei Erinnerungen aus der Geschichte des Kreisvermessungswesens*, Teltower Kreiskalender, 37. Jg., 1940, S. 95–100, m. Abb. — 27) Th. F., Wdrgrn. Spreeland, Bln. 1892, S. 421 f. — 28) Th. F., Wdrgrn. Die Grafschaft Ruppin, 1892, S. 497–500. — 29) Th. F., *L'Adultera*, s. o., S. 147. — 30) Th. F., *Irrungen, Wirrungen*, Berliner Romane, S. 266. — 30a) Th. F., *Cecile*, a. a. O. S. 238, 367. — 31) Die Anlagen des Trigonometrischen Punktes I. Ordnung auf den Müggelbergen, die Fontane morphologisch so sorgfältig darstellt, erwähnt er merkwürdigerweise nicht (s. S. 5). Univ.-Professor Dr. Max Belowsky († 1945), 2. Vors. der Berliner Bibliophilen und des „Fontane-Abends“, schrieb dazu über das vorliegende Thema an den Verfasser (7. 3. 1940): „Wozu nicht unser alter braver Fontane immer herhalten muß! Er hat ja allerdings auch alles wahrgenommen und in seiner Plauderei über alles geredet... (Auf den) Müggelbergen... stand vor vielen Jahren auch ein Triangulierungsgerüst, das ich noch als Junge mit einem Freuden besteigen durfte, da wir dem arbeitenden Offizier gefällig waren. Fontane ist dort mehr für ein Semnonenlager.“ — 32) Th. F., *Von Zwanzig bis Dreißig*, Autobiographisches, I. Abt., Bln. 1894, S. 35 ff., 257 f. — 33) Über Baeyer vgl. weiter: *Allg. Deutsche Biographie*, 46. Bd., Lzg. 1902, S. 281. — Wilhelm Erman, Paul Erman, *Ein Berliner Gelehrtenleben (1764–1851)*, Heft 53 der Schriften des Vereins f. d. Gesch. Berlins, Bln. 1927, S. 81 f. — 33a) Th. F. und Bernhard von Lepel, *Ein Freundschaftsbriefwechsel*, hrsg. von Julius Petersen, München 1940, S. 274, 417, 433. — 34) Fricke, Emilie Fontane, a. a. O. S. 48. — 35) Fricke, a. a. O. S. 130, *Schrifttums-Archiv* S. 2 b. Verfasser verdankt die Kenntnis dieses Briefes der Freundlichkeit von Herrn Dr. Hermann Fricke, der ihm 1940 Abschrift des Originals aus dem Schrifttums-Archiv der damal. Provinzial-Verwaltung in Potsdam zur Verwendung übermittelte. Da das Archiv 1945 vernichtet wurde, ist uns der Text des Schreibens von doppeltem Wert. — 36) *Annalen der Physik und Chemie*, 4. Reihe, Hrsg. zu Berlin von J. C. Poggen-dorf, 14. Bd., Lzg. 1858, S. 377–404. — 37) *Handwörterbuch der Naturwissenschaften*, Jena 1931, I. S. 77. — *The Encyclopedia Americana*, New York 1949 I S. 290, XVII S. 676, *Encyclopaedia Britannica*, London 1950, XIX S. 790. — 38) Briefwechsel von Th. F. und Paul Heyse (1850–1897), Hrsg. von Erich Petzet, Bln. 1929, S. 59, 63, 66, 84, 232. — 38a) Erstmals erschienen im Band 76 der „*Deutschen Rundschau*“, 1893, dann im bibliophilen Druck durch Gerhard Schulze, Lzg. 1933 IV, S. 50 f. — 39) Fürstenau, a. a. O. S. 260. — 40) Th. F., *Wanderungen Spreeland* (1860), Bln. 1892, S. 101–107. — 41) Über Schmettau vgl. *Allg. Dt. Biogr.* XXI, 1890, S. 640 f. — K. Lips, *Zur Entstehung der Schmettau-Karte des Preuß. Staates*, Mittlg. d. Reichsamts f. Landesaufnahme, 6. Jg., 1930–31, Nr. 4, S. 208 ff., — ders., *Friedrich Wilhelm Graf von Schmettau, Brandenburgia*, 42. Jg., 1933, S. 67–70. — Berthold Schulze, *Der Urheber der Schmettauschen Karte von Preußen*, Mittlg. d. Reichsamts f. Landesaufnahme, 9. Jg., 1933–34, Nr. 4, S. 273–285. — Max Hanke und H. Degner, *Gesch. d. amtli. Kartographie Brdrg.-Preußens bis z. Ausg. der Friederizian. Zeit*, *Geograph. Abhandlungen* II. Reihe, Heft 7, Stuttgart 1935, S. 304 ff., 314 f., 402.

Günter Stein:

Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau

In seinem Aufsatz „Die Askanierhofburg Spandau“ hat Albert Ludewig dankenswerterweise die Ergebnisse seiner langjährigen baugeschichtlichen Untersuchungen auf der Zitadelle von Spandau der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und in ausführlichen, von urkundlichem Material gestützten Darlegungen ein Bild der mittelalterlichen Burg zu zeichnen versucht¹⁾. Was da im einzelnen an wertvollen Hinweisen zusammengetragen wurde, verdient unser uneingeschränktes Lob. Dennoch sei es erlaubt, hier einige ergänzende Betrachtungen beizusteuern, die zum Ziele haben, die mittelalterliche Spandauer Burg, soweit sie uns erhalten oder in Resten nachweisbar ist, in den gleichzeitigen deutschen Burgenbau einzuordnen. Da von der askanischen Burgranlage Bergfried und Palas erhalten und Teile der Toranlage ausgegraben sind, jedoch nur ganz geringe Reste der Ringmauer gefunden wurden, so verdient die Rekonstruktion Ludewigs, die sich trotz des Grabungsbefundes und trotz guter Aus-

wertung urkundlicher Nachrichten und alter Pläne doch in vieler Hinsicht nur auf Vermutungen stützt, einige kritische Betrachtung. Sie ist nur möglich, wenn man die Burgreste von Spandau mit dem vergleicht, was an Bau- und Grundrißformen im gleichzeitigen märkischen und benachbarten mitteldeutschen Wehrbau anzutreffen ist.

A. Baumaterial

Zur ersten steinernen, askanischen Burgranlage, die Ludewig, wie sich zeigen wird, nicht mit Unrecht an das Ende des 12. Jahrhunderts datiert, gehören zweifellos der Bergfried („Juliusurm“) und der Palas („Kasino-gebäude“) sowie das durch Grabung unter der Bastion „Kronprinz“ festgestellte Nordtor. Daß die drei Bauwerke zeitlich zusammengehören dürften, läßt das gleiche Baumaterial vermuten: Feldsteinsockel und aufgehendes Backsteinmauerwerk. Dabei dürfte es nicht wesentlich sein, daß beim Bergfried bearbeitete, nach Ludewigs

Angaben aber beim Torbau unbearbeitete und beim Palas beide Arten von Findlingen gemischt verwendet worden sind. Danach die drei Bauteile verschieden zu datieren, etwa den Bergfried mit seinen bearbeiteten Quadern früher anzusetzen als Palas und Tor, was sonst nicht ganz ausgeschlossen wäre, scheint mir in diesem Falle, wo es sich um Sockel- bzw. Fundamentmauerwerk handelt, verfehlt. Es ist hier nicht der Ort, die alte Streitfrage wiederum aufzugreifen, ob älteres, romantisches Mauerwerk sorgfältiger gefügt ist als jüngerer, gotisches Mauerwerk. Bei einer Reihe von Burgen in Gebieten, wo zu allen Zeiten ausschließlich anstehender Bruchstein oder Haustein verwendet wurde, habe ich dies tatsächlich bestätigt gefunden. Immer trifft es jedoch nicht zu, und Otto Piper bestreitet diese Ansicht daher nicht ganz mit Unrecht²⁾. In der Mark Brandenburg, wo sich ein Wechsel im Baumaterial vom Feldstein zum Backstein vollzieht, wo beide Materialien lange nebeneinander und gleichzeitig verwendet wurden, läßt sich diese These schon gar nicht anwenden. Gequaderte und unbearbeitete Feldsteine aber werden offensichtlich seit Beginn der Kolonisation gleichzeitig im märkischen Wehrbau gebraucht. Ihre Verwendung richtete sich wahrscheinlich nach den Mitteln und Arbeitskräften des Bauherrn sowie nach der zur Verfügung stehenden Zeit. Darüber hinaus wurde dem Bergfried als wichtigstem Verteidigungswerk und letztem Zufluchtsort im Mittelalter vielfach sorgfältigere Ausführung zuteil als den übrigen Gebäuden der Burganlage. Hier mag ausschlaggebend gewesen sein, daß der Feldsteinsockel des Turmes als freiliegendes Mauerwerk über dem Niveau des Hofes mit durchgehenden Lagerfugen und würfelförmig

lagerrecht behauenen Quadern ein besonders wuchtiges und trotziges Aussehen erhalten sollte. Aus ganz gleichartigen Quadern besteht das gesamte aufgehende Mauerwerk des Bergfrieds und der Kernanlage des Eisenhart, der alten Burg Belzig (um 1134 oder bald nach 1140³⁾), des Bergfrieds vom Rabenstein (um 1200⁴⁾) sowie das des alten, schräg in der späteren Backstein-Ringmauer stehenden Torhauses der Burg Angermünde (um 1230⁵⁾). Feldsteinfundamente bzw. Feldsteinsockel vom Spandauer Palas und Nordtor steckten wahrscheinlich in der Erde, denn da es sich beim Tor nur um 1 m hohes Feldsteinmauerwerk handelt, wird es kaum über dem Niveau des Hofes sichtbar gewesen sein. Ähnliches ist beim Palas anzunehmen.

Daß Bergfried und Palas mit ihrem Feldsteinsockel zusammenhängen, wie Ludewig behauptet, ist doch wohl kaum anzunehmen; das Füllmauerwerk zwischen beiden Bauwerken ist zumindest mit den Quadern des Sockels vom Juliusturm nicht im Verband gemauert. Der Zeichnung von 1822 (!) dürfte in diesem Punkte, also was die Angabe bzw. das Fehlen von Baufugen und Verzahnungen im Grundriß anbetrifft, gewiß nicht unbedingte Beweiskraft zuzutrauen sein.

Das aufgehende Ziegelmauerwerk der Gebäude ist wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Findlingsgemäuer in den Fundamenten gefügt worden; darauf deutet die waa-gerecht in einer Schicht gleichmäßig durchgeführte Trennung beider Materialien. Die gleichen Backsteinformate in allen drei Bauwerken (26—29 × 13—14 × 8—9 cm) sind nicht unbedingt ein Beweis für Gleichzeitigkeit, da sich die Abmessungen der Backsteine im sog. „Klosterformat“ vom 12. bis zum 16. Jahrhundert kaum wesentlich voneinander unterscheiden, und auch durch die Verwendung eines bestimmten Mauerverbandes (hier meist 2 Läufer — 1 Binder, aber auch mehrere Läufer und Binder hintereinander unregelmäßig wechselnd) sichere Datierungsmerkmale bisher noch nicht gefunden wurden. Größere Verwitterung und flachere Form der Steine für die Frühzeit sind nur unsichere Kriterien. — Die Möglichkeit aber, daß ursprünglich diese Bauten nur aus Feldsteinen bestanden und später wegen Baufälligkeit oder gewaltsamer Zerstörung mit Backsteinen erneuert wurden, fällt sehr wahrscheinlich weg, denn diesbezügliche Ereignisse sind für die Frühzeit nicht überliefert. — Es ist also mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß Bergfried, Palas und Tor gleichzeitig erbaut sind und daß in ihren Fundamenten bzw. als Sockel Feldsteine und in ihrem aufgehenden Mauerwerk Backsteine verwendet wurden.

Es fragt sich nun, ob Ludewigs Datierung dieser Gebäude in das Ende des 12. Jahrhunderts möglich ist. Die urkundliche Erwähnung eines Vogtes um 1197 müßte nicht gerade für das Vorhandensein dieser Bauten sprechen, sondern könnte sich auch auf die alte hölzerne Burg beziehen, deren Existenz Ludewig durch die Pfahlrostfunde wahrscheinlich gemacht hat. Immerhin ist mit einer hölzernen Burg in dieser Zeit und an dieser verhältnismäßig wichtigen Stelle doch nicht mehr zu rechnen, wenn in der Mark seit den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts steinerne Burgen errichtet wurden (Belzig, Tangermünde). Das Baumaterial jedenfalls läßt eine Datierung an das Ende des 12. Jahrhunderts zu. Nun sind die meisten der märkischen Burgen aus Feldsteinen errichtet, und zwar nicht nur die des 12. Jahrhunderts [z. B. Tangermünde, alte askanische „Hauptburg“ vor 1134⁶⁾], Belzig um 1134 bzw. nach 1140⁷⁾], sondern auch noch im 13. Jahrhundert [z. B. Grimnitz⁸⁾, Biesenthal⁹⁾ und Liebenwalde¹⁰⁾ um 1230 und Teupitz vor 1307¹¹⁾] und sogar noch im 14. Jahrhundert [Oderberg „Bärenkasten“ um 1355/56¹²⁾]. — Jedoch tritt der Backstein schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts in der Mark auf¹³⁾, zunächst im Sakralbau (Jerichow, Havelberg, Brandenburg um und nach 1140). Wie im Wehrbau des 12. Jahrhunderts überhaupt¹⁴⁾, ist auch im märkischen Wehrbau der Backstein noch selten (Havelberg, Zinnen des befestigten Domwestwerkes um 1150¹⁵⁾); aufgehendes Mauerwerk des Bergfrieds der Burg Stolpe a. d. Oder



Nordseite des Bergfrieds
Sockelmauerwerk

[„Grütpott“, „Grütztopp“], Ende des 12. Jahrhunderts¹⁶⁾. Dieser löst denn auch hier in der Mark den Feldstein weitgehend erst im 14. Jahrhundert ab, sowohl bei Stadtbefestigungen (vornehmlich nach 1300¹⁷⁾) als auch bei Burgen [Tangermünde, Erweiterung Karls IV. um 1376¹⁸⁾; Potsdam um 1373/75¹⁹⁾; Eisenhart, Außenwerke um 1406; Gerswalde 14./15. Jahrhundert²¹⁾]. —

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, daß Albrecht der Bär seine um 1140 von den Sachsen zerstörte Stammburg Anhalt wenig später mit Backsteinen wieder aufbauen läßt²²⁾. Anhalt liegt im östlichen Harz, in einem Mittelgebirgsgebiet also, dessen Wehrbauten zu jeder Zeit nur aus dem jeweils anstehenden Gestein — teils in Bruchstein-, teils in Hausteintechnik — errichtet wurden. Neben anderen, weiter unten angeführten Besonderheiten ist durch die verhältnismäßig frühe Verwendung des Backsteins zumindest eine lose Beziehung zwischen der askanischen Burg Anhalt und der askanischen Burg Spandau gegeben²³⁾.

Zur Datierung paßt auch der dem Juliusturm in Baumaterial und Bautechnik außerordentlich ähnliche Bergfried von Stolpe aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, der wie der Juliusturm einen Sockel von Granit- (und Sandstein-) quadern und aufgehenden Ziegelmauerwerk zeigt²⁴⁾. Sogar rundbogig geschlossene Maueröffnungen ähnlich der auch von Ludewig erwähnten am Juliusturm sind dort vorhanden. Außerdem bringt Ludewig die Beobachtung der doppelten Rollschicht mit dazwischengeschalteter Läufer-schicht über der genannten Maueröffnung, für die in dieser Zeit allerdings auch nur Beispiele aus dem Sakralbau anzuführen sind. All' dies läßt jedoch Ludewigs Datierung des Spandauer Bergfrieds und damit auch des Palas' und des Nordtores an das Ende des 12. Jahrhunderts richtig erscheinen.

B. Grundriß

Mit der spärlichen urkundlichen Überlieferung und dem Baumaterial sowie der Bautechnik allein ist der Beweis für die richtige Datierung noch nicht erbracht. Mindestens ebenso wichtig ist die Frage, ob die drei Bauteile der Askanierburg in ihren Grundrissen und der von Ludewig mit Hilfe sehr hypothetischer Ringmauerreste rekonstruierte Grundriß der Gesamtanlage in jener fraglichen Zeit, also am Ende des 12. Jahrhunderts, überhaupt möglich sind. Zur Beantwortung dieser Frage ist es notwendig, die drei Bauteile wiederum gesondert zu betrachten.

Hier zeigt es sich, daß der Bergfried sowohl in seiner runden Grundrißgestaltung als auch in seinen Abmessungen (Durchmesser 12,54 m, Mauerstärke 3,55 m) durchaus keine Sonderstellung einnimmt, sondern auch im 12. Jahrhundert im Rahmen des Üblichen bleibt. Runde Bergfriede sind ebenso wie quadratische regellos im deutschsprachigen Bereich verteilt²⁵⁾. Für Spandau Juliusturm bietet der ebenfalls runde Bergfried von Belzig (um 1134 bzw. nach 1140)²⁶⁾ den besten Vergleich. Sein Durchmesser beträgt 12 m, seine untere Mauerstärke 3,75 m. Die entsprechenden Abmessungen des Bergfrieds vom Rabenstein (um 1200) sind für den Durchmesser 13 m, für die Mauerstärke nicht ganz 5 m²⁷⁾. Die Mauerstärke des ebenfalls runden Bergfrieds von Stolpe beträgt demgegenüber 5,60 m bei einem Durchmesser von fast 18 m²⁸⁾.

Interessant sind die Ergebnisse Ludewigs bei der Untersuchung des Palas'. Ludewig bezeichnet den unteren zweigeteilten Langraum als Keller und nimmt den eigentlichen Saalbau mit den zwei Mittelstützen im Erdgeschoß an. Bei dem im Grundriß sehr ähnlichen Palas der Rothenburg im Kyffhäuser (um 1230—50)²⁹⁾ stellt der ebenfalls durch eine Längsmauer mit Verbindungstür geteilte untere Raum das Erdgeschoß dar, während der eigentliche Saal im ersten Stock liegt, wie das auch sonst allgemein üblich gewesen ist³⁰⁾. Es erscheint nicht unmöglich, daß auch in Spandau der Saal im ersten Geschoß lag, der ganze Bau also wohl soweit in der Erde steckt, daß der untere geteilte Raum nur scheinbar heute als Keller wirkt; es erübrigte sich dann evtl. das von Lude-

wig über dem Saal angenommene Holzgeschoß, das nur auf Vermutung beruht, weil die erwähnte Maueröffnung am Bergfried in jener Höhe angeblich den Zugang zum Palas vermittelt hätte. — Im Grundriß ganz ähnlich ist auch der allerdings jüngere Palas der Burg Greiffenberg in Pommern³¹⁾; auch dieser Bau hat ein in Längsrichtung durch eine Mauer geteiltes Erdgeschoß, steht aber nicht wie der Palas von Spandau und der der Rothenburg mit seiner Längsachse im Zuge der Ringmauer, sondern steht mit seiner nördlichen Giebelwand in der Ringmauer und ragt mit dem ganzen Baukörper in den Burghof hinein. —

Verfehlt erscheint mir der Versuch, den Palas der Burg Spandau — ebenso wie später die Gesamtanlage — in den Abmessungen mit den Palasbauten der Kaiserpfalzen und Hofburgen des 12. Jahrhunderts zu vergleichen. Wodurch diese Anlagen berühmt sind und besonders bau- und kunstgeschichtlichen Wert besitzen, das sind ihre Baudetails, die künstlerischen Bauformen, die reine Wehrbauten zu jener Zeit sonst selten auszeichnen und wovon auch in Spandau nicht das geringste gefunden worden ist. Die äußeren Abmessungen sind in diesem Zusammenhang belanglos, können nur ungefähr auf die Zahl der Burgbewohner bzw. der Besatzung und damit auch wieder nur sehr ungenau auf die Wichtigkeit des Ortes, eher noch auf die finanziellen Mittel des Bauherrn schließen lassen. Sehr häufig sind die Ausmaße der einzelnen Bauteile durch das Gelände bedingt, werden bei Burgen im Gebirge zuweilen unregelmäßig angelegt und kleiner sein als bei Burgen im Flachland, wo meist unbeschränkter und ebener Bauplatz zur Verfügung stand³²⁾. Der Palas von Spandau also weicht auch hierin nicht vom damals Üblichen ab, dem einfachen rechteckigen Wohngebäude mit Saalbau, wie es fast auf jeder Burg vorhanden gewesen ist. Der besondere Wert des Spandauer „Kasinogebäudes“ für die märkische Burgenkunde liegt darin, daß wir in ihm einen aus Backsteinen gefügten, in seiner Bausubstanz gut bewahrten und noch bewohnbaren mittelalterlichen Palas erhalten haben.

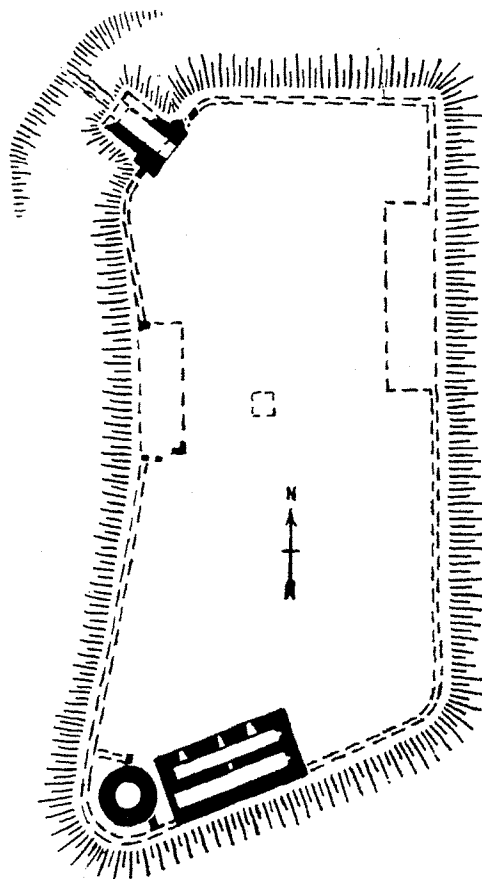
Eine der wichtigsten Entdeckungen Ludewigs ist das sogenannte Nordtor, das er als ein 5 × 12 m großes oblonges Torhaus mit nach außen vorspringenden, 3 m starken Zwingermauern ergänzt, die zu einem vorderen Tordurchgang geführt haben sollen. Damit rekonstruiert Ludewig ein kleines Torkastell nach Art der mittelalterlichen Toranlagen märkischer Städte aus dem 13. und 14. Jahrhundert³³⁾. Im mitteldeutschen Burgenbau des 12. Jahrhunderts sind mir solche Zwingertore nicht bekannt. Üblich sind in dieser Zeit Kammertore, quadratische oder rechteckige Torhäuser bzw. Tortürme, die die Durchfahrt in sich bergen³⁴⁾. Diese Torhäuser können mit der Außenseite der Ringmauer in einer Flucht liegen, also in den Burghof hineinragen (Tangermünde, Tor der askanischen Kernanlage), sie können aber auch beiderseits beliebig weit über die äußere und innere Flucht der Ringmauer reichen (Liebenwalde) oder aber dem Burghofe zu mit der Ringmauer nahezu in gleicher Flucht liegen, sich also mit der gesamten Länge über die Ringmauer hinaus- und damit aus dem Burgbering heraus-schieben. Beispiele dieser letzteren, nicht eben häufigen Torform zeigen die beiden gegen 1150 erbauten Kernanlagen der Harzburgen Lichtenberg³⁵⁾ und des schon genannten Anhalt³⁶⁾. Um eine solche Toranlage scheint es sich aber meines Erachtens auch beim Spandauer Nordtor zu handeln. Der von Ludewig ermittelte Grundriß der aufgefundenen Reste läßt diese Deutung jedenfalls ohne Bedenken zu und ergibt eine für das 12. Jahrhundert durchaus mögliche Bauart. Ergänzt man nämlich die Spandauer Torreste nach Art der Torkammern von Anhalt (10,50 × 9—10 m) und Lichtenberg (7,50 × 9,50 m), so ergibt sich eine etwa 17 m lange und 9 m breite Torkammer mit einem 3 m breiten Durchgang. Die an der Hofseite des Tores hinten ansetzenden 5 m starken Mauerreste, die Ludewig als Seitenteile eines quergestellten Torhauses ergänzt, könnten zur beiderseits anstoßenden Ringmauer gehört haben, der nördliche Ansatz evtl. als Treppenanlage zum Wehrgang der Ringmauer. Nun läßt sich aber feststellen, daß einem solchen

vorspringenden Torbau flankierender Charakter nicht beizumessen ist, da durch die auf jeder Seite zurückweichenden Ringmauern genau wie bei den ovalen Anlagen Lichtenberg und Anhalt eine Seitenbestreichung vom Torbau aus, selbst wenn gerade ein solcher dazu ausersehen gewesen wäre, kein nennenswertes Angriffsfeld fände. Das macht eben auch den typisch romanischen Charakter dieser Toranlage aus; Seitenbestreichung durch flankierende Mauertürme oder vortretende Ringmauertrakte gibt es im mitteldeutschen Bereich und darüber hinaus im 12. Jahrhundert noch nicht. Sowohl Flankierungstürme als auch Zwingeranlagen treten im Gefolge der Kreuzzüge hier erst am Beginn³⁷⁾, in der Mark Brandenburg erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf. Deshalb steht denn auch der Torturm der im 14. Jahrhundert erneuerten Burg Greiffenberg beherrschend und flankierend vor der Ringmauer, die von seinen Scharten aus gedeckt und bestrichen werden kann³⁸⁾. —

Und damit nähern wir uns der Frage nach dem Gesamtgrundriß der askanischen Burg Spandau, der Frage, ob der Verlauf der Ringmauer, wie Ludewig ihn rekonstruiert, gegen Ende des 12. Jahrhunderts im mitteldeutschen Gebiet überhaupt möglich ist. — Ludewig zeichnet eine nahezu rechteckige Burganlage von etwa 160 × 60 m mit langen geraden unflankierten Mauerzügen, an die Gebäude geschoben sind. Gesichert ist von diesem Verlauf der Mauer nur die Nordwestecke, wo Ringmauerreste an das ausgegrabene Tor stoßen. Trotzdem wird Ludewigs Ergänzung im Norden, Westen und Osten zutreffen, weil er mit einiger Berechtigung voraussetzt, daß die im Osten und Westen nachweisbaren Gebäude ehemals im Zuge der Ringmauer gestanden haben dürften; diese wird dadurch ungefähr in ihrem Verlaufe festgelegt. Sehr problematisch ist dagegen der Verlauf der Mauer an der Südwestecke der Burganlage beim Bergfried und beim Palas. Leider ist der Grabungsbefund nicht mehr nachzuprüfen; man bleibt also auf Ludewigs knappe Notizen angewiesen. Eines ist sicher: so wie Ludewig die Südwestecke der Ringmauer barock-bastionsartig um den Juliusturm herum vorspringend rekonstruiert, kann sie am Ende des 12. Jahrhunderts nicht angelegt worden sein. Das entspricht nicht den fortifikatorischen Gewohnheiten dieser Zeit, weder im mitteldeutschen Gebiet noch in der Mark im besonderen. Auch unsere märkischen Burganlagen haben im 12. Jahrhundert und bis ins 13. Jahrhundert hinein gerundeten Grundriß (Goldbeck, Alt-Ruppin, Wittstock, Biesenthal, Liebenwalde) oder rechteckig-trapezoiden Grundriß (Tangermünde, Belzig, Grimnitz, Teupitz, Oderberg „Bärenkasten“) mit langen geraden oder gekrümmten Mauertrakten ohne seitenbestreichende Mauertürme. Ebenso wie bei den romanischen Burganlagen des Altreichs können bei den rechteckigen märkischen Anlagen die Ecken im Ringmauerverlauf jeweils verschieden gebildet sein; neben dem rechten und stumpfen, seltener dem spitzen Winkel kommt auch Abrundung der Mauerecke vor (Grimnitz, um 1230, vor dem Einfügen der späteren halbrunden Mauertürme). — Die Gebäude stehen im Zuge der Ringmauer, diese in gleicher Außenflucht unterbrechend oder an sie herangeschoben. Der runde oder eckige Bergfried steht, falls ein solcher überhaupt vorhanden ist, in jener Zeit entweder frei in der Mitte der ganzen Anlage oder an die Ringmauer herangeschoben, dicht hinter der Mauer oder aber — als Rundturm — von der Ringmauer in kurzem Abstand ummantelt. Ludewig läßt nun die südliche Ringmauer in südwestlicher Richtung auf den Palas zulaufen, der sie mit seiner Südmauer fortsetzt. Nun hat aber Ludewig südlich des Palas' und südlich des Bergfrieds kleine Mauerreste gefunden, und auch in der Nordseite der barocken Südkurtine südlich des Palas' vermutet er einen Mauertrakt „mittelalterlichen Ursprungs“. Mit diesen rekonstruierten Mauerzügen ergänzt er eine Art Zwingeranlage südlich des Palas' und einen Mauertrakt, der mehrmals gebrochen den Bergfried umfaßt. Diese Ergänzung kann nicht befriedigen. Eine solche Zwingerbildung, das Abrücken des Palas' von der Außenseite der ganzen Anlage, also seine Isolierung im Hof (bis

auf die Südostecke) und die — um den Juliusturm zu umfassen — bastionsartig vorspringende Ringmauerbildung ist im mitteldeutschen Burgenbau des 12. Jahrhunderts ohne Beispiel. Dies darf trotz der Vielfalt an Grundrißformen mittelalterlicher Burgen gesagt werden. Geländeverhältnisse können hierbei keine Rolle gespielt haben, und wenn doch, so wäre es ein Leichtes gewesen, Bergfried und Palas von vornherein in der doch recht großen Burgstelle so einzuordnen, daß die in jener Zeit maßgebenden fortifikatorischen Prinzipien, die oben umrissen wurden, nicht durchbrochen zu werden brauchten. Welcher Art die Mauerreste südlich des Palas' sind, was für Material verwendet wurde und welche Technik zur Anwendung kam, berichtet Ludewig nicht. Sind die angeblichen Mauerreste „mittelalterlichen Ursprungs“ an der Nordseite der barocken Südkurtine eigentlich in situ und nicht vielleicht in zweiter Verwendung gebraucht? Beim Festungsbau des 16. Jahrhunderts wurde doch der mittelalterliche Palas geschont, gleichzeitig war aber ein Zugang zum linken Flankenhof der Bastion „König“ erforderlich, der genug Platz zur Durchfahrt von Gespannen mit Geschützen usw. ließ. Es blieb also gar nichts anderes übrig, als den westlichen Teil der Südkurtine zu diesem Zweck genügend weit zurückzuziehen. Es ist dabei denkbar, daß vom Abbruch der mittelalterlichen Ringmauer stammendes Material hier Wiederverwendung fand.

Die Stärke der Ringmauer wird auf Ludewigs Plan mit etwa 2,50—3,50 m angegeben. Solche Mauerstärken wurden aber erst mit größerer Durchschlagskraft von Belagerungsgerät im Gefolge der Kreuzzüge im 13. Jahrhundert und im Gefolge der Einführung der Feuerwaffen im 15. und 16. Jahrhundert gebräuchlich. Die Ringmauerstärke unserer deutschen Burgen vom 11., 12. und vom Beginn des 13. Jahrhunderts beträgt nur etwa 1,50 m, in seltenen Fällen bis zu 2 m; das gilt für das mitteldeutsche Gebiet genau so wie hier im besonderen für



Maßstab 1 : 1550

die Mark Brandenburg (Tangermünde, Belzig, Rabenstein, Grimnitz, Liebenwalde). Zudem weisen doch die — sicher als solche anzunehmenden — Ringmauerreste beim Nordtor und beim Gebäude an der Westmauer der Burg nach Ludewigs Grundriß die Mauerstärke von 1,50 m auf. Man kann also bedenkenlos eine solche Mauerstärke für den Spandauer Burgbering in Rechnung stellen. Damit ergeben sich aber auch für die Südwestecke der ganzen Anlage beim Juliusturm zwei Rekonstruktionen für einen im 12. Jahrhundert möglichen Ringmauerverlauf. Im ersten Falle verläufe ein Stück Ringmauer die Südwestecke des Palas' mit dem südlich des Bergfrieds auch mit 1,50 m angegebenen Mauerrest, wobei wie bei Ludewig die Ringmauer sich ebenfalls 1,50 m breit nördlich des Bergfrieds fortsetzt. Der Palas stünde dabei, wie sonst auch üblich, im Zuge der Ringmauer, der runde Bergfried aber spränge nach außen und innen über sie hinaus, mehr als beherrschender Eckturm, denn als letzter Zufluchtsort angelegt. Ähnlich unterbricht der Bergfried des Rabenstein (um 1200) die Ringmauer, jedoch ist dies eine in romanischer Zeit³⁹⁾ und im 12. Jahrhundert sonst wenig gebräuchliche Form der Anlage, die uns in dieser Art erst in der Gotik begegnet (z. B. Greiffenberg, 14. Jahrh.; Gerswalde 14.—15. Jahrh.). Daher ist die zweite Möglichkeit die wahrscheinlichere: die Ummantelung des Bergfrieds durch die Ringmauer, die von der Südwestecke des Palas' ausgehend den Turm im Süden und Westen umzieht und dann nordwärts in ihrem weiteren Verlauf auf das Nordtor stößt. Die Situation wäre somit eine ähnliche wie bei der Rothenburg im Kyffhäuser (Ringmauer und Bergfried um 1100)⁴⁰⁾, Burg Arnsberg i. d. Hainleite (vor 1116)⁴¹⁾, Ebersburg/Harz (um 1180)⁴²⁾, Burg Querfurt (Bergfried [„Dicker Heinrich“] 2. Hälfte 11. Jahrh., Ringmauer Anfang 13. Jahrh.)⁴³⁾ und der Burg Questenberg/Harz (um 1230)⁴⁴⁾. Hier in Spandau bliebe zwischen Ringmauer und Bergfried noch ein Umgang von etwa 2—2,50 m, ähnlich wie bei der Rothenburg, wo dieser Zwischenraum 1,40 m, bei der Burg Arnsberg 2—2,50 m, bei der Ebersburg 2,30 m, bei der Burg Querfurt 3 m und bei der Questenburg 2 m breit war.

Die beiden oben genannten, von Ludewig am Bergfried gefundenen 1,50 m starken Mauerstücke könnten mit diesem Umgang in Verbindung gebracht werden. Bei der Burg Querfurt⁴⁵⁾ sowie bei der Ebersburg⁴⁶⁾ waren die Umgänge zwischen Bergfried und Mantelmauer überdacht. Nähme man das gleiche für Spandau an, dann könnten die zwei Mauern den vielleicht ebenfalls überdachten Umgang um den Juliusturm gegen Nordost und Nord abgeschlossen haben. Da ohne Grabung jedoch nicht nachzuprüfen ist, welcher Art die genannten Mauerstücke sind, welches Baumaterial verwendet wurde, in welcher Höhe im Vergleich zum Sockel des Juliusturms sie gefunden wurden und ob sie schließlich mit dem Juliusturm im Verband gemauert sind, muß die Überdachung des Umganges fraglich bleiben. Die Auffahrt zur Bastion „König“ verbirgt ja an dieser Seite den Sockel des Turmes, so daß sich also Balkenlöcher eines evtl. ansetzenden Pultdaches über dem Umgang nur durch Grabung feststellen ließen.

Neben den von Ludewig erwähnten Gebäuden werden wahrscheinlich noch mehrere andere Bauten, Werkstätten, Stallungen usw., im Zuge der Ringmauer gestanden haben. Auch über die Lage der ehemaligen Burgkapelle innerhalb der askanischen Burg lassen sich nur Vermutungen anstellen. Ludewig nimmt die Kapelle freistehend im Hofe an. Der Vergleich mit anderen askanischen Burganlagen lehrt aber, daß die Kapelle, sofern sie nicht im Palas⁴⁷⁾ selbst oder über dem Tor⁴⁸⁾ eingerichtet war, stets wie die übrigen Gebäude (mit Ausnahme des Bergfrieds) im Zuge der Ringmauer stand. Isoliert im Burgbering stehende „Burgkirchen“ sind entweder schon vor dem Bau der Befestigung dort vorhanden gewesen (Würzburg, Marienkirche, 8. Jahrh.) oder wurden als besondere Mittelpunkte geistlichen Lebens hervorgehoben (so als Stiftskirche auf Burg Querfurt, Anfang 11. Jahrh.⁴⁹⁾, als bischöfliche Burgkirche auf Burg Wittstock, jedoch erst 1399⁵⁰⁾). Für Spandau

treffen diese Voraussetzungen nicht zu. Die Burgkapelle könnte also m. E. entweder im Obergeschoß des Torhauses vermutet werden (so bei den romanischen Anlagen von Querfurt [10. Jahrh.] Münzenberg [vor 1166], Gelnhausen [um 1190], Wildenberg [1195—1205]) oder aber an irgendeiner beliebigen Stelle im Zuge der Ringmauer (Todenman [um 900], Hohenklingen [Anfang 12. Jahrh.], Rauhenneck [vor 1137], Kyffhausen, Unterburg [um 1152], Büdingen [Ende 12. Jahrh.]).

Eine Vorburg hat die askanische Anlage von Spandau schwerlich schon gehabt, denn bei der Größe der Burg, die Platz auch für Wirtschaftsgebäude bot, wäre eine weitere Vergrößerung eine zusätzliche Belastung durch vermehrte Verteidigung gewesen. Darüber hinaus steht Spandau, was die eingeschlossene Fläche anbelangt, unter den askanischen Anlagen an erster Stelle vor den für die Landesverteidigung sicher nicht weniger bedeutungsvollen markgräflichen Festen Tangermünde und Belzig, die erst im 14. und 15. Jahrhundert Erweiterungen erfuhren. — Es muß unentschieden bleiben, welchen Umfang und welchen Grundriß die spätere Vorburg gehabt haben kann, die ja 1352 genannt wird und kaum viel früher angelegt worden sein dürfte. Wahrscheinlich war sie der Westseite der Hauptburg vorgelagert; den Zugang dürfte das von Ludewig auf dem Plan von 1579 im Bereich des Ravelin „Schweinekopf“ festgestellte Torgebäude vermittelt haben, das aber seinem Grundriß nach nur mit Vorbehalt in Wittelsbachische, eher in den Anfang der Hohenzollernschen Zeit zu setzen ist. Damals wurde auch das askanische Torhaus der Hauptburg aufgegeben und statt dessen das aus der Urkunde von 1441 zu erschießende neue Torgebäude an der Westseite angelegt.

Fassen wir kurz zusammen, was die askanische Burg Spandau mit dem gleichzeitigen mitteldeutschen Wehrbau verbindet, so ergeben sich folgende Ähnlichkeiten: Die Grundrißform der ganzen Anlage ist ein etwas verschobenes Rechteck, eine Form, die im Wehrbau der romanischen Epoche mit unflankierten geraden Mauerecken vereinzelt in gebirgigen Gegenden Deutschlands, vornehmlich aber im Flachland, zu finden ist. In Verbindung mit Flußläufen, Wassergräben oder Sumpfland sind Anlagen dieser Grundrißform in der Mark die gebräuchlichsten.

Der Bergfried dürfte frei in einer Ecke der Anlage gestanden haben und dort von der Ringmauer in kurzem Abstand ummantelt worden sein, ganz ähnlich wie bei einigen romanischen Harzburgen. Seine runde Grundrißform und seine Abmessungen finden sich auch bei anderen romanischen Bergfriede der Mark. Palas, Kapelle und Wirtschaftsgebäude standen, wie allgemein üblich, im Zuge der Ringmauer. Nur der Torbau ragt an einer Ecke nach außen aus dem Bering heraus, eine Torform des 12. Jahrhunderts, für die es wiederum im Harzgebiet Beispiele gibt. Für die Grundrißbildung des Palas-Erdgeschosses finden sich — allerdings spätere — Entsprechungen in der Mark und im Kyffhäuser. Die Stärke der Ringmauer ist mit etwa 1,50 m anzunehmen. Als Baumaterial kamen Feldsteine — bearbeitet und unbearbeitet — sowie Backsteine zur Verwendung. Der Gebrauch sowohl von bearbeiteten als auch unbearbeiteten Findlingen ist in der Mark schon seit Beginn der askanischen Landnahme nachweisbar, desgleichen seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die Verwendung von Backsteinen, die zu gleicher Zeit auch im Harz und in Norddeutschland auftreten. Vielleicht ist es nicht ohne Bedeutung, daß in Spandau als einer typisch romanischen Burganlage des 12. Jahrhunderts neben märkischen Besonderheiten (Grundriß, Feldsteinmaterial) auch einiges in der Bautechnik in die Harzegend weist, wobei vor allem Gemeinsamkeiten mit der Burg Anhalt interessieren dürften (Torform, Backsteinmaterial). Die Vermutung, daß hier vielleicht eine Verbindung beider Burganlagen durch die Bauherren, Albrecht den Bären oder einen seiner Nachfolger, bestehen könnte, wird zwar schwerlich zu beweisen sein, ist aber immerhin erwägenswert.

Anmerkungen:

1) Jb. f. br. Landesgeschichte 1950, S. 35 ff.; unter der von Ludewig genannten älteren historischen Literatur vermißt man die baugeschichtlichen Aufsätze von Ch. Steinbrucker, Der Burgwart 38, 1937, S. 27 ff. und A. Ludewig, Brandenburgia 50, 1941/42, S. 25 ff. — 2) Burgenkunde (1. Aufl. München 1895), S. 146 ff. — 3) B. Ebhardt, Deutsche Burgen (Berlin 1898 ff.) S. 196 und 199, Abb. 207 und 211; Voss, Der Burgwart, 4, 3, 1903, S. 25 f. — 4) R. Bergau, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg (Berlin 1885) S. 618 f.; E. Schwarz, Die Flämingburgen, 23. Jahresbericht des Touristenklub f. d. Mark Brandenburg 1906, S. 23 ff. mit Abb. — 5) Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg (im Folgenden „Kunstdenkm.“) III, 3, S. 41 und Abb. 32. — 6) Kunstdenkm. d. Pr. Sachsen III, S. 191 ff. bes. S. 195. — 7) Ebhardt, Deutsche Burgen S. 196. — 8) R. Mielke, Der Burgwart 16, 4, 1915, S. 67 ff. bes. S. 70, Abb. 49, 50. — 9) R. Schmidt, Gesch. d. Stadt Biesenthal (2. Aufl. Eberswalde 1941) S. 14 f., S. 17 f., S. 250 u. Abb. S. 19; W. Hoppe, Jb. f. br. Landesgeschichte 1951, S. 26 ff. — 10) G. Stein, Jb. f. br. Landesgeschichte 1952, S. 32 ff., Abb. S. 34. — 11) Kunstdenkm. IV, 1, S. 193, Tafelabb. 536. — 12) Kunstdenkm. III, 3, S. 159 und 165 f.; die Steine scheinen jedoch vom Abbruch der alten Albrechtsburg zu stammen und hier in zweiter Verwendung gebraucht zu sein. — 13) M. Nova, Die Stadt- und Mark Brandenburg im Mittelalter (Diss. T. H. Berlin 1909) S. 18. — 14) Einer der ersten größeren romanischen Wehrbauten in Backsteinen scheint die sog. „Waldemarsmauer“ von etwa 1182 zu sein: H. Jankuhn, Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene (Neumünster 1937) S. 163; B. Ebhardt, Der Wehrbau Europas im Mittelalter (Berlin 1939) S. 109. — 15) Kunstdenkm. I, 1, S. 53 ff. u. 57 ff., Abb. 53, Taf. 1 u. 2; H. Bahn, Der Burgwart 30, 1929, S. 64 ff., Abb. 60 u. 61. — 16) Piper a. O. S. 239. — 17) Nova a. O. S. 9 u. 13 f. — 18) E. Kneebusch, Die Burg Tangermünde zur Zeit Kaiser Karls IV. (Hannover 1916) passim. — 19) H. E. v. Seltzer-Stahn, Mitt. d. Vereins f. d. Gesch. Potsdams, Neue Folge IV, 3, S. 141 u. 148 ff. — 20) Ebhardt, Deutsche Burgen S. 200. — 21) Kunstdenkm. III, 2, S. 82. — 22) Starke, Der Burgwart 16, 2, 1915, S. 28 ff., Abb. 19/23, gemeint ist die romanische Kernanlage ohne die späteren Zwinger. — 23) Auf den Zusammenhang zwischen der Bautätigkeit niederländischer Kolonisten, die unter Albrecht dem Bären den Backsteinbau in der Mark eingeführt haben sollen, und dem roma-

nischen Neubau der Burg Anhalt wiesen vor Starke a. O. S. 31 f. bereits O. v. Heinemann, Zeitschr. d. Harzvereins f. Gesch. u. Altertumsk. 3, 1, 1870 und H. Siebert, ebenda 37, 2, 1904, S. 165 ff. hin. — 24) v. Seltzer-Stahn a. O. S. 142; R. Schmidt, Geschichte des Geschlechts von Buch, I (Eberswalde 1939) Taf. 25–28, bes. Taf. 29. — 25) Piper a. O. S. 217. — 26) Ebhardt, Der Wehrbau Europas Abb. 97. — 27) B. Heese, Burg Rabenstein (2. Aufl. Dessau o. J.) S. 18. — 28) Piper a. O. Fig. 99, S. 239, Fig. 127 u. 128; Kunstdenkm. III, 3, S. 385 ff. Dieser mächtige Rundturm scheint mir neben anderen Kriterien gerade wegen seiner gewaltigen Abmessungen nicht mehr in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, sondern noch in das 12. Jahrhundert datiert werden zu müssen. — 29) Piper a. O. S. 441, Fig. 415 und 416; Ebhardt, Der Wehrbau Europas S. 392, Abb. 460, Nr. 11. — 30) Piper a. O. S. 438 ff. — 31) Kunstdenkm. III, 3, S. 109 ff., 115 ff., bes. S. 117 und Abb. 89. — 32) Piper a. O. S. 452 f. — 33) Nova a. O. S. 15, Abb. 2 und S. 20. — 34) Piper a. O. S. 316. — 35) Kunstdenkm. d. Landes Braunschweig III, 2, S. 342, Abb. 160. — 36) Starke a. O. Abb. 19, 23. — 37) Piper a. O. S. 27 f. und S. 274 f.; Ebhardt, Der Wehrbau Europas S. 252. — 38) Kunstdenkm. III, 3, S. 115 f., Abb. 89. — 39) Ein frühes Beispiel bietet der Sachsenstein im Südharz (um 1073/74): C. Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte (Berlin 1931) S. 229 f., Abb. 217 b. Eine Flankierung der anstoßenden Ringmauer war hier offensichtlich weder bezweckt, noch wäre sie tatsächlich durchführbar gewesen. — 40) Piper a. O. Fig. 416. — 41) Ebhardt, Der Wehrbau Europas Abb. 460, Nr. 8. — 42) Kunstdenkm. d. Pr. Sachsen I, S. 22 f., Fig. 21. — 43) H. Wäscher, H. Giesau, Burg Querfurt, Forsch. z. Denkmalpf. i. d. Pr. Sachsen, Heft 2 (Querfurt 1941) S. 15 u. S. 24, Taf. 14 a und b, 15 a, 94 b, bes. Taf. 99. — 44) P. Grimm, Questenberg (2. Aufl. Querfurt 1938) S. 20 ff., Abb. 10; Kunstdenkm. d. Pr. Sachsen I, S. 50 ff. — 45) Wäscher-Giesau a. O. S. 23. — 46) Nach freundl. Mitteilung von Herrn Dr.-Ing. F. Stolberg (Goslar), der die Reste der Überdachung um 1920 noch gesehen hat. — 47) Piper a. O. S. 556 und 558. — 48) H. Goern-H. Wäscher-H. Grosse, Die Lauenburg im Ostharz. Forsch. z. Denkmalpf. i. d. Pr. Sachsen, Heft 1 (Querfurt 1940) S. 18. — 49) Wäscher-Giesau a. O. S. 38 ff., S. 81, Abb. 2–4, Taf. 38, 98, 104. — 50) Kunstdenkm. I, 2, S. 268 ff. bes. 277 f., Fig. 330 und 331.

Ergänzende Bemerkungen „Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau“

Bezüglich des Palas bemerke ich, daß dem askanischen Bauherrn sicherlich auch die damals anderswo schon bestehenden bzw. im Bau befindlichen derartigen Gebäude aus eigener Anschauung oder durch die Architekten hinreichend bekannt waren. Damit ist die Möglichkeit einer Beeinflussung vom Altreich her ohne weiteres gegeben.

Die Grundwasserverhältnisse, auch bei einem damals zunächst niedrigerem Wasserstande ließen ein weiteres Hineingehen in das Erdreich nicht zu, so daß das von mir als Keller bezeichnete unterste Stockwerk als solcher von Anfang an angesehen werden muß. Hinzu kommt, wie auch anderen Orts, die im Laufe der Zeit erfolgte Aufhöhung der Hofoberfläche.

Bei dem von mir vermuteten Zwinger des Nordtores war von einer Unterführung desselben durch einen Graben nichts feststellbar. Es kann sich also um eine vorgestreckte Toranlage handeln mit abschließendem Vortor. Eine derartige Anlage vermute ich auch bei der Burg Liebenwalde im Gegensatz zu Dr. Stein (in Jhb. f. brdbg. Landesgeschichte 1952), indem ich annehme, daß Merian auf seiner Darstellung das Vortor nicht vor das noch bekannte Haupttor, sondern vor die neue, nicht mehr auf Verteidigung eingerichtete Passage darstellte. Derartige Fehler sind bei Merian vielfach feststellbar (Ludewig, Betrachtungen zu Merians Städtebildern in

Mbl. Landesgesch. Vgg. f. d. Mk. Brdbg. 1943 Nr. 3/4). Die ebenfalls von den Askanern um 1248 erbaute Höhenburg Stargard i. M. hatte noch 1920 in situ eine ebensolche Toranlage. Diese Toranlagen stellten damals also einen bestimmten Typ dar, aus dem sich dann später die bekannten Stadttoranlagen entwickelten.

Die von mir wiedergegebene Ummauerung des Juliusturmes hat mich in der dargestellten Art auch nicht befriedigt; jedenfalls ist die südlich des Palas verlaufende, heute verputzte Mauer nach Material und Technik als mittelalterlich anzusprechen, die von mir angegebene Südspitze muß hingegen, wie ich jetzt aus meinen Aufzeichnungen ersah, in ein anderes Zeitalter gesetzt werden. Offen bleibt, in welcher Art die Südmauer weiter, den Juliusturm umschließend, verlief. Da bisher noch keine Fundamentuntersuchungen durchgeführt werden konnten, bleibt der Bauzeitanteil von Juliusturm, Palas und Südmauer noch dahingestellt.

Die in Höhe des Palaskellers bestehende Verbindung mit dem Juliusturm kann trotz der fehlenden Verzahnung in die Bauzeit der beiden Bauwerke gehören (s. a. v. Seltzer-Stahn, Burg Belzig, in Mittellg. d. V. f. d. Gesch. Potsdams, neue Folge Bd. IV. H. 3 1908, S. 133 ff.).

Abschließend bemerke ich, daß aus Platzmangel bei meiner Darstellung nur das äußerst Notwendige gebracht werden konnte.

Albert Ludewig

Emil Schwartz:

Die Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Höker in Prenzlau

I.

Allgemeines — Die Gewandschneidergilde

Wann in Prenzlau seßhafte Kaufleute und Gewerbetreibende sich zu Gemeinschaften zusammenschließen begannen, läßt sich nicht feststellen. Wir sind bei der Beantwortung dieser Frage auf Vermutungen und Analogieschlüsse aus den allgemeinen Zuständen der Zeit und anderer Orte angewiesen. Der äußere Anlaß zur

Bildung einer Gemeinschaft war durch die im Mittelalter herrschende Anschauung gegeben, „daß kein Fremder an dem Gute heimischen Rechtes Anteil haben könne. — Anfänglich stand dem Handel mit dem Auslande die völlige Rechtlosigkeit des Fremden entgegen, aber der Kaufmann wußte diese Anschauung zu überwinden und der Zugehörigkeit der Fremden zu einem anderen Rechte Anerkennung zu verschaffen. Die Rechtsverschiedenheit trennte die deutschen Kaufleute von den Eingeborenen,

— die Rechtsgemeinschaft einigte sie untereinander —. Die Gemeinsamkeit des deutschen Rechts verband die Deutschen im Auslande zu der Gemeinschaft des deutschen Kaufmanns.“¹⁾ Der genossenschaftliche Zusammenschluß der deutschen Kaufleute erfolgte unter dem Druck dieses Rechtszustandes um so leichter, als den Germanen schon an sich der Trieb zur Gemeinschaftsbildung tief eingewurzelt ist und Gebilde vorhanden waren, an welche man bei der Gestaltung der neuen Korporationen anknüpfen konnte. Diese bestanden überall in den deutschen Städten in den aus teils heidnischen, teils christlichen Elementen hervorgegangenen Schutzgilden, d. h. „freien Einigungen mit einer auf einer historischen Grundlage beruhenden gesellig-religiösen Gesellschaftsverfassung, die ihre Mitglieder zu gegenseitiger Hilfe und Beistand verpflichten.“²⁾ Bei fortschreitender Sonderung der Stände entwickelte sich erklärlicherweise in immer steigendem Maße der Zusammenschluß der Angehörigen des gleichen Berufes oder Gewerbes in derselben Gilde; war diese Stufe einmal erreicht, so lag es nahe, daß die Gilde sich auch mit den besonderen Gewerbeangelegenheiten ihrer Mitglieder befaßte und daß schließlich die ursprünglichen Zwecke und Ziele infolge veränderter Verhältnisse ganz in den Hintergrund traten und die vorwiegende Betätigung auf dem gewerblichen Gebiete die Genossenschaften zu reinen Gewerbgilden machten. Diese letzte Stufe war die im späteren Mittelalter und der neueren Zeit gewöhnliche Form der Gilde; man verbindet heute mit dem Worte Gilde ohne weiteres die Vorstellung von einer Vereinigung der Angehörigen eines gleichen oder ähnlicher Gewerbe für die Förderung ihrer beruflichen Angelegenheiten. Die Kenntnis der ursprünglichen Bedeutung der Gilde, welche auf religiös-sittlichem, später auch politischem Gebiete lag, ist der Allgemeinheit völlig verlorengegangen und klingt nur hier und da noch in einigen nicht mehr verstandenen Gebräuchen nach.

In der Zeit, als sich die Besiedlung der Uckermark mit Deutschen vollzog, war die Umbildung der Schutzgilden in Gewerbgilden im westlichen Deutschland bereits im Flusse.

In welchem Verhältnisse das Gildewesen zu der städtischen Verfassung stand, kann hier des Näheren nicht erörtert werden. Die Entwicklung war nicht überall gleichartig und die Ansichten über die Bedeutung der Gilden für die Verfassungsgeschichte der deutschen Städte gehen erheblich auseinander. Gleichwohl scheint jedoch so viel festzustehen, daß die Vollbürger in den meisten Städten besondere Gilden bildeten, aus deren Mitgliedern sich der Rat ausschließlich ergänzte, so daß diese Gilden tatsächlich das Stadtreghment in der Gewalt hatten. Wäre die Entwicklung anders gewesen, so wäre es nicht verständlich, daß überall in den deutschen Städten um die Wende des 13. Jahrhunderts die Ratsstühle im Besitze eines festgeschlossenen Patriziats waren, gegen das von den inzwischen erstarkten Handwerkerinnungen angekömpft wurde.

Da die Nachrichten über die Entwicklung des Gildewesens in Prenzlau überaus spärlich sind, empfiehlt es sich, zunächst den Inhalt der Urkunden aus der Zeit bis 1400 darzustellen, die Nachrichten über Innungen und Gilden enthalten. Danach soll der Versuch gemacht werden, aus den so ermittelten Tatsachen ein Bild der Entstehungsgeschichte der Prenzlauer gewerblichen Korporationen zu gewinnen.

Die erste Urkunde, die der Gilde Erwähnung tut, ist am 2. Januar 1299 in Schwedt ausgestellt.³⁾ In ihr bekunden die Markgrafen Otto, Konrad und Heinrich, sie hätten beschlossen, die Bürger (burgenses) der Stadt Prenzlau in Vergeltung der von ihnen bisher geleisteten und noch künftig zu leistenden Dienste dadurch zu ehren, daß die Bürger einen Altar der Jungfrau Maria errichteten, zu dessen Ausstattung und Unterhaltung die Markgrafen eine jährliche Rente von 8 Talenten brandenburgischer Denare aus dem Hufenzins der Stadt schenkten. An diesem Altar sollte täglich in der Frühe für die Hörer eine Messe gehalten werden und sollten

die Geburtstage der Markgrafen in jedem Jahre feierlich begangen und dereinst ihnen eine jährliche Gedächtnisfeier gehalten werden. Das Recht zur Verleihung der Pfründe dieses Altars übertrugen die Markgrafen auf die „magistri guldarum dicte civitatis“, also die Vorsteher der Gilden der Stadt.

Es folgen dann zwei Urkunden vom 31. Januar 1343 und 29. Januar 1347⁴⁾, welche von der Ausstattung der Altarstiftungen der Fleischer- und Bäcker Gilde handeln.

Am 6. April 1350 verkündete Kaiser Karl IV. in vier wörtlich gleichlautenden Urkunden den Gewandschneidern⁵⁾, den Gewandmachern⁶⁾, den Schuhworthern⁷⁾ und den gemeinen Bürgern⁸⁾ zu Prenzlau das Erkenntnis von der Unechtheit des Markgrafen Woldemar und forderte sie auf, dem Markgrafen Ludwig von Bayern zu huldigen.

In einer Urkunde vom 4. April 1372⁹⁾ verkaufte der Rat zu Prenzlau der magna gulde mercatorum daselbst 7 Pfund jährlicher Hebungen aus den Bierschrödern und einigen Buden.

Am 21. Dezember 1373 widmete Elisabeth Sleprow und Beatrix Gustow Grundstücke und Geld einem Altare, dessen Patronat der Fischergilde in Prenzlau zustand¹⁰⁾. Am 31. Dezember 1383 traf die Schmiedekompagnie Bestimmungen über ihren Altar in der Johanniskapelle¹¹⁾.

Endlich gehört hierher eine undatierte, an das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts zu setzende Urkunde, in welcher der Rat an die Schöffen zu Magdeburg eine Rechtsfrage über einen Streit zwischen den Gewandschneidern und den Tuchmachern richtete. In dieser Urkunde wird erwähnt, daß beide Gilden vor Zeiten lateinische Briefe gehabt hätten, die durch den Rat vor kurzem durch neue, deutsche Briefe ergänzt seien¹²⁾.

Für die Erörterung des Gildewesens aus Prenzlau Frühzeit müssen die Urkunden von 1343, 1347, 1373 und 1383 ausscheiden. Denn die Fleischer und Bäcker waren wie in allen anderen märkischen Städten sicherlich von Anfang reine Gewerbgilden, die der Jurisdiktion des Rates unterstanden. Das entsprach den Grundsätzen des in Prenzlau geltenden Magdeburgischen Rechtes, wie sie zum Beispiel von Berlin nach Frankfurt mitgeteilt wurden¹³⁾. In Berlin erhielten die Bäcker ihr Innungsprivileg vom Rate 1272, die Tuchmacher 1289 und 1295. In Prenzlau kann es nicht anders gewesen sein. Zu einer gewissen Bedeutung im politischen Leben der Stadt gelangten die Prenzlauer Fleischer und Bäcker sowie die mit ihnen die „Vierwerke“ bildenden Gilden der Tuchmacher und Schuster offenbar erst um jene Zeit, wo sie ihre Altarstiftungen ausstatten; am 21. April 1335 wird zum ersten Male die Mitwirkung der magistri omnium guldarum bei einem Vergleich der Stadt mit dem Propst von Gramzow erwähnt¹⁴⁾. Die Fischer und die Schmiede haben ebenfalls reine Gewerbe Gilden gebildet, die erst gegen das 14. Jahrhundert eine feste Verfassung erhalten haben; in der Urkunde der Schmiedekompagnie wird die Entstehung der Innung genau erzählt.

Es bleiben also noch die Urkunden von 1299, 1350, 1372 und die Rechtsfrage an die Magdeburger Schöffen für die Erörterung übrig. Nach den beiden letzten Urkunden hat es eine Gewandschneider Gilde und eine große Gilde der Kaufleute gegeben; die Gewandschneider Gilde muß in der Stadt maßgebenden Einfluß gehabt haben. Denn wenn das nicht der Fall gewesen wäre, so hätte Karl IV. sicherlich nicht dieser Gilde das Verbot zugesandt, sich ferner zu dem unechten Woldemar zu halten. Zweifelhaft bleibt nur noch, wer die magistri guldarum sind, von denen 1299 die Rede ist. Daß nicht die Gildemeister aller Gilden in Frage kommen, die es überhaupt damals in Prenzlau gab, dürfte sicher sein. Es wäre ganz unzweckmäßig gewesen, zum Patron eines Altars eine so vielköpfige Versammlung zu berufen, wie sich daraus ergeben hätte. Die Markgrafen haben ferner in der Urkunde bestimmt, daß ihre

Geburtstage an dem Altar festlich begangen und zu ihrem Gedächtnis derzeit jährlich eine Memorie stattfinden sollte. Es ist anzunehmen, daß die Fürsten eine Stiftung, die sie ausdrücklich auch als zu ihrem eigenen Seelenheil errichtet bezeichnen und dadurch in ein persönliches Verhältnis zu sich selbst setzten, zur Ehrung einer Personengemeinschaft benutzten, die ihnen persönlich nahe stand. Das waren nicht die Kreise der Kleinbürger, die in den Handwerkerinnungen verbunden waren, sondern die hervorragenden Stadtgeschlechter, die sich durch Abstammung und Vermögen auszeichneten, d. h. diejenigen, aus denen sich der Rat zusammensetzte und die in anderen Städten in der Gilde der Gewandschneider und den diesen gleichstehenden Gilden sich zu vereinigen pflegten. Es ist deshalb der Schluß gerechtfertigt, daß in der Urkunde von 1299 die Gildemeister der Gewandschneider und der großen Gilde der Kaufleute gemeint sind¹⁴⁾.

Nach alledem darf man wohl vermuten, daß sich die ersten, gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Prenzlau sesshaft gewordenen mercatores in einer einzigen Schutzgilde zusammenschlossen, die neben eigentlichen Kaufleuten auch andere Gewerbetreibende und Handwerker, namentlich Tuchmacher, umfaßte. Die Mitglieder dieser Gilde bildeten gleichzeitig die Ortsgemeinde, ihre Vorsteher den Ortsvorstand. Als 1235 die deutsche Stadt in Prenzlau errichtet wurde und viele neue und kapitalkräftige Leute aus angesehenen Familien nach Prenzlau kamen, werden sich diese in einer Gilde zusammengeschlossen haben, deren Vorsteher in einem ähnlichen Verhältnis zu dem Rat der Stadt standen wie vorher die Vorsteher der alten Gilde zu der ursprünglichen Ortsbehörde. Es ist leicht denkbar, daß die Unternehmer der neuen Stadt, die Locatoren, ihre Gilde als große Gilde der Kaufleute bezeichnet haben, da sie durchweg Männer gewesen sein müssen, die über beträchtliche Kapitalien verfügten und diese nach der Weise der Zeit, wenn nicht in ständigen, so doch in gelegentlichen kaufmännischen Geschäften verwendeten. Es ist ferner durchaus wahrscheinlich, daß in der alten Ortsgilde zunächst Gewandschneider und Tuchmacher nebeneinander vorhanden gewesen sind, wie es durch das ganze Mittelalter in allen neumärkischen Städten außer Frankfurt geblieben ist¹⁵⁾, daß die Gewandschneider aber, um nicht gegen die große Gilde der Kaufleute zurückzustehen, eine Trennung von den Gewandmachern vollzogen haben, ähnlich wie das 1231 in Stendal geschah¹⁶⁾, und sich durch die Abkehr von dem Handwerksbetriebe und durch ausschließliche Beschäftigung mit dem Handel der großen Gilde der Kaufleute gleichstellten. Wenn man hiervon ausgeht, so wäre es erklärlich, daß die Tuchmacher auch später noch an einer alten Säule auf dem Sternberg ihre Versammlungen gehalten und dadurch dem Orte den Namen „Wollweberplätze“ verschafft haben¹⁷⁾. Sie werden, als die Gewandschneider sich von ihnen trennten und mit der großen Gilde der Kaufleute den Markt, das Rathaus und die Marienkirche zum Mittelpunkt ihres Gemeinschaftslebens machten, an der alt gewohnten Stätte vor der St. Nicolaikirche auch fernerhin zusammengekommen sein; auf alte und ständige Beziehungen der Tuchmacher zu St. Nicolai deutet das von der Tuchmacherinnung noch im 17. Jahrhundert geführte Siegel, das einen frühen Charakter aufweist. Unter einer gotischen Architektur zeigt es das Bild des heiligen Nikolaus mit dem Kreuz.

Auf diese Weise wird es verständlich, warum Kaiser Karl IV. sich im Jahre 1350 gerade an die Gewandschneider neben den Tuchmachern und Schuhmachern und der gemeinen Bürgerschaft wendete. Die Gewandschneidergilde bildete eben die politische und gesellschaftliche Organisation der städtischen Aristokratie, die der Kaiser durch die Gilde anredete, wie er auf der anderen Seite zu den Kreisen der Handwerker durch die Vierwerke sprach, denn neben den Tuchmachern und Schuftern haben sicher auch die Fleischer und Bäcker gleichlautende Briefe erhalten, wenn diese auch nicht auf uns gekommen sind. Diese Dreiteilung der städtischen Bevölkerung in ratsfähige Geschlechter, den hand-

werktreibenden Mittelstand und die Masse der übrigen Kleinbürger finden wir bis zum Ende des Mittelalters, z. B. spricht der Kurfürst Albrecht noch am 26. März 1479 von den Vertretern des Rates, der Vierwerke und der Gemeinde als den Bevollmächtigten der Stadt¹⁸⁾.

Zweifelhaft bleibt, in welchem Verhältnis die Gilde der Gewandschneider zu der großen Gilde der Kaufleute gestanden hat. Die Bedeutung der letzteren muß jedenfalls gegen die der Gewandschneider erheblich zurückgetreten sein, da von ihr außer der Urkunde vom 4. April 1372 keine Nachricht überliefert ist. Wahrscheinlich ist sie in der Gilde der Gewandschneider völlig aufgegangen; eine gleiche Entwicklung finden wir wenigstens in Stendal, wo die Seefahrergilde mit der Gewandschneidergilde gemeinsame Gildenversammlungen hielt und sich desselben Gildebuchs bediente¹⁹⁾, und auch in Stettin, wo sich 1466 die Gilden der Kaufleute und der Gewandschneider vereinigten²⁰⁾.

In der Tat war die Grenze zwischen den Begriffen Kaufmann und Gewandschneider fließend, wenigstens für das Gebiet des nordöstlichen Deutschlands. Denn der wesentlichste und wichtigste Zweig kaufmännischer Tätigkeit größeren Umfangs lag eben gerade in dem Betriebe des Gewandschnittes, d. h. des Kleinverkaufs von Tuchen an die Verbraucher²¹⁾, und zwar sowohl der von weither, dem Süden Deutschlands, der Rheingegend und Flandern eingeführten Tuche, die dort erzeugt wurden, des sogenannten „schönen Gewandes“, wie auch der Tuche märkischer Herkunft. Denn auch diese durften die einheimischen Tuchmacher nicht anders als in ganzen Stücken verkaufen und die Gewandschneider wachten eifersüchtig darüber, daß ihr Monopol für den gesamten Tuchhandel nicht etwa von den Tuchmachern verletzt wurde²²⁾. So kam es, daß man den Begriff des Kaufmanns und des Gewandschneiders vielfach völlig gleichsetzte und von „mercatoribus, Pannicidis vulgariter nominatis“ sprechen konnte²³⁾.

In die Gewandschneidergilde traten nicht nur Männer ein, die den Tuchhandel und überhaupt die Kaufmannschaft gewerbsmäßig ausübten, sondern auch andere Angehörige der höheren Stände, die vielleicht nur gelegentlich, vielleicht nie Handelsgeschäfte trieben und im übrigen von dem Ertrage ihres Grundbesitzes lebten; auch Fürsten und Geistliche finden wir hin und wieder in den Gewandschneidergilden. Sie bildeten eben die gesellschaftliche Organisation der höheren Stände in der Stadt, der Familien, die sich durch ihre Abkunft und ihr Vermögen oder auch durch beides auszeichneten. Es sei dabei nur an die Familie von Bismarck erinnert, die in Stendal und der dortigen Gewandschneidergilde eine hervorragende Rolle spielte und von der ein Zweig vom 13. bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts in Prenzlau ansässig war²⁴⁾. Daß auch in Prenzlau die Bismarcks zur Gewandschneidergilde gehört haben, wird man nicht anzweifeln können, wenn es auch an einem urkundlichen Beweis dafür fehlt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die gesellschaftliche Organisation dieser durch Stand und Reichtum ausgezeichneten Kreise einen bestimmenden politischen Einfluß in den Städten ausübte. Wir finden denn auch überall, daß diese Familien, die eine Mittelstufe zwischen dem landsässigen Adel und der großen Menge der Bürgerschaft bilden, sich als die ratsfähigen Geschlechter von der übrigen städtischen Bevölkerung absondern und das Stadtrecht gänzlich in ihre Hand bringen. Zu dieser Entwicklung trug es wesentlich bei, daß der Rat nicht von der Bürgerschaft gewählt wurde, sondern sich selbst durch Zuwahl neuer Mitglieder ergänzte. Eine starke Stütze dieser aristokratischen Verfassung lag darin, daß auch das Stadtgericht von den Geschlechtern allein besetzt wurde. Der Schultheiß und die Schöffen, deren es nach Magdeburger Recht stets sieben geben sollte, waren ursprünglich nicht nur Gerichts-, sondern auch Verwaltungsorgan der Stadt. Allmählich schieden sich beide Funktionen. Die Zahl der Schöffen, die nun in ihrer Eigenschaft als städtische Verwaltungsbeamte Ratmänner heißen, erhöht sich auf zwölf; aus diesem Kol-

legium werden als besondere Vorsteher der Verwaltung zwei oder drei Bürgermeister gewählt. Ein Teil der Ratmänner bekleidet gleichzeitig das Schöffenamt. Der Schultheiß aber hört auf, städtischer Verwaltungsbeamter zu sein und wird lediglich Richter, der vom Rate zu Lehen geht. Auch die Schöffenbank ergänzte sich selbst durch Zuwahl.

Die Folge dieser Verfassung war natürlich, daß weder in den Rat noch auf die Schöffenbank Personen gelangten, die den herrschenden Kreisen nicht selbst angehörten, und daß das Richteramt nur Männer bekleideten, die diesen Kreisen genehm waren.

Der Einfluß der Bürgerschaft auf die Geschicke der Stadt war daneben scheinbar nur gering; zwar wurden schon im 14. Jahrhundert bei wichtigen Angelegenheiten die Vierwerke und die gemeinen Bürger zur Mitwirkung hinzugezogen²⁵⁾, doch ist nicht ersichtlich, daß für den Rat hierzu ein rechtlicher Zwang vorlag, und ob der Rat an Beschlüsse der Bürgerschaft gebunden war.

Wie in vielen anderen deutschen Städten führten auch in Prenzlau diese Zustände schließlich um die Wende des 14. Jahrhunderts zu heftigen Kämpfen zwischen dem Rate und der Bürgerschaft. Wir sind über diese Kämpfe nur spärlich unterrichtet, doch lassen sich die wesentlichen Züge der Entwicklung immerhin einigermaßen erkennen.

Die Mißstimmung zwischen den Vierwerken und dem Rate entlud sich zunächst in einem heftigen Streit zwischen der Gilde der Tuchmacher und der Gilde der Gewandschneider um den Tuchhandel. Wie schon erwähnt, hatten die Gewandschneider das ausschließliche Recht auch zum Verkaufe des von den einheimischen Tuchmachern erzeugten Tuches, so daß diese für den Vertrieb ihrer Waren gänzlich von den Gewandschneidern abhängig waren. Sie versuchten deshalb, sich von dieser lästigen Fessel zu befreien und übten auch ihrerseits den Kleinverkauf von Tuch aus. Die Gewandschneider klagten deshalb gegen die schuldigen Tuchmacher wegen Überschreitung ihrer Gerechtsame vor den Gildemeistern der Tuchmacherringung, fanden aber dort kein Gehör; sie brachten deshalb die Sache vor den Rat und die andern drei Werke, die Knochenhauer, Bäcker und Schuhmacher, und verlangten dort die Zahlung der für jeden Fall der Übertretung des Verkaufsverbots den Tuchmachern angedrohten Strafen. Die Tuchmacher fürchteten, daß die Zahlung der verwirkten Strafen einigen ihrer Gildesbrüder zu beschwerlich sein würde. Sie erklärten deshalb, sich für die künftige Gestaltung der Verhältnisse zu den Gewandschneidern dem Schiedsspruch des Rates und der Gewerke fügen zu wollen, wenn die Strafen für die Vergangenheit niedergeschlagen würden. So geschah es denn auch. Rat und Gewerke erklärten alle frühere Zwietracht für abgetan und stellten die Grenzen für die gewerbliche Betätigung beider Gilden in neuen Briefen fest, die den Gilden ausgehändigt wurden. Obwohl nun beide gelobten, sich an diese Ordnung der Dinge streng zu halten, wurden die Tuchmacher doch schon nach fünf Jahren wieder wortbrüchig. Die Gildesgenossen Hans Becker, Klaus Hildebrand und Beteke Försternau schnitten und verkauften wiederum Gewand an fünf Stätten und die Gildemeister der Tuchmacher lehnten es ab, die drei Übertreter deswegen in Strafe zu nehmen. Die Gewandschneider brachten die Sache darum abermals vor den Rat. Die drei Tuchmacher wurden vorgeladen und aufgefordert, sich zu verantworten, waren aber dazu nicht zu bewegen, sondern sagten, ihre Gilde hätte die erste Entscheidung des Rates und der Gewerke nicht mit freiem Willen angenommen, sondern sei dazu gezwungen worden. Sie wollten daher bei ihren alten Briefen bleiben, nach denen sie keines Unrechts überführt werden könnten. Der Rat war unter diesen Umständen im Zweifel, was Rechtens sei; er fragte deshalb bei den Schöffen in Magdeburg an, ob er zur Entscheidung des Streites zuständig sei, oder ob darüber das ordentliche Gericht (Richter und Schöffen) zu bestimmen hätte, und ferner, ob die Tuchmacher auf Grund der alten oder der neuen Briefe zur Verantwortung gezogen werden könn-

ten. Die Magdeburger Schöffen antworteten, wenn der Rat und die anderen drei Werke die früheren Zwietigkeiten unter den streitenden Gilden endgültig geschlichtet haben, so müsse es dabei bewenden und die Tuchmacher könnten sich gegenüber dem Schiedsspruch nicht auf den angeblich wider sie geübten Zwang berufen. Die Viermeister der Gewandschneider könnten daher die straffälligen Tuchmacher vor den Viermeistern dieser Gilde verklagen und diese müßten dort antworten Nein oder Ja; wenn sie aber das Gericht der Achtmeister nicht leiden wollten, so sei der Rat befugt, die Übertretung der Satzungen zu richten.

Hatten in diesem Streit also auch die Gewandschneider gesiegt, so hatte der Rat in seiner Rechtsfrage an die Magdeburger Schöffen doch in richtiger Beurteilung der Lage bereits hervorgehoben, „dat von der suluen twydracht ock groter schaden vnd vngheleinge muchte kamen, also jwe erlericheit dat vol mach ouerdenken.“ Er erkennt, daß dieser Zwist nur eine Erscheinungsform des in der Bürgerschaft vorhandenen Strebens nach Anteil oder gar Vorherrschaft im Stadtreich war. Es währte denn auch nicht lange, bis diese Strömungen wirklich zu einer politischen Umwälzung in der Stadt führten.

Die allgemeinen politischen Verhältnisse der Mark begünstigten eine solche Entwicklung, denn der Kurfürst Friedrich I. billigte die Beteiligung der Bürgerschaft an der Stadtverwaltung und war geneigt, ihre Befugnisse gegenüber dem Rate zu erweitern²⁶⁾. So kam es denn um das Jahr 1424 dahin, daß die Magdeburger Schöffenchronik über die Zwietracht zwischen der Gemeinheit und den Obersten berichten kann²⁷⁾: de meynheyt hadde sommeliike uth dem Rade vorstot, als de besten und de vornemesten, de se in der stad hadden, und de meynheyt wole regeren. Der so bedrängte Rat, der vom Landesherrn keine Unterstützung erwarten durfte, suchte schließlich bei den Pommernfürsten einen Rückhalt zu gewinnen, und öffnete diesen am 16. Februar 1425 die Tore. Zwar setzten sich die Brandenburger unter Führung des Markgrafen Johann bald wieder in den Besitz der Stadt, doch kamen die inneren Unruhen damit noch nicht zu Ende; erst am 2. September 1426 schlichtete Markgraf Johann diese Streitigkeiten. Der Abschied ist in zwei verschiedenen Urkunden von demselben Tage niedergelegt²⁸⁾. In der ersten werden die Beschwerden der Bürger über den Rat als übertrieben und unbegründet, von Zänkern und Feinden des Rates herrührend, bezeichnet und die Bürgerschaft zu größerem Gehorsam gegen den Rat ermahnt, in der zweiten den Bürgern auch jede Versammlung, Verbindung und Besprechung gegen den Rat verboten. Gleichwohl konnte der Markgraf das Verhalten des Rates doch wohl nicht in allen Stücken gutheißen. Denn nach der zweiten Urkunde legte der gesamte bisherige Rat sein Amt nieder und wurde nach dem Vorschlage der kurfürstlichen Räte unter Mitwirkung der Gilden, Werke und ganzen Gemeinde der Stadt ein neuer Rat gewählt, auch wurde bestimmt, daß künftig niemand zu gleicher Zeit Mitglied des Rates und der Schöffenbank sein dürfte und die Schöffenbank stets voll besetzt sein solle. Obgleich für die Zukunft die Neuwahlen zum Rate und zum Schöffenamt wieder von diesen Kollegien selbst vorgenommen werden sollten, so bedeutete die hier vorgenommene Neubesetzung aller Ämter durch den Landesherrn unter Zuziehung der Bürgerschaft doch einen so tiefen Eingriff in die althergebrachten Rechte des Rates, daß er nicht ohne eine beträchtliche Schmälerung seines Ansehens vor sich gehen konnte.

Eine weitere Minderung der Macht des Rates folgte bald. Während Markgraf Johann noch 1426 anerkannt hatte, daß der Schultheiß (Stadtrichter) von den Ratleuten zu Lehen geht und von ihnen gesetzt wird, wurden am 5. Oktober 1440 Jakob und Henning Zabelstorf durch Kurfürst Friedrich II. mit dem Schultheißenamt zu Prenzlau belehnt²⁹⁾. In der Zwischenzeit hat also der Landesfürst die Lehensherrlichkeit über das Richteramt wieder an sich gebracht. Über die Gründe dieses Vorganges erfahren wir nichts; es ist möglich, daß besondere

Ursachen dazu gewirkt haben, vielleicht haben wir es auch nur mit einer Einzelercheinung der allgemeinen Entwicklung zu tun, die dahin ging, die politische Selbständigkeit der einzelnen Städte immer mehr zu beschränken und sie je länger je mehr zum Glied des vom Fürsten unumschränkt beherrschten Staates zu machen.

Die natürliche Folge dieser Entwicklung war es, daß die den Rat tragende Gilde der Gewandschneider ihren überragenden Einfluß mehr und mehr verlor. Wir hören darum seit der Mitte des 15. Jahrhunderts nichts mehr, was auf politische Bedeutung der Gewandschneidergilde als solcher in der Stadtverwaltung schließen lassen könnte. Nur noch zweimal wird in der Folgezeit die Gilde in Urkunden erwähnt. Am 25. November 1481 verkauft Merten Kule der Gewandschneidergilde zu Prenzlau Gerechtigkeiten und Einkünfte zu Bietikow für 50 Mark Vinkenaugen³⁰⁾, und in der Stadtordnung vom 15. Juli 1515 heißt es in dem Abschnitt über die Gilden und Gewerke, der besonders die Förmlichkeiten der Aufnahme und die Eintrittsgelder regelt, nur ganz kurz. „Der Gewandschneider soll der Gilden 2 fl geben und keine Kost thun“³¹⁾. Später wird die Gilde nicht mehr erwähnt. Wir dürfen daraus schließen, daß sie, ihrer politischen Machtstellung beraubt, auch ihre Bedeutung als Gemeinschaft der Großhandel (im damaligen Sinne) treibenden Bürger schnell verloren hat, da der märkische Handel seit dem Ende des 15. Jahrhunderts mehr und mehr verfiel³²⁾. Im 17. Jahrhundert finden wir in den Stadtrechnungen nur noch zwei oder drei Gewandschneider erwähnt, die beziehungsweise gleichzeitig auch Eisenhändler³³⁾ oder Seidenhändler³⁴⁾ sind. Im Jahre 1626 sollen zwar noch 6 Gewandschneider in Prenzlau gewesen sein³⁵⁾, doch werden sie erst nach den Hökern und Viktualienhändlern erwähnt, ihre Bedeutung war also nicht mehr groß. Bei der Neuordnung der städtischen Verhältnisse nach dem Dreißigjährigen Kriege ist von Gewandschneidern keine Rede mehr, der Tuchhandel befand sich seitdem in den Händen der Krämer, auch die Tuchmacher wurden gelegentlich als Gewandschneider bezeichnet³⁶⁾.

II.

Die Krämergilde

Von jeher hatte es in Prenzlau unzweifelhaft Handelsleute gegeben, die sich mit dem Kleinverkauf der aus der Fremde eingeführten Waren befaßten, soweit es nicht ausländische Tuche betraf, deren Vertrieb den Gewandschneidern vorbehalten war. Es kamen also hauptsächlich die Kolonialwaren, Leinenzeuge und dergleichen in Betracht. Die Gewerbetreibenden dieser Art pflegte man unter der Bezeichnung der Krämer zusammenzufassen. Der etwas verächtliche Beigeschmack, den wir heute mit dem Worte verbinden, war dem Mittelalter und noch dem 18. Jahrhundert völlig fremd. Auch die Krämer haben sicherlich schon früh eine Genossenschaft gebildet. Aber solange die Gewandschneider die für die gesamte städtische Politik maßgebende Gilde waren, haben sie offenbar die Krämer, die naturgemäß in vielen oder allen Handelsartikeln ihre Abnehmer gewesen sein müssen, von jedem Einfluß fern zu halten gewußt und es verhindert, daß die Krämer durch schriftliche Niederlegung ihrer Privilegien eine feste Rechtsstellung erlangten. Das wurde anders, als gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts die Gewandschneider ihre beherrschende Stellung verloren. Der Rat konnte sich der „Zulassung“ und „Befestigung“ der Krämergilde nun nicht mehr entziehen und erteilte ihr am 2. August 1441 ihren ersten Gildebrieff³⁷⁾.

Diese Urkunde ist in prachtvoller Erhaltung auf uns gekommen und jetzt im Stadtarchiv verwahrt. Sie enthält genaue Vorschriften über das Gemeinschaftsleben in der Gilde. Bei der Wiedergabe des Inhalts dieser Vorschriften empfiehlt es sich, sogleich die Fortbildung der ursprünglichen Bestimmungen bis in die Neuzeit zu verfolgen, um Wiederholungen zu vermeiden. Denn das Privileg von 1441 ist mehrfach erneuert und dabei den

veränderten Zeitverhältnissen angepaßt worden. Die erste Bestätigung wurde vom Kurfürsten Joachim am 13. November 1570, die zweite vom Kurfürsten Johann Georg am 8. Februar 1572 erteilt. Am 14. Dezember 1601 gab der Rat der Krämergilde unter Vorbehalt der kurfürstlichen Genehmigung ein neues Privileg, in dem viele Vorschriften des alten ergänzt und erweitert werden; dieses Privileg bestätigte Kurfürst Joachim Friedrich am 14. Juli 1602. Die Bestätigung wurde am 8. Juli 1631 vom Kurfürsten Georg Wilhelm und am 4. Januar 1645 vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm wiederholt. Endlich erteilten Kurfürst Friedrich III. am 19. Dezember 1694 und König Friedrich Wilhelm I. am 28. September 1717 der Krämergilde nochmals abgeänderte Privilegien³⁸⁾. Nach dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen fand eine Erneuerung des Privilegs nicht mehr statt; der Gilde wurde auf ihr Gesuch darum am 13. Januar 1742 eröffnet, sie müsse sich mit der Generalkonfirmation aller Privilegien vom 24. September 1740 genügen lassen³⁹⁾.

Der Eintritt in die Gilde wird 1441 Männern und Frauen gestattet. Wer sich um die Gilde bewirbt, muß sein Gesuch um Aufnahme in der Morgensprache (Gildenversammlung) zu Weihnachten und zu Fastelabend den Gildenmeistern vortragen. Ergeben sich gegen die Zulassung keine Bedenken, so wird der Bewerber zu der allgemeinen Morgensprache, die alljährlich am vierten Sonntage nach Ostern stattfand, eingeladen, bei welcher zwei Mitglieder des Rates zugegen sein mußten. In dieser Versammlung mußte er zum Nachweise eines untadelhaften Herkommens seinen Geburtsbrief vorlegen. Fand sich dagegen nichts zu erinnern, so wurde er in die Gilde aufgenommen und mußte 4 Mark Vinkenaugenpfennige als „Aufsetzelgeld“ entrichten, das je zur Hälfte der Gilde und der Stadt zufließ. Das Eintrittsgeld wurde in der Stadtordnung von 1515 auf nur 1 Florin festgesetzt⁴⁰⁾, im Privileg vom Jahre 1570 auf 4 Thaler, und 1601 auf 24 Gulden (16 Thaler) erhöht; 1694 betrug es nur 10 Thaler und 1717 wieder 12 Thaler. Es scheint öfter vorgekommen zu sein, daß der Neuaufgenommene das Aufsetzelgeld nachher nicht bezahlte, deshalb wurde 1717 bestimmt, daß der neue Krämer seinen Laden nicht öffnen und keinen Handel treiben dürfe, ehe er das Eintrittsgeld bezahlt habe. Auch ein anderer „Kniff“, sich der Zahlung des Aufsetzelgeldes zu entziehen, wurde von den Aufgenommenen versucht. Nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges wurde allgemein bestimmt, daß diejenigen von der Zahlung des Einkaufsgeldes beim Eintritt in Gilden, Innungen und Zünfte befreit sein sollten, die ein neues Haus bauten. Findige Leute ließen daher Holz zu dem beabsichtigten Neubau anfahren, wurden daraufhin ohne Zahlung der Eintrittsgebühr in eine Gilde aufgenommen, verkauften dann aber das Holz wieder und unterließen den Bau. Das Privileg von 1694 (§ 20) ordnete deshalb an, jeder solle das Aufsetzelgeld zahlen und es nur wiedererhalten, wenn er das Haus innerhalb eines Jahres seit seiner Aufnahme im Holz stehen habe. Diese Vorschrift wurde 1717 wiederholt.

Seit dem 17. Jahrhundert setzt das Bestreben ein, Fremden den Eintritt in die Gilde möglichst zu erschweren, und die Vorrechte aus der Mitgliedschaft nur nahen Angehörigen zuteil werden zu lassen. Deshalb verlangt man seit 1601 auch den Geburtsbrief der Ehefrau des Kandidaten, seit 1694 auch noch ein Zeugnis über ihr eheliches Herkommen. Mögen aber diese Vorschriften auch noch dadurch gerechtfertigt sein, daß man minderwertige Elemente von der Gilde fernhalten wollte, so tritt die eben gekennzeichnete Absicht in anderen Bestimmungen um so deutlicher hervor. Es war rechtens, daß eine Krämerwitwe die Gildegerechtigkeit behielt, bis sie wieder freite. Gewöhnlich fand sich nun jemand, der durch Heirat der Witwe das Geschäft an sich bringen wollte; er mußte zwar nach alter Gewohnheit die drei Sprachen tun, um in die Gilde aufgenommen zu werden, brauchte aber nur das halbe Aufsetzelgeld zu zahlen. War der Bräutigam sogar schon Mitglied der Gilde, so brauchte er die Gebühr überhaupt nicht mehr zu zahlen, weil man damit rechnete, daß beide Geschäfte vereinigt

wurden; die gleiche Erwartung hatte man für die Zukunft, wenn eines Krämers Sohn die Witwe heiratete, deshalb verlangte man von ihm nur ein Viertel des gewöhnlichen Aufsetzelgeldes. Diese ermäßigte Taxe galt endlich auch, wenn zwei Krämerkinder heirateten und der Bräutigam um die Gilde ansprach. Mit geringen Abweichungen wurden diese Vorschriften 1694 und 1717 wiederholt. An der Befolgung der Vorschriften über die Formen der Aufnahme hielt man ursprünglich sehr strenge fest; noch im 17. Jahrhundert bedurfte es einer langwierigen Vermittlung des Rates bei der Gilde, um einmal eine Abweichung durchzusetzen. Damals wünschte Martin Rosenfeld, ein Krämergesell aus alten Stettin, sich in Prenzlau „Haus- und Bürgerlich niederzulassen“. Er wollte aus verschiedenen Gründen nicht gerne die drei Sprachen zu Weihnachten 1661 und zu Fastnacht und Ostern 1662 tun, sondern möglichst schnell in die Gilde aufgenommen werden. „In Betrachtung des großen Mangels an Volck undt Bürgern bey dieser guten Stadt“ vermochte der Rat die Gilde dazu, daß sie Rosenfeld gestattete, die zweite und dritte Heischung zu Fastnacht 1662 auf einmal zu tun, jedoch unter Vorbehalt ihrer Rechte für alle künftigen Fälle. Später verzichtete man jedoch gänzlich auf die Beobachtung der alten Formen. Wer die Aufnahme suchte, meldete sich beim Vorstande, der nur prüfte, ob der Bewerber die Handlung ordentlich gelernt, das Bürgerrecht gewonnen und aus der Militärpflicht entlassen war, und ihm dann einen Rezeptionschein erteilte. Es kam sogar 1797 vor, daß der außerhalb wohnende Bewerber abends in Prenzlau eintraf und am nächsten Morgen um 9 Uhr wieder abreisen konnte, mit dem Rezeptionschein in der Tasche, den der Vorsitzende in den Morgenstunden bei den übrigen Vorstandsmitgliedern zur Unterschrift herumgeschickt hatte — ein Vorgang, der zeigte, wie wenig Bedeutung man gegen Ende des 18. Jahrhunderts dem Gildewesen noch beilegte. Gegen dieses allzu formlose Verfahren erhob sich freilich aus der Gilde doch Widerspruch⁴¹⁾.

Handwerker werden 1601 in die Krämergilde nur zugelassen, wenn sie sich ihres Handwerks hegeben, „damit Gezänk vermieden wird und jeder sein Gewerbe unabkömmlich treibe“. 1694 wird diese Bestimmung dahin eingeschränkt, daß nur Handwerker, die Krämers Söhne sind, nach Verzicht auf ihr Handwerk in schriftlicher Form die Krämergilde gewinnen können, und 1717 wird auch solchen noch die weitere Bedingung auferlegt, daß sie als Lehrlinge eingeschrieben und losgesprochen sind. Diese Vorschrift hätte, wenn sie streng durchgeführt worden wäre, den Eintritt von Handwerkern in die Gilde so gut wie unmöglich gemacht. Es scheinen aber doch Ausnahmen gemacht zu sein, denn der Nadler Schuster trat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die Gilde ein und wurde später Altermann. Im Jahre 1757 wurde sogar den Nadlern in Prenzlau, die sich sonst zu der Berliner Nadlerinnung hielten, auf ihr Gesuch ganz allgemein erlaubt, wie die Berliner Nadler, gegen Erlegung von 8 Thalern in die Lade der Gilde beizutreten. Dieser Antrag richtete sich hauptsächlich gegen die der Gilde angehörigen Posamentierer, die natürlich die Konkurrenz der Nadler möglichst fern halten wollten. Unter dem 7. September 1757 erging ein Königliches Rescript, durch welches den Nadlern das Recht auf Aufnahme in die Gilde gegen 8 Thaler Eintrittsgeld eingeräumt und ihnen für diesen Fall auch der Handel mit Seidenband, Flanell und Calemanque zugestanden wurde, der sonst den Krämern vorbehalten war⁴²⁾. Auch den Fall des Friedrich Moritz Albert Schmock aus Berlin kann man wohl hierher rechnen. Dieser wollte sich in Prenzlau als erster Konditor niederlassen und bat am 10. Juni 1786 um ein Privileg, daß sich kein anderer Konditor in Prenzlau niederlassen dürfe. Bevor darüber entschieden war, nahm Schmock seine Bitte zurück und trat in die Krämergilde ein, da er wohl befürchten mochte, er werde sonst mit dieser Gilde Schwierigkeiten haben; denn ihre Mitglieder waren jedenfalls, wenn es auch nicht ausdrücklich erwähnt wird, bis dahin die Zwischenhändler für Konditorwaren gewesen, die aus Hamburg und Stettin bezogen wurden.

Alle Gildebrüder waren verpflichtet, den Anordnungen der Gildemeister Gehorsam zu leisten. Das folgte für das Gebiet der eigentlichen Gewerbeangelegenheiten schon aus den polizeilichen Aufgaben der Gildevorsteher, galt aber auch für alle inneren Angelegenheiten der Gilde selbst. Wer die Ordnung in den Morgensprachen stört durch Fluchen, Schelten, bössliches Drohen, Schlagen oder sonst in unerlaubter Weise, den sollten die Gildemeister nach Anrufung des Rates mit Geldstrafe bis zu einer Mark Vinkenaugenpfennige strafen (1441); 1570 wird diese Strafe auf einen Thaler festgesetzt, später aber ihre Höhe der Willkür der Gildemeister überlassen. Wichtige Sachen sollten jedoch dem Rate zur Aburteilung unterbreitet werden, insbesondere für Tätlichkeiten wird das noch 1717 vorgeschrieben. Das Bedürfnis nach einer solchen Vorschrift läßt den Schluß zu, daß es bei den Versammlungen der Gilde nicht immer friedlich zugegangen ist. Die Strafe fließt dem Rate und der Gilde je zur Hälfte zu. Unentschuldigtes Ausbleiben in den Morgensprachen wird 1441 mit einer Geldstrafe von einem Schilling Vinkenaugen zugunsten der Gilde gesühnt; 1570 beträgt diese Strafe 1 Silbergroschen, 1694 wird sie auf 2 Groschen, 1717 auf 4 Groschen erhöht, sie gilt jetzt auch für andere Ungehorsamsfälle.

Als eine hervorragende Pflicht der Gildebrüder wurde es angesehen, den verstorbenen Mitgliedern in den herkömmlichen Formen die letzte Ehre zu erweisen. Nach den Vorschriften von 1441 mußte von jedem Ehepaar wenigstens ein Teil zu der Vigilie (Totenfeier am Abend vor der Beerdigung) gehen, des Morgens der Bahre zum Grabe folgen und danach zum Opfer die Angehörigen des Verstorbenen begleiten. Wer das unterließ, verfiel in eine Strafe an die Gildekasse von einem Schilling Vinkenaugen (1570, 1601 ein Silbergroschen; 1694, 1717 zwei Groschen). Diese Verpflichtung wurde später als so lästig empfunden, daß sie sogar den Anstoß gab, um die Erteilung eines anderen Privilegs nachzusuchen. Am 17. April 1800 reichte die Gilde einen dahingehenden Antrag ein und begründete ihn auf Rückfrage des Kriegs- und Steuerrats der Uckermark damit, daß eine Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse hauptsächlich wegen des Zeremoniells bei Begleitung der Leichen nötig erschiene, „da man nun ... hiebey nicht mehr so umständlich ist, so können wir dieserwegen keine Abänderung in Vorschlag bringen, weil ein jeder bei solchen Vorfällen seine eigene Einrichtung macht und womit auch das Allgemeine zufrieden ist“. Da der Kriegs- und Steuerrat der Uckermark der Gilde durch den Magistrat eröffnen ließ, das Generaldirektorium habe sich bei Gelegenheit eines ähnlichen Antrages der Berliner Gilde ganz bestimmt gegen die Ausfertigung neuer Privilegien erklärt, nahm die Gilde ihren Antrag aber schließlich zurück.

Die Gildemeister wurden alljährlich, wohl bei der gemeinen Morgensprache vier Wochen nach Ostern, gewählt. Am Freitag danach mußten sie ohne besondere Ladung („vnvorbodet“) auf dem Rathause erscheinen und schwören, daß sie im zukünftigen Jahre ihrer Gilde getreulich vorstehen wollten nach ihren Gesetzen und Gerechtigkeiten (1441). Über die Anzahl der Gildemeister ist nichts gesagt, es werden aber wie in den anderen Innungen wahrscheinlich vier gewesen sein. Seit 1601 wird den neu erwählten Gildemeistern vorgeschrieben, daß sie den Gildebrüdern ein Viertel Bier und eine Mahlzeit von drei oder vier Essen geben sollen, offenbar zu dem Zwecke, einer übermäßigen Völlerei entgegenzutreten, die nach Zeugnissen aus der Zeit sonst bei solchen Gelegenheiten reichlich geübt wurde. Es wurde auch ausdrücklich bei 3 Thalern Strafe verboten, von dem Essen etwas wegzuschleppen.

Zu der alljährlichen Hauptversammlung und dem anschließenden Mahle mußte die Gilde zwei Mitglieder des Rates hinzuziehen, damit der Rat sein Aufsichtsrecht wirksam ausüben und die Übereinstimmung der Beschlüsse der Gilde mit den bestehenden Gesetzen überwachen konnte; die sichtbare Mitwirkung des Rates

diente auch zur Stärkung des Ansehens der Gildemeister und ihrer vom Rate abgeleiteten Amtsgewalt. Wie mißliebig, aber auch wie nötig eine solche Aufsicht war, zeigt noch ein Vorfall aus dem 18. Jahrhundert.

Am 13. Mai 1748 verwahrte sich die Krämergilde beim Magistrat dagegen, daß ihr in der Person des Ziesemeisters und Senators Michel ein besonderer Assessor aufgedrängt werden solle, da es ihrem Privileg widerspreche und unnütze Kosten verursache, zumal ihr ohnehin zwei Magistratsmitglieder, die Senatoren Chalié und Schuster, angehörten. Diese Ausführung war falsch, denn nach dem Privileg sollte die Gilde gerade die Kontrolle des Magistrats dulden, und Chalié und Schuster waren als Mitglieder zweifellos nicht gleichzeitig Aufsichtsorgane. Unter dem 2. Oktober 1748 antwortete der Magistrat deshalb der Gilde, sie solle binnen 4 Wochen selbst einen Assessor in Vorschlag bringen, anderenfalls werde man ihr von Amts wegen einen Assessor zuordnen. Die Gilde reichte gegen diesen Bescheid zwar eine Immediatbeschwerde an den commissarius loci ein, es half aber alles nichts; schon 1749 finden wir einen Assessor der Gilde in der Person des Bürgermeisters Strasburg. In der Tat scheint es nötig gewesen zu sein, durch Beiordnung eines Assessors für Ordnung in der Gilde zu sorgen. Denn am 13. 6. 1749 berichtet Strasburg an den Magistrat über die mancherlei Unordnung, die seit Jahren eingerissen war. Die Gildebrüder hatten seit drei Jahren den jährlichen Beitrag von 16 Groschen nicht mehr an die Gilde bezahlt. Beim Hauptquartal am 11. Juni blieben die Mitglieder Gressel, Ebel, Jordan jr. und Schuster jr. und die Witwe Jordan unentschuldigt aus, sie schickten auch ihren Beitrag nicht. Der Compagnon des Schusters, Fritsche, reiste dem Quartal aus dem Wege, zahlte das Einschreibegeld von 13 Th. und den Beitrag nicht und ließ auf Drohung mit der Exekution sagen, er werde es darauf ankommen lassen. Der Magistrat erließ zur Steuer dieser Unordnungen eine entsprechende Verfügung an die Gilde, die auch nicht ohne Wirkung geblieben zu sein scheint, denn wir hören in Zukunft nichts mehr von solchen Mißständen.

Zur Bestreitung der Kosten für die Verfolgung der gemeinsamen Ziele hatte jeder Gildebruder alle Vierteljahr einen Beitrag zu leisten. Dies Skrudelgeld (Skrudeljahr = Vierteljahr) wird 1441 nicht bestimmt, sondern es wird auf die „alte, gewöhnliche Weise“ verwiesen; dabei bleibt es bis 1601. Erst 1694 hören wir, daß der Beitrag vierteljährlich 2 Silbergroschen beträgt. Dabei verbleibt es auch 1717 noch, doch hat später, wie die eben erwähnten Vorgänge des Jahres 1749 ergeben, eine Erhöhung auf vierteljährlich 4 Groschen stattgefunden.

Über die Verhältnisse von Handlungsgehilfen und Lehrlingen erfahren wir merkwürdiger Weise durch das ganze Mittelalter nichts. Es scheint hier alles auf Herkommen beruht zu haben. Erst 1717 wird über die Lehrlinge eine Bestimmung getroffen. Wer einen fremden Jungen als Lehrling nimmt, soll das der Gilde bei der ersten Zusammenkunft anmelden und Dokumente vorlegen, daß der Junge von christlichen und ehrlichen Eltern aus einem ehrlichen Ehebett erzeugt ist. Der Lehrling wird dann im Gildebuch eingeschrieben und gibt dafür 12 Groschen, wovon die eine Hälfte die Gilde, die andere Hälfte der einschreibende Altermann erhält. Außerdem muß der Lehrling der Gilde drei Thaler und der Kirche zwei Pfund Wachs oder 16 Groschen geben. Hat der Lehrling ausgelernt, so wird er losgesprochen und ausgeschrieben. Für die Söhne gildemäßiger Krämer war der Eintritt gebührenfrei. Die Lehrzeit sollte 6 Jahre dauern, was uns sehr lange erscheint. Indes muß man berücksichtigen, daß die Lehrlinge nur mit sehr dürftigen Kenntnissen in die Lehre traten, da die Schulen noch sehr mangelhaft waren. Aus diesem Grunde bat die Kaufmannsgilde in Fürstenwalde 1748 den König, die Lehrzeit bei ihnen statt auf 4, wieder wie früher auf 6 Jahre festzusetzen, da die meisten Lehrlinge in den ersten zwei Jahren erst Schreiben und Rechnen, auch Maß und Gewicht lernen mußten. Dieser Auffassung, die auch die Kaufmannsgilde in Berlin ver-

trat, schloß sich der Magistrat in Prenzlau in einem gutachtlichen Bericht am 8. April 1748 zu dem Fürstenwalder Gestuch nach Anhörung der Prenzlauer Gilde an.

Wie alle Werke und Innungen war auch die Krämergilde darauf bedacht, das Seelenheil ihrer Mitglieder durch eine Altarstiftung zu fördern. Wir hören 1460 von einem Altar der 10 000 Märtyrer und 11 000 Jungfrauen, als dem Altar der Krämer, dessen Einkünfte damals mit denen anderer Altäre zu besserer Ausgestaltung des Mariendienstes vereinigt wurde⁴³). Nach der Reformation fiel diese Stiftung wie alle anderen Altarstiftungen an den „gemeinen Kasten“, die geistliche Salarienkasse, doch schuf sich die Gilde später dadurch wieder einen gemeinsamen religiösen Mittelpunkt, daß sie im Jahre 1690 mit Erlaubnis des Rates einen Stuhl für sich in St. Marien auf das Chor setzte, wofür sie jährlich einen Thaler an die Kirche zahlte. In den Privilegien von 1694 und 1717 wird dazu verordnet, daß jeder neu eintretende Kramer für diesen Kirchenstuhl einen Thaler Einkaufsgeld an die Gilde zahlen soll. Auf Heiligung der Sonn- und Festtage ist man schon seit 1601 bedacht, es wird verboten, an diesen Tagen die Waren auszuliegen und den Laden zu öffnen bei einem Thaler Strafe, wofür 1694 Konfiskation der Waren tritt. Diese Übung kam später völlig außer Gebrauch; erst durch das Gesetz vom 1. Juni 1891 wurde wieder eine allgemeine Sonntagsruhe eingeführt.

Als eine Besonderheit bleibt endlich noch zu erwähnen, daß sich schon 1441 alle Riemschläger, Zaumschläger und Beutler mit Genehmigung des Rates der Krämergilde angeschlossen hatten.

Dabei blieb es auch in der Folgezeit; 1601 wurden als Genossen der Krämergilde Sattler, Beutler, Gürtler, Riemschneider, Teschner und Weisgerber genannt. Diese Handwerker verschwanden teils später überhaupt, teils schieden sie aus der Krämergilde aus und bildeten eigene Innungen.

III.

Die Höker

Die dritte und letzte Stufe in der Reihe der handels-gewerblichen Körperschaften bildeten die Höker oder Haken (penistici), denen der Vertrieb von Lebensmitteln, außer Brot und Fleisch, im Kleinhandel zufiel.

Eine urkundliche Nachricht über einen gildenmäßigen Zusammenschluß der Höker besitzen wir aus dem Mittelalter nicht. Gleichwohl dürfen wir einen solchen wohl als sicher annehmen, da eine Verbindung der Angehörigen des gleichen Gewerbes im Geiste der Zeit lag und eine gewisse Ordnung der Höker als von Alters in Prenzlau bestehend im Jahre 1603 bezeugt wird. Am 7. Januar 1603 (freitags nach Regum)⁴⁴) baten die Höker den Rat, „die Ordnung und Statuten, so von Alters alhier zu Prentzlow vnder den Hakenn sein gehalten worden, aufs Neue wiederumb aufzurichten, ... nämlich, das außerhalb denjenigen, So wir in deß Rath's Hakenbudenn wohnen, nur noch funffe, Nehmlichen dem Steinthor einer, und in der Newenstadt einer, und also nuhr 15 Haken in alles in der ganzen stadt haben sein müssen, welche sich gahr alleine des Hakens gebrauchen.“ Die Höker bildeten also eine geschlossene Innung von höchstens 15 Mitgliedern. Diese Begrenzung der Zahl hatte offenbar stattgefunden, weil die Höker auf die Einwohnerschaft der Stadt allein als ihren Kundenkreis angewiesen waren, und daher nur eine bestimmte Anzahl sich von dem Kleinhandel mit Lebensmitteln ernähren konnte, wenn anders nicht ein unlauterer Wettbewerb durch gegenseitige Unterbietung und als Folge davon eine Versorgung der Bürgerschaft mit schlechteren Waren eintreten sollte. Die meisten der Höker wohnten in den Hakenbudenn des Rates, die neben dem Bäckerscharren die Südseite der heutigen Scharrenstraße einnahmen, nämlich zehn. Diese Zahl ergibt sich aus der Stadtrechnung von 1599 und auch aus späteren Nachrichten. Da wir aus dem

Gesuch von 1603 wissen, daß von den übrigen fünf Hökern einer in der Neustadt und einer am Steintore wohnte, so bleibt nur noch ungewiß, wo die letzten drei ihre Verkaufsstellen hatten. Wahrscheinlich hatten sie ebensowenig wie die auf der Neustadt und am Steintore eine Budenstelle inne, sondern nur einen fliegenden Verkaufstand, denn die Stadtrechnung von 1599, die übrigens nur von vier „Hacken und Thersellern, so außerhalb den Hackebuden wohnen“, spricht, setzt die Abgaben von ihnen unter die sonstigen Steuern von Handel und Gewerbe, nicht aber unter die Einnahmen aus den Stadtbuden.

Der Anlaß zu dem Gesuch der Höker um die Herstellung der alten Ordnung war das in damaliger Zeit übliche Bestreben zur möglichststen Ausschaltung jedes Wettbewerbs. Die Höker klagten, sie würden in ihrem Berufe beeinträchtigt, „durch Schuster und Schneider, Bäcker, vnn Brauer, Kramer, Pfaffen vnn Goldtschmieden die zum Theill Ihre guthe Handwerkke verlassen — sich der faulheitt befleißigenn durch die Hakerey des Schindens und Schabenns sich ernehrenn,“ und auch allerlei, „loses gesinde vnn Tagelöhner, so nichts gelernet, Ja nicht eine Thunne Heringk oder Salz bezahlen können“, handeln mit Hakenwaren.

Der Stadtschreiber hat auf dieses Gesuch ein „Verzeichnis etzlicher Punkten, So E.E.R. b. Bestetigung der Haken-gülde werden in acht nehmen“ gefertigt. Danach soll die Zahl derer, wie viel nur Hakenware feilhaben sollen, spezifiziert werden, ebenso die Waren, namentlich „Heringk, Saltz, Butter, allerlei Käse, groß und klein, Bergers-fisch, Sprudten, Nurgische Butten, Neunaugen, Schullen, Drögen Ahll, und allerhandt dröge fische, Dorß, drögen Lachs, Peckellachs, Speck, Schmehr, Theer, Sohlspeck und liechte.“ Der Gilde sollen vom Rat drei Älteste bestellt werden, die ihr Amt lebenslänglich verwalten und durch Neuwahl aus der Gilde ergänzt werden; diese Ältesten sollen alle Jahr Rechnung tun und dem Rate die Hälfte aller einkommenen Strafen auszahlen. Wenn einer unter den Haken verstirbt, so soll ein anderer, der in das Amt eintreten will, 25 fl. zahlen, von denen der Rat die Hälfte bekommt. Eines Haken Sohn und der Freier seiner Witwe oder Tochter zahlt nur 12½ fl. Eintrittsgeld, halb der Gilde und halb dem Rate. Wöchentlich sollen zwei Haken die Maße und Gewichte revidieren; wer mit falschen Gewicht und Maß betroffen wird, muß 3 Thaler Strafen zahlen, je zur Hälfte der Gilde und dem Rate. Kein Fremder soll außer montags öffentlich feilhalten, wofür die Haken dem regierenden Bürgermeister alle Jahr „ein Achten Theill Butter und ein Viertl Heringk“ geben. Wenn einer unter den Haken keinen Glauben und Fortkommen mehr hat, und ein anderer ihm das Hakenwerk abkaufen will, so soll der Käufer 25 fl. geben, die auch je zur Hälfte der Gilde und dem Rate zufließen.

Es scheint, daß dieser Entwurf nicht zur Ausführung gelangt ist, denn es wird später nirgends eine Gilde der Haken oder ein ihr erteilter Gildebrief erwähnt. Der Rat mag wirklich vorhandene Mißstände auf Grund der Polizeigewalt abgestellt haben, die ihm gerade auf dem Gebiete des Nahrungsmittelsverkaufes nach dem Magdeburger Rechte in weitem Umfange zustand. Das Magdeburger Schöffenrecht verordnet: „Dy lute dy do hoken heysen gebrechen si adir missetun sy ycht an meyne koufe ... si müssen wetten hut vnd hor adir dryer schylinge.“ Die Gerichtsbarkeit über derartige Verstöße der Höker stand wie auch sonst die Polizeigerichtsbarkeit in Gewerbesachen, dem Rate, nicht dem ordentlichen Gerichte des Schultheißen und der Schöffen zu: „Die Ratman haben dy gewalt, daz sy richtin obir allirhande wane mase vnd vnrechte wogen vnd vnrechte scheffel vnd obir vnrechte gewichte vnd obir allerhande spise kouf vnd obir gemeynen kouf.“⁴³⁾ Der Rat konnte also den Höker, der der Bürgerschaft schlechte oder verdorbene Nahrungsmittel verkaufte oder falsche Maße und Gewichte anwendete, mit einer peinlichen Strafe belegen, wodurch der Übertäter ehrlos wurde. In allen minder schweren Fällen wird es der Rat freilich mit einer Geldstrafe haben bewenden lassen, die mit ihrer Höchstgrenze von drei Schillingen in Anbetracht des Geldwertes des Mittelalters

gar nicht so niedrig bemessen war. In den späteren Jahrhunderten dürfte der Rat eine willkürliche Geldstrafe über straffällige Höker verhängt haben.⁴⁶⁾

Eine allgemeine Ordnung wurde für die Höker erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts geschaffen. Am 22. Februar 1748 befahl die Regierung dem Magistrat, „nach Maßgebung der Berlinschen Hökerordnung eine Prentzlow-sche zu projectiren und demnächst zur allergnädigsten approbation einzusenden.“⁴⁷⁾

Diese „Häckerordnung, wonach sämtliche Häcker und Aufkäufer in der Stadt Prentzlaw sich genau achten sollen“, wurde unter dem 20. Juni 1748 erlassen und am 13. November 1748 von der Churmärkischen Kriegs- und Domainen-Kammer bestätigt. Sie macht den Betrieb der Hökerrei von einer Konzession des Rates und Polizeidepartements abhängig, bei Strafe der Konfiskation der Waren, setzt die Zahl der Höker auf höchstes 30 fest, und beschränkt die Zulassung zum Hökerhandel auf Bürger und Bürgerwitwen. Den Hökern wird nur die Führung folgender Waren gestattet: Heringe, Butter, Käse, Speck, geräuchertes Fleisch und Fische, gewässerter Stock- und Berger- oder Klippfisch, Schollen, Saltz, Seife, Lichte, Eier, Schmeer, Hirse, Linsen, allerlei Arten Grütze, grobe und ordinaire Gerstengraupen, Rüben, Erbsen, Hanff-Körner, allerhand Gartensamen und Gartenwerk, Obst, Branntwein, Besen und Kien, Eisen in kleinen Stücken. Der Handel mit allen anderen Sachen, namentlich Zucker, Thee, Kaffe und Tabak wird den Hökern bei Strafe verboten. Weiße Seife und Lichte dürfen sie nur von einheimischen Seifensiedern und Lichtziehern kaufen. Der Verkauf wird den Hökern an den Markt- und anderen Tagen untersagt; sie dürfen vor 1 Uhr mittags nichts von den vom Lande zur Stadt gebrachten Waren kaufen. Wagen, die erst nachmittags zur Stadt kommen, müssen mindestens zwei Stunden zum feilen Kauf halten, bevor die Höker ihren Bedarf bei ihnen decken dürfen. Zuwiderhandlungen gegen dies Verbot ziehen das erste Mal Geldstrafe von 5 bis 10 Thalern, das zweite oder höchstens dritte Mal Verlust der Konzession nach sich. Die Budenstellen werden den Hökern auf dem Markt und den Haupt- und Nebenstraßen von dem Polizeidepartement gegen Erlegung von 8 Groschen angewiesen. Die alten Hakenbuden in der Scharrenstraße waren damals schon verschwunden, da die ganze Gegend durch den Abbruch des alten und die Erbauung des neuen Rathauses in den Jahren 1720—24 gänzlich umgestaltet war. Allmonatlich soll eine Taxe für die Preise der Hökerwaren vom Rate errichtet und ausgehangen werden, damit die Käufer nicht überteuert werden können. Sämtliche Höker zahlten jährlich den Höker-Zins von 18 Thaler 16 Groschen an die Kämmererei.

Da die Krämergilde befugt war, auch ihrerseits mit allen Hökerwaren zu handeln ohne Hökerzins zu zahlen oder eine besondere Konzession einzuholen⁴⁸⁾, so ergaben sich zwischen den Krämern und Hökern leicht Reibungen. Die Kaufleute verlangten zuweilen auch, daß von ihnen die Höker ihre Waren nehmen und sie nicht etwa selbst aus Stettin und Mecklenburg einholen und en gros an die Höker in den kleinen umliegenden Orten wieder verhandeln sollten⁴⁹⁾. Unter den 13. Januar 1779 entschied das Generaldirektorium auf eine dahin gerichtete Beschwerde der Kaufmannschaft, daß, „wenn die Kaufleute zu Prentzlow die dortigen Höker ebenso gut und wohlfeil, als die Kaufleute von Berlin und Stettin oder andere einländischen Städten mit den benötigten Waren versehen können, die Höker in solchem Fall ihre Waren von denselben nehmen müssen, weil insoweit die hiesige Höker-Ordnung (d. h. die Berliner) auf den gegenwärtigen Streit ihre Anwendung findet. Wenn aber die Höker zu Prentzlow ihre benötigten Waren nicht so gut oder nicht so wohlfeil als aus anderen Unsern Städten bey den dortigen Kaufleuten erhalten können, so ist nicht abzusehen, warum die besagten Höker nicht ihre Waren von anderen einländischen Kaufleuten, die sie am besten bedienen, sollten entnehmen dürfen. Der Handel en gros kan indeßem den mehrgedachten Hökern so wenig in als außerhalb Prentzlow verstattet werden, weil dieses ein Kaufmännisches Gewerbe ist, deßen sich die Höker enthalten müssen.“

Der Streit kam aber nicht zur Ruhe, weil natürlich die Preiswürdigkeit und Wohlfeilheit der Waren und die Grenze zwischen Groß- und Kleinhandel je nach dem Standpunkt, den man dazu einnimmt, sehr verschieden beurteilt werden konnte. Nachdem im Jahre 1799 noch einmal entschieden war, daß die Höker zum Bezuge ihrer Waren von den einheimischen Kaufleuten nicht verpflichtet seien, kam endlich am 11. März 1805 ein von der Regierung bestätigter Vergleich zwischen der Kaufmannsgilde und den Hökern zustande, in dem Folgendes bestimmt wurde:

1. Die Höker sollten ihre Waren nur en detail und pfundweise vertreiben und Butter, Heringe und Seife nicht in Achtel-, Viertel- oder halben Tonnen verkaufen; Butter sollten sie bis zu zehn Pfund, Heringe schockweise verkaufen dürfen.
2. Heringe verpflichteten sich die Höker solange von den Prenzlauer Kaufleuten zu beziehen, als sie solche nach deren Versicherung für die nehmlichen Preise, wie in Anklam oder anderen inländischen Orten, wo ihnen der Einkauf gesetzlich gestattet ist, mit höchstens einer Provision von 6 Groschen pro Tonne, erhalten können, und gegen die Preiswürdigkeit der Ware keine begründeten Einwendungen stattfänden.
3. Butter können die Höker einkaufen, wo sie wollen, jedoch sollen die Höker von den Holländern, die Butter zur Stadt bringen, keine Butter aufkaufen in den Häusern, wo sie einkehren, zumal das ohnehin gesetzwidrig ist.
4. Die Höker entsagen dem Handel mit allem feineren ausländischen Käse, mit Ausnahme des Mecklenburgischen, der gewöhnlich für 2 Groschen 6 Pf. bis 3 Groschen das Pfund verkauft wird.
5. Die Kaufleute geben den Hökern den Bezug der schwarzen Seife aus Pasewalk und anderen benachbarten inländischen Städten frei.
6. Der den Hökern nicht einmal namentlich zukommende Tabaks-Handel wird ihnen, soweit es sich um schlechten Rollen- und Kraustabak handelt, welcher letzterer aber nicht eingeschlagen sein darf, zum freien Handel zugestanden, aber nur innerhalb der ihnen vorgeschriebenen Grenze hinsichtlich der Menge.

Wie sich die Gegensätze zwischen den Angehörigen der verschiedenen Gruppen des Handelsstandes infolge der geschichtlichen Entwicklung allmählich lösten, mag in einem besonderen Aufsatz dargestellt werden.

Anlage I

Stadtarchiv Prenzlau Nr. 168

1372 April 4. Prenzlau.

Der Rat von Prenzlau verkauft der großen Gilde der Kaufleute 7 Pfund jährliche Einkünfte.

Coram omnibus presencia visuris seu audituris. Nos consules civitatis Prinzlaw lucide profiteamur in hijs scriptis protestando, Quod maturo consilio accedente et prehabita deliberacione bona mente concivium pociorum presentibus dimittimus honestis viris et discretis magne gulde mercatorum nobiscum in ciuitate prinzwaw qui pro nunc sunt et temporibus futuris erunt Gulde mercatorum septem talenta brandenburgensium denariorum, accipienda et tollenda quattuor talenta brandenburgensium denariorum de censu, qui nominatur byrsroden et illis, qui ad ipsum sunt constituti, singulis quartalibus anni unum talentum brandenburgensium denariorum videlicet festo nunc beati johannis baptistae unum talentum, festo beati michaelis unum talentum, festo nativitatis christi unum talentum, festo pasche unum talentum. hijs festis continua suscipienda singulis annis, et a casa in qua moratur johannes schapow, sartor, quolibet quartali prefato decem solidi brandenburgensium denariorum et a casa arundinum, in qua moratur albertus westwal, quolibet quartali antedicto quinque solidi brandenburgensium denariorum pacifice et quiete. Pro quibus quidem septem talenta predicti magistri gulde mercatorum

nobiscum in prinzwaw ex parte gulde ipsorum nobis penitus persoluerunt septuaginta marcas argenti minus una marca argenti brandenburgensis et ponderis in usum et profectum nominale civitatis utiliter conversas et redactas, de quibus ipsos dimittimus quitos et solutos. Si vero quod absit aliquod defectum habuerint in dictis talentis Ita quod ipsis fieri non possent aliquibus predictis expedite terminis alicuius impedimenti quacunque occasione, Ex tunc eadem septem talenta de nostro consistorio ipsis dare debeamus sine contradictione aliquali. Reseruantes nobis et quibuscumque presidentibus consilio in posterum plenam potestatem reemendi dicta septem talenta brandenburgensium denariorum pro septuaginta marcis argenti minus una marca brandenburgensium denariorum et ponderis. ut ipsi nobis pro illis septem talentis dederunt dumprimum poterimus deo nobis providente. Ex tunc cum consilio predictorum magistrorum gulde mercatorum istud argentum videlicet septuaginta marcas minus una marca argenti brandenburgensis et ponderis ponere debeamus ad alios redditus ubi competencius poterint inveniri quod frustra inde possint perpetue permansuros ad primam inter missas altaris sanctae crucis in ecclesia beatae virginis mariae applicatas. quo facto prefixa septem talenta ad usum nostre civitatis redibunt ut in antea fuerunt sine dilatione aliquali. Testes hujus sunt Stephanus de Stendal, hentzo scroder, Gherd lucifer, rule stretz, Cunrad ghoritz, betekinus vornwolde, cunrad dedelow, jacobus langhe, copkinus blingow, hermannus hyndenburgh et johannes gustow consules presentis anni in prinzwaw et plures alii fide digni. In cujus rei testimonium sigillum nostre civitatis presentibus est appensum. Datum et actum prinzwaw anno dmi. m^o. ccc lxxij. Ipso die dominico quum cantatur Quasimodo geniti.

Anlage II

Stadtarchiv Prenzlau Nr. 707

Unsen gute frundliken willigen dinst vnd was wi jwer werdicheit tho dinst moghen bewisen Erwidrigen leuen Hern vnd frundes jwer agbarheit don wi kunt wo dat in langhen vorghanden jaren twidracht ghewerre vnd schelinghe was gheweset in vnser stad tusschen de Erliken twee ynningen alse der wantsnider vnd der wantmeker dar vmme vake vnd vele claghe sint vor vns ghekamen vmme deß willen dat de wantmeker yr wolden want sniden vnd sneden vnd vorkoften vnd leden dar mede nedder der wantsnider ghilde vnd vorderuen sye med vnrechte med sulfwalt vnd med friuele wedder beyder ghilden rechticheit vnd briue de sy in beyden syden von alder hebben von der stad von vnser vorfarn vnd von uns. vnd der briue vtschrifte sende wi jwer erbarheit besloten in desseme vnser briue. begherende dat gi de sulue latinschen vtschrifte willen jw laten vernemeliken vtleggen vnd willen se ouerwegen vnd latet jw des nicht vndres vndres vndres. Des clagheden de wandsnider tho langher tyd dat se also vorvnrrechtet vnd krenket worden van den wantmekern alse vorgheruret is vnd seden wo dat se darvmme vake vnd vele recht gesucht hedden vor der wantmeker ynninghes meystern. men cy muchten dar neyer wandel lik oder recht wedderfaren to langhe went dat de wantsnyder desse suluen claghen brachten vor den Rad vnd vor de andern drye werke alse de knokenhower Becker vnd schomaker vnd clagheden ouer de wantmeker vmme gar uele broken de se jegen der wantsnider ghilde vnd rechticheit tho velen jaren ghebroken hadden. vnd don de wantmeker vornemen dat alle de broke vnd buten etliken eren ghildebrudern wolden tho grot vnd tho sware werden. do seden se meynliken med eyndracht, dat se al erer sake wolden bliuen bi deme Rade vnd bi den andern voren. dren werken alse wo de rad vnd de werke se darvmme vorscheiden, dat wolden se gerne stede vnd vaste holden vnd des ghelikes seden vnd fulborededen ok de wantsnider vnd an en is nye borst gheworden. des druch de ganze rad nye vnd alt eyn med den vppgen dren ghilden vnd vorscheiden de vorben. twee ghilden also alse se all erer saken by en ghebleuen weren dat alle broke vnd twidracht de vorgeschyn was scholde gentzliken dot vnd

wedgelegt wesen. men hirnegest scholden se sik halden nach der nyen vorscheidinge de en de rad vnd de drye werken don vppet nye dar ouer ghyuen vpp dat so daner clagen nicht mer not scholde wesen, vnd so gaff de rad med den vorben. dren werken den dicke benumeden twen ghilden eynen ysliken eynen nien brif vppe de vorscheidinge besegelt med der stad groteste ingesegel vnd de briue nymen se tho sik vnd fullbordeden vnd annameden se an beiden siden vnd hebben se rede wol vif jar gehat vnd beseten, Vnd der briue vtscrijt sende wi ok jwer vorsichticheit hirin vorslaten de gi wol mogen vornemen vnd dat desse eyndracht vnd desse vorscheidinge gentzliken also gheschin vnd gan is dat mogen wi fulkameliken bewisen med deme gantzen alden rade vnd med den erigen. dren ynningen, werken vnd ghilden, indes synt nu de ynningmeyster der wantsnyder van erer ghilde weghen echter vor vns ghekamen vnd hebben ere thosprecke in eyner script vor vns gebracht vnd hebben sunderliken claghet ouer drye ghildebrudere der wantmekere also Hans beekere, claus hildebrande vnd beteke vorstenowen wo dat se sik med vnrechte vnderwunden hebben der wantsnidere ghilden vnd hebben want ghesneden vnd vorkofft dat en doch nicht behort vnd hebben dar mede der wantsnider ghilde kreket vnd vorunrechtet wol tho vif steeden also de suluen ghildemeystere tho den vorben. dren newolden men vmme so danen broken also se dar anne moghen dan hebben. Vnd thin darmede in so v.e.e also en dat recht kostet vnd begheren dar recht vmme vor deme rade. Vortmer tho der klaghe synt de erghenannten drye wantmeker vordodet vnd synt geeschet dat se darto scholden antworten men des willen se med alle nicht doen. se willen nicht antworten noch tho ja noch to nene. Vnd seggen nu dat ere ghilde den nyen brif vppe de leste vorscheidinge ere gheruret nicht schole hebben annamet noch ghewulbordet vnd scholen dartho drunghen wesen dat se den brif ok muften tho sik nemen. Vnd seggen vorbat med allen eren ghildebrudern, dat se by eren alden briue willen bliuen also wanner se also werden ghewrughet vnd verwunnen also de ersten briue vtweisen, so willen se wol antworten vnd rechtles pleghen. Ouer de wantmekere hebben yo der alden briue nicht willen holden vnd derumme wert en ok de nye brif ghegeuen in aller wise also hir vor steyt ghescreuen. Vnd nu breken se ok de nye vorscheidinge vnd de nyen briue vnd willen med sulfwalt want maken vnd ok sniden vnd so vorkopen. Vnd hebben darmede der wantsniderghilde so mer gantz nedderlecht vnd vordoruen in vnser stad. dar byde der stad vnd der wantsnidern grot schade affkumpt van thiden tho thiden van jare tho jaren vnd wy besorghen vns dat van dersuluen twydracht vck groter schaden vnd vnghelimpe muchte kamen also jwe erbaricheit, dat vol mach ouer denken. Erwerdige lyuen hern vnd vrundes dyt recht entsteyt vns vnd wy synt des nicht gantz synrike also dane vorscreuen saken tho vorscheydende med deme rechte, hirvmme bydden wy jwer louelyken wisheit dat ghi vns hir vpp willen scriuen wo wy hirbi doen moghen nach rechten meydeborgh. rechte Also oft de rad so dane saken moghen richten sunder den richter vnd schepen na den male dat de ghilden yo ere rechticheit hebben von deme rade. Vnd oft vnse briue alde vnd nye ycht scholen by erer macht bliuen also dat de vorben. drye wantmekere vor vns ycht antworten scholen tho nene oder tho ja oder wes hir eyne recht medeborg. recht vmme sy. Gehescreuen vnder vnser stad secreto radmanne der stad prenzlow.

1. Ob so hett de Rad von den forsten dat ouerste richte bouen richter vnd schepen in allen saken.

Hir vpp spreken wy Schepen to Magdeborgh ein Recht Hebben gy dy gewantsnider vnde gewantmeker der breke vnde schelingen dy sy tosamem hebbe gehad als sy dar vpp yw vnde dy andern dry werke gesat hadden gentzlick tom ende gescheiden vnde nye Brieffe wi men dit in den beyden werken halden soll, dar ouer geueuen als dy aueschrift des dudesschen brieffes der nyesten giff utwiset, So syn sy van beyden syden dy gewantsnider vnde gewantmeker dy scheidunge vnde brieffe alt vnde nye nach orem lude plichtich to halden vnde dy wantmekere mogen sik dar kegen med sulkere hulpereden

als gi in jwer schrift vortellen. Also dat ore gulde den nyen brieff vnde de leste scheidung nicht sulle hebben angenamet nach gefullbord vnde sy sollen dar to gedrunghen wesen etc. nicht behelpen. Is denn den wantsnidern von den wantmekern an der scheidungen vnde brieffen brok worden vnde wollen dy wantsnider dy brokhafftigen daran med rechte fordern vnde der broke vttragen med rechte vnde gerichte na der scheidung lude. So muten dy virmestern der gewantsnider dy brokhafftigen vor den virmestern der wantmekere vorlagen, dar sin sy plichtich to antworten to neyn oder to Ja vnde sy sollen darvmme der achte mestere gerichte liden na lude der nyen bryeffe vnd scheidungen vnde ok der alden vnd wolden sy denn der acht mestere gerichte nicht liden, So mogen gi dit richten nach lude desser vorwelkorder enscheydinge von yuwer stad vnde rades wegen von rechts wegen Besegilt med vnser Ingeseget.

Anmerkung: Die Zeile 1. ist von anderer Hand hinzugefügt.

Anlage III

Stadtarchiv Prenzlau Nr. 437

1481 November 26

Merten Kule aus Basedow verkauft der Gewandschneidergilde Gerechtigkeiten und Einkünfte zu Bietikow für 50 M Finkenaugen.

Vor allen Luden, dy dessen Brieff zehn oder horen lesen vnde vor als weme dare hie vorkumpt Bokenne ik merten kule wonaffich to Basedow vor my vnd vor myne rechte erue dad ik met vrygen willen vnde med wolbedachten boraden mude vorkofft hebbe vnde iegenwordich vorkope in krafft vnd macht desser briues den eersamen vnde wisen Guldemeystern der wandsnydere vnde gemeyne gulden brodern upper gulden bohuff vnde alle ore nakomelingen nemelken matheus kulown paschen damerown achym schiuelbein vnd pawel klynkebil alle guldemeystere desser jares desse nageschreuen rechticheyden vnde ierlich vppboringe bolegen in deme dorpe vnde vpper feldmark to Bietikow. Alße vppe Jakob kuns Hoff vnde Hufen dar hie nw vppe wanet darsuluest to Bietikow twe mark vinkenogen vortmer vppe Jaspar werben Hoff vnde Hufen dar hie nw vppe wanet vnde bodriff twe mark vinkenogen vortmer vppe clawes krughers hoff vnde vppe dy pentz hufe dar he nw vppe wanet veffteyn schillinge. Desse vorbenommende ierlike pacht scholen dy vorbenomenden Guldemystern vnd alle ore nakomelinge der vorgenannten Gulde heuen alle iar vppe martini epi. van den vorbenomeden luden dy de houe bositten vnd dy Hufen boackern vnd van allen oren nakomelingen vnghehindert myner odir myner eruen vnde wil en des eyne recht gewerer syn vor vnserm gnedigen Heren deme markgreuen vnde vor alle dy ghene dy vor recht kommen willen zo lange vnd zo vake alße ik en des von rechtifwegen plichtich byn jd zy geystlik odir werlik gerichte. Gescheget ok dad desse vorbenomeden lude desse pacht nicht vtgeuen in ore rechten pacht dage. So mogen dy guldemester der vorgenomeden Wantsnyder vnd ore nakomelinge bynnen deme iare odir en dad enen is zye darvmme panden wen en dad enen is vnde wake mer den panden also wonlik odir recht is. Gescheget ok dad dyd gud vorwustet worde dad god affkere So scholen zy houetstul vnde renthe wedder boren vthe mynen redesten guderen wor ik dy hebbe odir woran ik dy hebbe zo lange dad dad gud kumpt wedder in weren sunder hulperede. Ok wil ik did gud vordynen wegen mynen gnedigen Herrn des landes cyrforste vnde holdent vor em vry von aller vnplicht ok wil ik en desse vorgenannte rechticheyden vorlaten vor mynen gnedigen herrn den markgreuen odir syne waldiger wen zye my dar to eschen vn nemen dar anne neyerleye hulperede vnde schicke en ok hur vpp syner gnaden willebrief odir syner gnaden waldigen dar syne gnade mede tostadet dad koupp syner gnaden wille zy vnd fulmechtich moghe zyn. Ok hebbe ik desse rechticheyden en vorlaten in deme gerichte to Bietikow vor den richter vnd meyne inwonern alße recht is. Vor desse

vorbenomede rechticheit hebben my dy vorbenomenden Guldemestere tor nughen vorboreydet veftich mark vinkenogen genges geldes an eyner summen dy ik gekeret hebbe in mynen framen dar ik zy quith leddich vnd los anne late in krafft vnd macht desses briues. In desseme vorgedaten kope hebbe ich vorgedate merten vor my vnde myne eruen boholden eynen rechten wedderkavff alße wen er ik odir myne eruen desse vorgeannte ierlik vppboringen wil wedder losen, So schal vnde wil ik odir myne eruen en odir eren nakomelingen to johanns baptiste vppseggen vor martini brifflik odir mundlik vnde vppe den enckeden dach martini to hope wedder geuen dy veftich mark vinkenogen met der geborenen ierliker vppboringen an eyne summen sunder bose geferde. Offt denne dy boreydunge na der vppseekgunge nicht enschege vppe den enckeden sunte mertens dach watterleye schaden dy vorgeannte Guldemestere odir ore nakomelinge dar vmme deden to crysten odir to yoden vppe kistenpande woker odir vppe gude borgen den schaden met alle laue ik vorgedate merten vor my vnd vor myne eruen en vnde alle oren nakomelingen to bonemende gelik den veftich mark vinkenogen sunder bose geferde. Alle vorgeschreuen stücke vnde artikeln laue ik vorgedate merten vor my vnd vor myne eruen der vorgeannten guldemeystern der wantsnyder vnd alle oren nakomelingen met hande vnd met nunde. Stede vast in guden getreuen vnd guden gelouen zo to holdende sunder iengerleye bose geferde. Hyr by an vnde ouer synth gewesen Meyser johannes damerow iunckfrowen prouet to prenpßlow ern nikolaus klynkebil ern Andreas syndke alle priester vnde mer fromer lude alle lauen vnd tuges wol werdich. To groter tuchnisse hebbe ich merten kule myne Ingesegele mit willen vnde witschapp witliken laten hengen an desse open briff dy geschreuen is na der bord cryst vnser hern vierteynhundert iar dar na in deme eynvndeachtigsten iare des mandages negest na katharine virginis martirs.

Anlage IV

Stadtarchiv Prenzlau Depot der Kaufmannsgilde

1441. August 2. Gildebrief des Rates für die Krämergilde.

In godes Namen Amen. Wy Borgermeistere vnd Radmanne der Stadt premßlaw Nye vnd olt Bekennen vnd betüghen openbar in dessen briue, Thu eyner ewighen dechnisse Dat wy met wolbedachten mude vnd met guden vorrade vnser wegersten borghere vmme mangerleye nut vnd fromen wille desser genanten stad Bestediget, Thugelaten vnd bevestet hebben met ganzer macht desses briues der Kremer gulde vnd bruderschaft met vns met sodanen stücken vnd artikeln vnuerbroken stede vnd vaste thu holdene by den broken vnd willkoren alze hirna geschreuen stan oder vnder sick noch setten werden na redeliker wyse. Thume irsten malē Sette wy vnd willen dat neyne buten odir fromde kremere hir meyr des Jares thun markte stan scholen wan twyc jmme jare twe daghe byeinander vnde lengher nicht vtgenommen den koipzeligen mandach vnd den fryen jarmarkt jm jare so moghen sy stan so lange alze van oldere hir gewonlich gewest is. Jtem wan die fromden kremer hir so komen vnd vtstan up welke tyd dat geschiet, alze vorberüret is So scholen vnd moghen sy an pepere an soferane an engefere an negelkenn an rossyne an mandelen an vyghen an ryse. herße wasse vnd an allerleye kremerye die louelken's vngefart vorkopen wüvole vnd wüweynich sy konen. Jtem schal ein iglich kremer van buten vnd hir bynnen rechte wicht rechte mate hir na der stad wicht vnd mate vnd ok rechuerdich gut vnd louelke kremerye veyle hebben. Dar die guldemeistere van der kremer gulde upwaren vnd achtunghe up hebben scholen vnd oft sy ymande mit vnrechter wicht odir mit vnrechter odir valscher kremerye befunden odir mit vnrechter mate Ed were van bynnen odir van buten kremeren Det scholen sy na des rades wille vnd vülbort richten vnd broke nemen teyn mark gengher vinken penninghe Wil die rad met den guldemeistern dar gnade odir gunst an dun des scholen sy mechtig wesen vnd die broke schall der stad halff vnd der gulde halff geilden Jtem schal hir nymand der kremer gulde hebben

odir besitten Ed sy man odir frouwe die kramwerk handelen wil Hie schall vor thu twen tyden vor der kremer morgensprake alze up wynachten vnd up vastelauende die guldemeistere vmme die gulde spreken vnd wan hie thume druddenmale bescheyden vnd thugelaten wert bet in die morgensprake. So schal hie synen adelbriff na wonliker wyse vorsegelt vor vnse heren die radmanne vnd vor den olderluden vnd guldemeistern der kremer jn orer meynen morgensprake Eins im Jare alze des virden sundages na paschen vngefert vinteynnacht vor odir na bringen. den briff lezen laten. wert hie denne thu gestadet. So schal hie gheuen vir mark vinken gengher penninghe Die der stad vnd der gulde thu gelikeme deyle geilden scholen vnd die schal denne der gulden rechticheit vnd louelke wonheit in aller wyse holden vnd helpen sterken in allen dinghen Alze gewonlich vnd redelich gereyt mank sy ys odir thukommende na redeliker wyse upgesettet muchte werden. Jtem alle jar alze wan sy morgensprake hebben Scholen sy twe vt deme rade thu orer morgensprake koste bidden thu vorne alze hir in andern Gulden gewonlich ys Jtem oft ymand mank sy jn orer gulden jn den pingsten odir up ander tyde wan sy ore plechlike wonheit vnd gulde pleghen thu begande. wolde vnstur dryuen Ed were man odir frouwe met flukende met scheildende met boßliken drouwende mit slande odir met anderen vnredeliken saken dergelike vnd wolde sik synen guldenmeistern dar nicht laten anlesecken den scholen die guldemeistere strafen vnd synen broke nemen na des rades rade Eine mark vinken gengher penninghe so vake alze hie brekt die broke deme rade vnd der gulde thu gelikeme deyle gelden schal. Jtem schal hir nymand neynerleye kramerye veyle hebben noch verkopen odir vorsnyden an ellentale Ed sy an pargen an bleickter lywant bouen ses schillinge die elle an welscher an bomwullen lywant odir ander kramware der gelyke Ed sy denne dat hie hir der kremer gulde gewonnen vnd na aller redeliken wyse geholden hebbe. Dede ymand dar hone Den scholen die guldemeistere darvme strafen vnd na des rades rade synen broke nemen vir mark vinken gengher penninghe so vake alze hie brekt die broke der stad vnd der gulde thu gelyken deyle gelden schal. Jtem schal nymand hir van den kremeren bynnen huses in der herberghen odir buten marktdages van buten kremeren entelinge kremerye vorkopen. Ed were denne dat hie sampdeskopes koffte odir vorkoffte vnd worde ymand met warheit van den Guldemeistern so befunden odir gewrügt So schal die koper vnd vorkoper iglich eyne mark vinken gengher penninghe breken so dicke vnd vake alze dat geschiet Die broke der stad vnd der Gulde thu gelikeme deyle geilden schal. Jtem wan der kremer morgensprake gewest ys vnd die guldemeistere sich vorkoren vnd vorsettet hebben So scholen die nyengekoren Guldemeistere des nehsten fridages darna vnvorbodet upet radhuß komen vnd ore recht dar dun uppen hilghen na wonliker wyse. dat thukomende jar ore gulde detruweliken thuvorstande na oren gesetten vnd rechtigeiden Jtem eyn iglicher vt der kremer Gulde schal synen guldemeistere ghehorsam wesen jn allen saken der gilde antreffende vnd welker vnhorsam worde wan sy en vorboden lieten vnd nicht elyke odir redelike entschuldunge hadde. Die schal der gulde alleyne thu broke gheuen eynen schilling vinken so vake alze hie unhorsam wert, vortmeyr schal ein iglich guldebruder alle skrudeljars syn scrudelgeilt gheuen na orer olden wonliken wyse. Ok schal eyn iglich in der gulde so van eynen par volkes thum geringsten eyn thu der vylghe wesen wan ymand vt der gulde vorstoruen ys vnd schal ok den doden na thu grafe vnd des morgens der baren volghen vnd thu offere mede gan by eynen schilling vinken brokes die der gulden alleyne horen vnd blyven schal Jtem scholen die guldemeistere mit flite darthu sien vm achtunghe thu hebben dat me die peperkuken louelken backe vnd make Darthu ok louelken medebruwe vnd schenke vnd wie met unlouelken kuken odir met medebruwene odir schenkene befunden worde die schal vir mark breken der stad vnd der gulde thu gelyken deyle. Jtem wie mede bruwet vnd in deme jare schenken wyl vnd an sunte mertens auende den nicht setten let na wonliker wyse. Die schal der stad thu broke gheuen alleyne eyne mark vinken gengher pen-

ninghe. Jtem hebben sick alle rymslegere tomslegere vnd budelere die desse genante gulde rede hebben odir noch wynnen werden mit in desse gulde ghetoghen na vuseme thulatene in sodaner mate, Dat sy alle stucke, gesette, artikele, gerechticheide vnd gewonlike wonheide so vorberitret is worden desser genanten kremer gulde gherne hebben Ore gulde sterken By macht beholden vnd ok oren guldemeistere in allen saken gehorsam wesen willen gelike andern medebrudern der genanten gulde nichtes nicht buten bescheiden. Thu tughe vnd groter bekentnisse hebben wy Borgermeister alze hennig

kyritz vnd Kune goritz vnd wy radmanne dessen jares alze Clawes hegher heyne Schenkenberg Hans schonen feldt Klawes greuc, Hans rynow Klawes Korner, Matthys briest hans templyn vnd Klawes meyneke Der Stad PremBlow groöste ingesegel met willen witschap vnd vulbort vor vns vnd vor vnse nakomlinghe laten henghen an dessen open brieff die geschrewen ys na cristi vnsers lyuen Herren ghehort virteynhundert Jar dar na in den eyndvndirtigsten Jare am middeweke na vinkula petri des hilghen apostels.

1) Koppmann, Hanserezesse, Einleitung I. XXV. — 2) Wilda, Gildewesen S. 228. — 3) Riedel, Cod. dipl. Brand. A XXI 101. — 4) A XXI 157, 159. — 5) A XXI 410. — 6) Ungedruckt, Stadtarchiv Prenzlau. — 7) A XXI 166. Die Urkunde weist im Original deutlich das Wort Schuworchten auf, das sich auch sonst für die Schumacher findet. Riedels aus einem Kopialbuch entnommene Lesart „Schuwachten“ ist also unrichtig, ebenso die von Sedt I 110 dafür gegebene Deutung „Schauwachten“ = milites castrenses. — 8) Ungedruckt. S. Anlage I St. A. Przl. Nr. 163. — 9) A XXI 203. — 10) A XXI 215. — 11) Ungedruckt. S. Anlage II. St. A. Przl. Nr. 707. — 12) A XXIII. 3. Omnes vero exercentes officia, videlicet Pistores, Sutores, carnifices, seu cuiuscunque operis fuerint, non liceat eis habere quod dicitur Inninghe in civitate nisi de voluntate et permissione consulum. — 13) A XXI 150. — 14) Daß die Gewandschneider in einem gewissen persönlichen Verhältnis zu dem Landesherrn standen, wird durch die Bemerkung von Klödens (Stellung des Kaufmanns während des Mittelalters, Berlin 1841—44, S. 43) bestätigt: „Die Gewandschneidergilde stand unter Aufsicht des Raths, wie andere Gilden, dagegen ist es bemerkenswert, daß die Gildebriefe stets von dem Landesherrn, und nicht vom Rate, als nur im Auftrage des Landesherrn, gegeben sind, wenigstens ist mir von dieser Regel keine Ausnahme bekannt.“ Der Satz in der als Anlage Nr. II mitgeteilten Rechtsfrage „wedder beyder ghilden rechticheit vnd briue de sy in beyden syden von alder hebben von der stad von vnsern vorfarn vnd von vns“ scheint dem allerdings zu widersprechen. — In die Schwedter Gewandschneidergilde ließen sich sogar die Markgrafen Otto IV. und Ludwig der Ältere aufnehmen. — 15) van Niessen, Städtisches und territoriales Wirtschaftsleben in märkischem Odergebiet (FBPG., Bd. 16, S. 43). — 16) A XV 8. Lieegang, Kaufmannsgilde in Stendal (FBPG., Bd. 3 S. 1 ff.). — 17) Zu der Bezeichnung Plätze vergl. Grimm, Rechtsaltertümer II S. 335, Nr. 8. Auch in Stettin gab es eine „Plätze“ an der Großen Wollweberstraße gegenüber der Kleinen Wollweberstraße (Lemcke-Fred-

rich, Stettiner Straßennamen, S. 19, S. 86 Anm. 9 und dort. Cit. Die Plätze in Prenzlau war 1618 schon abgeschafft, wie die Tuchknappensatzung aus diesem Jahre erwähnt. — 18) A XXI 352. — 19) Götzte, Geschichte d. Stadt Stendal, S. 52. — 20) Wehrmann, Gesch. d. Stadt Stettin, S. 100. — 21) In Frankfurt a. O. 1335: pannicidi sive mercatores; 1353: pannicidi et mercatores A XXIII, 28. 61. — 22) In Frankfurt a. O. 1267 u. 1401. A XXIII. 5, 39. — 23) A XXIII 22. Holtze, Berliner Handelsrecht in Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, Heft XVI, S. 15 f. — 24) Schmidt, d. Geschlecht von Bismarck, S. 1 ff., S. 2.6 ff. — 25) 1335, 1348, 1355, 1357, 1379, 1384, 1392 (A XXI 144, 161, 172, 177, 211, 216, 224). — 26) Pribatsch, d. Hohenzollern u. d. Städte d. Mark i. 15. Jahrh., S. 66. — 27) Ried. Cod. dipl. D. I. 202. — 28) A XXI 260 ff. — 29) A XXI 290. — 30) Ungedruckt. Anlage III. St. A. Przl. Nr. 437. — 31) A XXI 386. — 32) Pribatsch, d. märkische Handel a. Ausgang des M. A. (Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, Heft 36). — 33) 1399: Diedrich Dreyer und Thomas Gristorif, Gewandschneider u. Irserseller. — 34) Microchronicon d. Sabinenkirche, 1619, 14. August: „Peter Wilde, vornehmer Seidenhändler und Gewandschneider. — Auch in Stendal wurden die Gewandschneider im 17. Jahrhundert Seidenhändler (Götzte, S. 100). — 35) Sedt II., 108 nach dem Bericht über den Zustand Prenzlaus vom 13. Januar 1643. — 36) Rezeß vom 6. 12. 1637 (St. A. Przl.). — 37) Anlage Nr. IV. — 38) Alle Privilegien im Depot der Kaufmannsgilde im St. A. Przl. — 39) St. A. Przl., Akten F, 72. — 40) A XXI 385. — 41) St. A. Przl. Depot der Kaufmannsgilde Akten Nr. 12. — 42) Akten des Nadlergewerks im Uckermärkischen Museum. — 43) A XXI 429. — 44) St. A. Przl. ohne Signatur. — 45) Magdeburger Schöffengericht, Buch I, 6 und 10. — 46) Holtze a. a. O. S. 89. — 47) St. A. Przl., Akten F, 72. — 48) St. A. Przl., Akten F, 72. Auf eine Anfrage aus Strasburg U/M bestätigt der Rat zu Prenzlau dies am 27. März 1775 ausdrücklich. — 49) G. St. A. Generaldirektorium Kurmark. Tit. C L VII St. Przl. Nr. 9 Bl. 9 ff.

Walter Delius:

Peter Gustav Schweitzer

Oberprediger zu Kremen

Ein Revolutionsschicksal des Jahres 1848

Die evangelische Kirche hat in der Vergangenheit auf Grund von Röm. 13 jede Revolution abgelehnt. Diese negative Bewertung hat im Hinblick auf die Hundertjahrfeier der Revolution von 1848 die Tatsache gezeigt, daß die Kirchengeschichtsschreibung sich mit den aus dem revolutionären Geschehen des Jahres 1848 resultierenden Problemen bisher kaum beschäftigt hat. Die Berliner brandenburgische Kirchengeschichtsschreibung macht hier keine Ausnahme. Unter den wenigen kirchlichen Persönlichkeiten, die sich vom Boden des freiheitlichen Bürgerturns positiv zur Revolution von 1848 gestellt haben, gehört der Kremmener Oberprediger Peter Friedrich Gustav Schweitzer. Von ihm und seinem wohl damals in der brandenburgischen Kirchengeschichte einmalig dastehenden Schicksal hat die Geschichte bisher keine Kenntnis gehabt.

Peter Friedrich Gustav Schweitzer wurde nach seinem Lebenslauf¹⁾ am 13. Okt. 1807 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater Schuhmacher war. Der junge Schweitzer besuchte das Gymnasium seiner Heimatstadt und studierte in Halle und Berlin Theologie. In Berlin wurde er Schüler Schleiermachers. Vor allem wurde die Staats- und Nationalauffassung seines großen Lehrers bei dem jungen Schweitzer wirksam.

Der junge Schleiermacher hatte einst ohne Zweifel die französische Revolution von 1789 positiv bewertet²⁾. Die von ihr sich geschichtlich bedeutsam auswirkenden Ideen wünschte er auch für Deutschland herbei. Dabei lehnte er eine einfache Übertragung auf deutsche Verhältnisse

ab. Er sah, daß jede Revolution lokal gebunden sei und nicht von ihrem Ursprungsort gelöst werden könne. Im Hinblick auf seine eigene geistige Entwicklung wies er darauf hin, daß diese sich nicht revolutionär, sondern in steter langsamer Fortbildung vollzogen hat. So befürwortete Schleiermacher in seinem Tagebuch für die staatliche Fortentwicklung nicht die Revolution, sondern die Evolution. Entscheidend ist, daß Schleiermacher damit die reformatorische Linie verlassend das Widerstandsrecht gegen die Obrigkeit zegeben hat. Damit steht die Ablehnung des Absolutismus in Zusammenhang. Diese Gedanken hat Schleiermacher dann in seiner Ethik (1812/13) revidiert. Notwendige Verfassungsänderungen fordert er gemäß ihrem sittlichen Charakter als einen gemeinschaftlichen Akt des Staates und des Volkes. Ein Teil muß dabei die Initiative haben. Die Obrigkeit sollte sich lieber zurückhalten, auch wenn sie das vorwärtsweisende Element ist. Sie kommt zu leicht in den Ruf der Tyrannei, wenn sie sich dabei geirrt und reaktionären Tendenzen huldigt. Darum soll der Staat lieber dem Volk, der öffentlichen Meinung, dem einzelnen den Vortritt lassen. Schleiermacher schreibt später auf der Höhe seiner nationalen Wirksamkeit in seiner Ethik: „Die echt bürgerliche Gesinnung besteht also hier nur darin, daß, was einer für das allgemeine Heil ansieht, er mit Daranwagung seiner eignen Existenz durchzuführen sucht. Das momentane Gelingen beweist nicht immer Sittlichkeit. Auch das momentane Mißlingen beweist nicht die Unsittlichkeit. Vielmehr kann als Vorbereitung notwendig sein, was erst später völlig real werden kann“³⁾.

Schweitzer hat diese Gedanken als Burschenschafter kräftig vertreten. Zu den Folgen der französischen Juli-Revolution (1830) gehört der Sturm auf die Hauptwache in Frankfurt a.M. durch radikale Studenten (3. April 1833). Die Folge war die Einsetzung einer Zentraluntersuchungskommission durch den Bundestag¹⁾. Unter den vom Kammergericht in Berlin verurteilten 204 Studenten befand sich wohl auch Schweitzer, der 1834 zu sechs Jahren Festungshaft verurteilt wurde. Nachdem er ein Jahr in Wittenberg abgesessen hatte, wurde er begnadigt. Einige Jahre später wurde er als Rektor und Prediger nach Fehrbellin berufen.

Hier in seiner ersten Pfarrstelle setzte sich Schweitzer mit dem „Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß (1835) auseinander. Es geschah dies in einem Buch betitelt „Der Christen Glaube an Jesum von Nazareth den Gottmenschen und sein Gottesreich vertheidigt in Briefen an einen Lehrer der jüdischen Religion, auf Veranlassung des Lebens Jesu von Dr. Dav. Strauß, auch für Laien. Berlin 1842“²⁾.

Nach dem Vorwort waren die in dem Buch niedergelegten Gedanken bereits im Jahre 1838 endgültig formuliert. Schweitzer fußt hier wesentlich auf seinen Lehrer Schleiermacher. Er weist im Vorwort auf die Bedeutung dieses Theologen für seine theologische Entwicklung hin. „Er hat die Sehnsucht nach ins Leben greifender Wissenschaft zuerst gestillt, er hat den Drang des Gemüts befriedigt durch Begründung des Glaubens, er hat mich nicht in die Fesseln einer Schule geschlagen, sondern frei gemacht auch von sich selbst.“ In Schleiermacher sieht Schweitzer einen Mann, der die Kirche aufs neue erfülle und belebe mit dem Geist. Er stellt ihn Luther gegenüber, ohne ihn Reformator zu nennen. Den Unterschied der beiden Männer sieht er darin, daß Luther zuerst die Masse ergriff, das Bewußtsein des Volkes umgestaltete, neue Gemeinschaften gründete, und dann erst folgte die wissenschaftliche Untersuchung, um festzustellen, was wissenschaftlich gewonnen war. Bei Schleiermacher vollzog sich der umgekehrte Prozeß. Er hat das befreiende Wort zuerst wissenschaftlich gesprochen, das dann umbildend aufs Leben wirkte. Das zündende Wort, das Luther sprach, war Gerechtigkeit aus dem Glauben. Das befreiende und befriedigende Wort Schleiermachers heißt christliches Bewußtsein. In diesem Wort sieht Schweitzer alle Interessen vereinigt, das Interesse der Offenbarung und der Wissenschaft. Das christliche Bewußtsein wird durch die Offenbarung gebildet. Schweitzer sieht seine Aufgabe darin, die Entdeckung Schleiermachers so zu verarbeiten, daß sie ins Leben des Volkes eindringe und alle Verhältnisse neu belebe. Schleiermacher wie Luther haben frühere Freiheitsbestrebungen in sich aufgenommen und auf das rechte Maß zurückgeführt. Bei Schleiermacher ist es die Kritik des biblischen Buchstabs. Schweitzer charakterisiert dann die verschiedenen kirchlichen und wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit nach drei Hauptrichtungen hin: einer fanatisch-wissenschaftlichen, einer fanatisch-gläubigen, einer vermittelnden Richtung. Die Vertreter der fanatisch-wissenschaftlichen Richtung sieht er in Feuerbach, Bruno Bauer und Strauß. Aber er distanziert sich auch sowohl von der Theologie der Hegelschen Schule wie von Theologen, zu denen von Hase, De Wette, Neander und die Mitarbeiter der Studien und Kritiken gehören. Sie alle sind in der Gefahr, die wahre Mitte, die Schweitzer einzuhalten sich bemüht, zu verlieren. Besonders die fanatisch-wissenschaftliche Seite übersieht leicht das berechnigte Anliegen des Gegners. Das Gute bei den fanatisch-gläubigen Vertretern sieht Schweitzer in dem Eifer für christliche Liebeswerke. Der Fehler der vermittelnden Theologen sei die Angst, die Wahrheit könnte bei freier Kritik zugrunde gehen. Ihnen fehlt der frische Mut zur Wahrheit, die das Vertrauen auf die Macht des göttlichen Geistes schafft. Angesichts vieler Zweifel, die in der Öffentlichkeit bestehen, sieht Schweitzer seine Aufgabe darin, redlich und offen seine Zweifel darzulegen. Da es ihm um die Wahrheit geht, ist er bereit, auch dem Gegner vieles offen zuzugestehen, vieles als zweifelhaft unbefangen hinzustellen. Dabei muß aber der Kern und das Wesen des Christentums festgehalten werden. Die

Grundlage seiner Auseinandersetzung ist der Glaube an den persönlichen Gott, der verbunden ist mit dem Glauben an die ewige Persönlichkeit der einzelnen Menschengeister. Hierbei ist auch der Glaube an den Gottmenschen Jesus Christus eingeschlossen. Das Buch Schweitzers, eine Frucht seines bisherigen Lebens, wendet sich auch an Laien, weil nach seiner Überzeugung seine Zeit erst dann zum Bewußtsein einer Kirche kommen werde, wenn die religiöse Überzeugung für Laien und Theologen die gleiche ist. Es handelt sich also um eine apologetische Schrift gegen die Zweifel. Schweitzer glaubt dabei, daß das Christentum einmal die große Heilanstalt Gottes von Sünde und Irrtum gereinigt und von aller Schnörkelhaftigkeit und Verunstaltung befreit hat. „Wir aber wollen an uns arbeiten und die Sünde in uns tilgen, dann wird auch der Irrtum schwinden und damit der ersehnte Zustand kommen.“ Grundlegend gegen Strauß stellt er fest, daß die Idee der Menschheit nur wahrhaft vollzogen wird durch ihre Verwirklichung in jedem einzelnen als auch in der Gattung. Strauß dagegen sieht die Idee der Menschheit darin verwirklicht, daß die Menschheit als Ganzes handelt, während der Einzelmensch nicht Exemplar der Gattung ist, sondern Persönlichkeit. Schweitzer weist dann darauf hin, daß um der Sünde willen kein Mensch die Idee verwirklichen kann. Die Menschheit bedarf der Neuschaffung, wobei der Mensch frei wird durch Gottes Erziehung, die sich in seiner Offenbarung vollzieht.

In dieser idealistischen Haltung zeichnet Schweitzer in Auseinandersetzung mit Strauß das Bild des Gottmenschen „nach den Bedürfnissen, die sich im Geist jedes Menschen finden“. Er ist die „Blüte der Menschheit“, das „Genie“, der „religiöse Lehrer“, der „Vollkommene Mensch“, der das Bewußtsein hatte, der Messias zu sein³⁾. Dabei wird deutlich, daß Schweitzer ähnlich wie Schleiermacher mit dem Kreuz Christi, seiner Auferstehung, der Verkündung vom Gericht und der ewigen Verdammnis wenig anzufangen weiß. Dagegen lehnt er den mythischen Standpunkt von Strauß ab. Abschließend zeigt Schweitzer, daß die Wissenschaft zu untersuchen habe, ob das gläubige Bewußtsein irrt. Er kommt dabei zu der theologisch anfechtbaren Behauptung: „Ein Buchstabe, der nie Geist in mir werden will, kann, obgleich er in der Bibel steht, nicht Wort Gottes sein. Ein Buchstabe in der Bibel, dem der in mir lebende Geist Christi niemals Antwort geben will, gehört schwerlich zum Wort Gottes in ihr, sondern ist aus Zeitvorstellungen gebildete Hülle, Einfassung der göttlichen Wahrheit oder Ausfluß der nur menschlichen, d. i. sündhaften Denkweise der Apostel“⁴⁾.

Das Buch, das in der Fülle der Gegenschriften gegen Strauß' „Leben Jesu“ unbekannt blieb, ist gleichwohl ein Beweis des theologischen Wissens seines Verfassers.

Schweitzer kam 1847 als Oberpfarrer nach Kremen. Die politische Atmosphäre jener Jahre nahm ihn ganz gefangen. Bezeichnend für ihn ist jenes wenig rühmliche Erlebnis, das Fontane von ihm als einem „scharfen Liberalen“ schildert⁵⁾. Die Revolution 1848 sah ihn dann auch als Führer der Demokratischen Partei in Kremen. Seinen Einfluß konnte er in den aufregenden Märztagen geltend machen, als die Bürgerschaft von Kremen sich gegen ihren Bürgermeister Ahlers erhob. Schweitzer hat die Menge von Exzessen abgehalten und das Stadtoberhaupt seelsorgerisch betreut.

Die politische Tätigkeit Schweitzers kam in öffentlichen Versammlungen und in der Gründung eines Vaterlandsvereins zum Ausdruck. Besonders eindrucksvoll und darum auch von gegnerischer Seite angegriffen, waren die Zeitungsstunden, die er einrichtete. Hier besprach er mit seinen Parteifreunden Presseartikel und -nachrichten in allwöchentlichen Zusammenkünften. Darüber hinaus schrieb Schweitzer politisch gefärbte Artikel im Potsdamer Sonntagsblatt „Der Sonntagsbote“, das von dem deutsch-katholischen Prediger Ahrendorff herausgegeben wurde. Er führte dabei eine scharfe Feder gegen die Regierung⁶⁾. Seine Stellung zur Revolution ist ganz im Geist des jungen Schleiermacher. Sie kommt in einer Schrift „Die Anerkennung der Revolution durch

das Ministerium Auerswald" (Juni 1848)¹⁰⁾ zum Ausdruck. In ihr versucht er in kirchlichen Kreisen Verständnis für die Revolution herbeizuführen. Er sucht dabei die Berechtigung der Revolution in doppelter Weise zu beweisen. Einmal führt er die anerkennenden Worte Friedrich Wilhelms IV. vor den Offizieren der Potsdamer Garnison über die Berliner Bürger, die noch vor kurzem gegen die Soldaten des Königs auf den Barrikaden gestanden hatten, an. Zum andern sieht Schweitzer die Legalität der Revolution in der Tatsache, daß die Revolution Volk und König, die durch die Hofkamarilla getrennt war, wieder vereinigt hat. Die Revolution ist nach Schweitzer ein Ereignis in Gottes Hand. Das Volk macht das Recht von den Fesseln, die selbstsüchtige Institutionen ihm angelegt haben, frei. Im Volk ist der Rechtsgeist neu erwacht. Dabei weiß Schweitzer zwischen Revolutionen zu unterscheiden, bei denen die Beteiligung sittlich, und anderen, bei denen sie unsittlich ist. Die Berliner Revolution hält Schweitzer für sittlich, weil sie alte staatliche Einrichtungen nicht beseitigt, sondern gereinigt habe. Ein solches Ereignis ist göttliche Tat. Wer dabei sein Leben einsetzt, handelt sittlich und groß. Ganz im Sinn des Liberalismus vertritt Schweitzer dabei die Forderungen der Volkssouveränität und der Naturrechte eines Volkes. Sie werden deutlich im freien Wort, der Pressefreiheit, dem Versammlungs- und Koalitionsrecht und dem Petitionsrecht. Im Geist Schleiermachers bringt Schweitzer die Anschauung zum Ausdruck, daß eine Revolution sittlich vertretbar ist, wenn eine Regierung diese Rechte dem Volk vorenthält. Dabei betont Schweitzer, daß Revolutionen nie ohne Sünde und Schuld geschehen. Er sieht aber die Sünde und Schuld nicht darin, daß Menschen gegenüber dem göttlichen Gebot und Wort schuldig werden, sondern daß ein Volk nicht rechtzeitig Besserung unhaltbarer Zustände fordert und daß eine Regierung das Volk nicht aus seiner Trägheit aufrüttelt, ihre Naturrechte zu gebrauchen. Die Schuld der preußischen Staatsbürger besteht darin, daß sie seit 1815 geschlafen haben, weil sie nicht die konstitutionelle Regierungsform gefordert haben. Die Schuld der preußischen Regierung sieht Schweitzer darin, daß sie das Volk hat ruhig schlafen lassen, anstatt zu wecken.

Über die Berliner Barrikadenkämpfe und blutigen Opfer schreibt Schweitzer, daß sie bei Zurückhaltung des Militärs hätten vermieden werden können. Die von reaktionärer Seite aufgebraachte Behauptung, daß ausländische Söldlinge Drahtzieher der Revolution waren, weist er zurück. Die Berliner Bürger haben in Notwehr am 18. März für ihre Bürgerrechte auf den Barrikaden gestanden. Sie sind für den König, der der Gefangene seiner Umgebung war, eingetreten. Dem König ist vom revolutionären Bürgertum geholfen worden, eine falsche Begriffswelt von königlicher Würde und fürstlicher Gewalt, die Überlieferung der Feudalzeit, des Militärstaates, der literarischen Romantik und der pietistischen Orthodoxie als überholt zu erkennen. Durch die Revolution hat das Volk seine Kraft erkannt, das Heer blieb unbesiegt, es litt für seine überlebte Staatsform, für die es gar nicht geschaffen war.

In der gleichen Zeit, da Schweitzer in dieser Schrift das Revolutionsproblem behandelte, beteiligte er sich auf der Tagung des Märkischen Pastoralvereins zu Neustadt-Eberswalde (14./15. 6. 1848) an der Diskussion über die Frage Trennung von Kirche und Staat und die zukünftige Stellung der evangelischen Kirche. Diese Fragen, die durch Anträge in der Frankfurter Nationalversammlung angeregt waren, hatten großes Aufsehen, ja geradezu Panikstimmung in den führenden Kreisen der evangelischen Kirche hervorgerufen. Auch Schweitzer vertrat auf jener Tagung die Anschauung, daß die Trennung von Kirche und Staat bevorstehe und möglicherweise im Jahre 1849 ein Jude Kultusminister sei. Gewiß müsse man dem bisherigen staatlichen Kirchenregiment Dank für seinen Schutz sagen. Aber nur eine unmündige Kirche bedürfe der staatlichen Bevormundung. Auch bei einer Trennung bleiben Staat und Kirche im Verhältnis gegenseitiger Freiheit verbunden. Der Staat hat dabei

pädagogische Aufgaben und die Pflicht, die Kirche zu schützen¹¹⁾.

Die politische Betätigung Schweitzers war der neu-erstarkten Reaktion ein Dorn im Auge. Man warf ihm vor, daß er in einer Versammlung gesagt haben sollte. Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. hätten ihre dem Volk gegebenen Versprechen nicht gehalten, weshalb man dem König keinen Glauben mehr schenken könne. Schweitzer bestritt diese Formulierung. Die Kriminaluntersuchung wurde gegen ihn eingeleitet. Trotz seines Protestes, daß es rechtlich nicht zu vertreten sei, wurde Schweitzer auch von seinem Pfarramt suspendiert (Febr. 1849). Schweitzer wurde schließlich wegen erwiesener Unschuld wieder in sein Amt eingesetzt. Große Teile seiner Gemeinde hatten dabei hinter ihm gestanden. Nach dem Freispruch wurde von politischen Gegnern mit besonderem Eifer Material gegen Schweitzer gesammelt und dem Konsistorium eingereicht, das Oktober 1849 eine Disziplinaruntersuchung gegen Schweitzer einleitete. Sie erstreckte sich auf seine gesamte politische Tätigkeit in Wort und Schrift. Schweitzer verteidigte sie unter Hinweis auf ein Wort Stahls¹²⁾, nach dem politische Betätigung „ein Teil der Inneren Mission“ sei. Stahl hatte selbstverständlich dabei an die Vertretung konservativer Politik gedacht. Aber Schweitzer erklärte, er habe eben im Sinn der Inneren Mission seiner Gemeinde helfen wollen. Darum habe er die Zeitungsstunden, die die Anklage ihm zum Vorwurf mache, gehalten. Andererseits seien die Pfarrer durch einen Aufruf, der auch die Unterschrift des Konsistorialpräsidenten Voß trug, zur Gründung konstitutioneller Vereine in ihren Gemeinden aufgefordert worden. Wenn er in der Anklageschrift Demokrat und Revolutionär genannt werde, so sei er in den Grenzen des Gesetzes tätig gewesen, denn das allgemeine, geheime Wahlrecht für das er eingetreten sei, habe der König versprochen. Dieses Wahlrecht sei auch biblisch, da nach der Heiligen Schrift alle Menschen trotz verschiedener Gaben und Fähigkeiten gleich seien. Schweitzer bestreitet dagegen, daß er die Republik gefordert habe. Wohl aber habe er in Versammlungen aufgefordert, so zu wählen, daß jede Revolution künftig überflüssig werde. Auch das Christentum könne ohne Versammlungs- und Vereinsrecht nicht bestehen, wie auch die Reformation ohne Pressefreiheit nicht habe durchgeführt werden können.

Seine Schrift „Die Anerkennung der Revolution durch das Ministerium Auerswald“ verteidigt er mit der revolutionären Atmosphäre im Frühjahr 1848, die auch ihn ganz umfange habe. Die Schrift sollte das Kabinett Auerswald stützen und Putschversuchen entgegenreten. Sie sollte für die Zukunft Revolutionen verhüten, da in ihnen dämonische Kräfte wirksam seien. Wie sehr er sich dabei mit Schleiermacher eins glaubte, zeigt sein Hinweis auf die Totenfestpredigt Schleiermachers über 1. Joh. 3,14 (1821) unter dem Thema „Revolution der Griechen“¹³⁾. In ihr führte Schleiermacher aus: „... allerdings mit Recht dafür haltend, daß da, wo der höchsten Obrigkeit die Macht fehlt, ihre untergeordneten Diener und Werkzeuge in den Schranken der Ordnung zu halten, auch das Wort nicht mehr gelten kann... (folgt Röm. 13,1 ff.) so bewaffnet und geleitet macht sich ein Teil auf gegen die Unterdrücker, der andere aber bleibt ihnen wehrlos verpfändet.“ Schweitzer sucht dann seine Anschauung von der Berechtigung der Revolution durch Hinweis auf die Rede Dorners auf dem Stuttgarter Kirchentag 1850 und Anschauungen anderer Theologen seiner Zeit¹⁴⁾ zu verteidigen.

Die Abhaltung von Zeitungsstunden, in denen er nach der Anklage im kommunistischen Sinn Dienstboten zum Ungehorsam aufgefordert haben soll und die überhaupt in der Gemeinde Anstoß erregt hätten, sah Schweitzer nach seiner Verteidigungsschrift als sein verfassungsmäßiges Recht an. Wenn er einen Verweis des Konsistoriums wegen der Zeitungsstunden erhalten habe, so habe er ihn nicht als stichhaltig angesehen und darum auch die Zeitungsstunden nicht eingestellt. Später habe er indessen alle politische Tätigkeit unterlassen. Daß seine Rede anläßlich der Vertagung der Nationalver-

sammlung im Februar 1848 Anstoß bei manchen Bürgern gegeben hatte, mußte Schweitzer in der Untersuchungsverhandlung zugeben. Weitere Anklagepunkte waren seine Aufsätze im „Sonntagsboten“ gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel. Sie brachten ihm den Vorwurf der Aufreizung zum Mißvergnügen und der Unzufriedenheit ein. Die Anklage, daß er den badischen Aufstand als gerecht bezeichnet habe, bestritt Schweitzer.

Offensichtlich hatte die Anklageschrift auf Grund von Denunziationen eine Reihe unberechtigter Anklagepunkte aufgenommen. Aber auch Schweitzers Verteidigung war nicht imponierend. In der Voruntersuchung gestand er dem Bischof Neander ein, in einzelnen Punkten gefehlt zu haben und sich Zurückhaltung in seinem politischen Auftreten hätte auferlegen sollen. Aber diese nachgiebige Haltung nützte ihm nichts. Durch Urteil des Konsistoriums vom 27. 11. 1850 wurde er „wegen seines mit den Pflichten des geistlichen Standes nicht zu vereinigenden Verhaltens“ ohne Anspruch auf Ruhegehalt aus dem Amt entlassen. Es war ein politisches Urteil, das durchaus der Atmosphäre der damaligen Reaktion entsprach, und darum ungerecht war. Der Einspruch Schweitzers bei dem soeben gegründeten Ev. Oberkirchenrat war ebenso erfolglos wie ein Gnadengesuch

an den König, das unterschriftlich von vielen Gemeindegliedern unterstützt wurde.

Schweitzer lebte fortan in bedrängten wirtschaftlichen Verhältnissen in Hamburg, wo er sich durch Privatunterricht über Wasser hielt. Als er sich im Jahre 1854 in Lauenburg um eine Pfarrstelle bewarb, genügte eine Rückfrage beim Berliner Konsistorium, um seine Bewerbung hinfällig zu machen. Endlich bekam er die Hofdiakonusstelle in Gotha. Bei seiner Einführung am 14. November 1858 predigte er über 2. Kor. 3, 4—6. Die gedruckte Predigt ist den Akten Schweitzers beim Ev. Oberkirchenrat beigelegt. Der Oberkirchenrat hatte nach den Akten den Kauf dieser Predigt, die er unter den Mitgliedern des Oberkirchenrates kursieren ließ, veranlaßt, um festzustellen, ob Schweitzer über das Berliner Disziplinarurteil sich äußere. Schweitzer ging in folgenden Worten auf dieses Urteil ein: „Ich mag mich geirrt haben, aber ich habe das Gute gewollt, niemand konnte mich einer Gesetzesübertretung zeihen, und mein Gewissen warf mir kein Unrecht vor“.

Schweitzer ist nicht bis an sein Lebensende in Gotha gewesen¹⁵⁾. Sein Lebensschicksal ist durch Revolution und Reaktion entscheidend bestimmt worden; der noch glückliche Ausgang versöhnt.

¹⁾ Ev. Oberkirchenrat Berlin. Acta betr. Ober-Prediger Petr. Fr. Gustav Schweitzer zu Cremmen. Personalialitt S. N. 4. — ²⁾ W. Delius Die Ev. Kirche und die Revolution 1848. (Kirche in dieser Zeit.) Heft 6/7, 1948, S. 28 f. — ³⁾ Schleierm. Werke I. Auswahl ed. F. Meiner II, S. 342. — ⁴⁾ Stricker, Das Frankfurter Attentat. Neues Reich 1875. — ⁵⁾ Univ.-Bibl. Berlin, Sig. 390 f. — ⁶⁾ S. 398, 263. — ⁷⁾ S. 658. — ⁸⁾ Th. Fontane, Havelland 1889, S. 111. — ⁹⁾ EOK. Personalialitt S. N. 4. — ¹⁰⁾ Universitätsbibl. Berlin, Rf 64 022, 27, W. Delius: D. Ev. Kirche u. d. Revolution. Kirche in dieser Zeit.) Heft 6/7, 1948, S. 28 ff. — ¹¹⁾ Schleierm. Werke

3. Jahrg., Bd. VI, Nr. 2, S. 30/31. — ¹²⁾ Fl. Bll. d. Rauhen Hauses, S. 305. — ¹³⁾ Schleierm. Pred., Bd. 4, S. 287/288. — ¹⁴⁾ M. Reinhardt: Christl. Moral I, S. 685. Hartenstein: Grundbegr. des ethischen Wissens, S. 528. Ewald: David II, S. 296. — ¹⁵⁾ Über den weiteren Verlauf von Schweitzers Leben und dessen Ausgang konnte der Verfasser nichts in Erfahrung bringen. Es sei lediglich noch auf eine Predigt des Jahres 1859: „Wie haben wir uns als protestantische Christen zur Schillerfeier zu verhalten?“ hingewiesen. (Univ.-Bibl. Berlin Ys 3330, Bd. 5, Nr. 36.)

Max Krügel:

Buckow. Kämpfe um die Selbstverwaltung

Wappen von Buckow

(In Silber eine rote Rose mit goldenem Butzen, umkränzt von zwei grünen Hopfenranken. (Hupp, Wappen und Siegel der deutschen Städte.)



Ein schwerer Schicksalsschlag traf die Bürgerschaft der Mediastadt Buckow am 26. Oktober 1769. Der Magistrat von Fürstenwalde berichtete: „Den 26. d. M. soll in dem gräflich Flemmingschen Städtchen eine Feuersbrunst entstanden und etliche 40 Häuser abgebrannt sein. Ganz zuverlässige Nachrichten hat man noch nicht in Erfahrung bringen können.“ Ein Bericht aus Strausberg vom gleichen Tage besagt: „Magistratus berichtet untertänigst, wie den 26. dieses um Mittag eine große Feuersbrunst in dem Städtchen Buckow, dem Grafen Flemming zugehörig, 2 Meilen von hier entlegen, entstanden, so daß dadurch an die 57 Häuser und die Schule gänzlich in die Asche gelegt worden. Die Abgebrannten verdienen um so mehr Mitleid, da sie sehr wenig von ihren Mobilien gerettet haben sollen. Wir haben von hier aus einige Fuhren mit allerhand Lebensmitteln nach Buckow geschickt und solche unter die Abgebrannten verteilen lassen. Wodurch dieses Feuer eigentlich entstanden, ist uns nicht bekannt.“

Nach dem Bericht des Landrats von der Schulenburg des oberbarnimschen Kreises entstand das Feuer in der sogenannten „kleinen Stadt“ im Hintergebäude des Bürgers Schirmer beim Speckbraten aus Unvorsichtigkeit um $\frac{3}{4}$ 12 mittags und legte in derselben 17 Feuerstellen, in der im lebusischen Kreise gelegenen „großen Stadt“ aber an die 41 Stellen, Scheunen und Stallungen nicht mitgerechnet, völlig in Asche.“¹⁾

In der kurzen Zeit von $\frac{3}{4}$ 12 mittags bis 4 Uhr nachmittags wurden 57 mit Stroh oder Schilf gedeckte Fach-

werkhäuser durch das Feuer zerstört. Es herrschte an dem Tage ein starker Sturm, der die Funken mit rasender Schnelligkeit weitertrug. Die Feuerlöschgeräte und ein Teil der öffentlichen Brunnen waren nicht in Ordnung, die Feuerspritzen nicht in Gang zu bringen und von 18 ledernen Feuereimern war kein einziger zu gebrauchen. Einem Teil fehlte der Boden, andere hatten Löcher. Von 10 Handspritzen war nur eine zu gebrauchen. Die Müncheberger mit ihrer Feuerspritze wollten helfen; aber die Häuser in der Wriezener- und Werderstraße, am Markt, von einem Teil der Haupt-, Frankfurter- und Schulstraße waren vernichtet. Nur das Pfarrhaus und das Haus Schulstr. 1 hatte nach den Aufzeichnungen des Pfarrers Spendelin im Inventarium Gott verschonet, ohngeachtet, daß das Feuer die Apotheke und des Bürgers Schulze's Brauhaus, Scheune und Wohnhaus verzehret. Bis 1945 hielt die eiserne Zahl 1769 über der Innenseite der Haustür des Hauses Schulstraße 1 die traurige Erinnerung an diesen Brand fest. Bis zum Jahre 1885 war außen über der Haustür eine Gedenktafel mit dem herrschaftlichen Wappen und der Inschrift angebracht:



Wegen der allgemeinen Notlage waren die meisten der heimgesuchten Bürger nicht imstande, den Wiederaufbau vorzunehmen. Da sie ihre Grundstücke erb- und eigentümlich besaßen, verweigerte der Graf von Flemming jede Hilfe zum Wiederaufbau. Da wandten sich die Abgebrannten am 14. 2. 1770 in einer Eingabe an den König mit der Bitte, dem Grafen zu befehlen, ihnen freies Bauholz, Mauer- und Dachsteine zum Selbstkostenpreise abzugeben. Des weiteren baten sie um 3 Jahre Abgabefreiheit, Befreiung von der Akzise, um die Erlaubnis zur Veranstaltung einer Haus- und Kirchenkollekte im ganzen Lande und um unentgeltliche Lieferung von Kalk aus Rüdersdorf. Der Landrat des lebusischen Kreises, von Luck, befürwortete das Gesuch. In seinem Bericht an die kurmärkische Kammer wies er darauf hin, daß die verunglückten Untertanen schon seit 3 Monaten ihr Kavalleriegeld nicht abführen konnten, wodurch für den Staat ein großer Ausfall entstünde, wenn nicht bald mit dem Aufbau begonnen würde. Der Landrat betonte den rein fiskalischen Gesichtspunkt, um einen beschleunigten Wiederaufbau zu erreichen. Er beantragte, dem Grafen aufzugeben, den Untertanen sofort Bauholz und Steine zum Selbstkostenpreis abzugeben, widrigenfalls er zur Ersetzung des ganzen Schadens angehalten werden sollte. Er hätte die Feuerlöschgeräte und öffentlichen Brunnen nicht in tüchtigen Stand gehalten, wäre selbst nicht der neugegründeten Landesfeuersozietät beigetreten und hätte somit seinen Untertanen ein schlechtes Beispiel gegeben. Ferner hätte er die Überschüsse aus der Akzise, die zu des Städtchens Besten zu verwenden waren, für sich behalten. Die Kammer gab dem Antrage statt, sah aber von der Bewilligung einer Haus- und Kirchenkollekte ab, da noch mehrere Kollekten im Umlauf waren und die Erfahrung gelehrt hätte, daß ihr Ergebnis nur gering wäre.

Lange zögerte der Graf, das benötigte Bauholz in genügender Menge und die Steine zum Selbstkostenpreise abzugeben. Die Bürger weigerten sich, das unzureichende Bauholz im Walde zu fällen und anzufahren und überreichten dem König eine Bittschrift, als er auf seiner Besichtigungsreise nach Stargard in Lichtenow umspannen ließ. Dieser äußerte sein Mißfallen darüber, daß es mit dem Aufbau noch nicht weitergekommen sei. Vom Generaldirektorium untersuchte der Kriegs- und Domänenrat von Richthofen die Angelegenheit.

Durch Kabinettsordre wurde der Graf schließlich angewiesen, das gesamte Bauholz zu liefern, eine neue Ziegelstreichhütte und noch einen Brennofen anzulegen, die Steine zum Selbstkostenpreise, der von der Kammer auf 5 Tlr 2 gr 11 $\frac{1}{2}$ Pf berechnet war, abzugeben und die Baugelder vorzuschießen. Damit dem Befehl Nachdruck gegeben werden konnte, erhielt der Landrat ein Requisitionsschreiben an den Kommandanten des von Düringhofenschen Regiments, dem Obristen von Massow zu Müncheberg, nach welchem dieser auf Verlangen ein Kommando von 10 Offizieren und 30 Mann zur Exekution anfordern konnte. Zunächst wurde nur der Landreiter Adler aus Fürstenwalde beim Grafen zur Exekution eingelegt. Trotzdem erklärte sich der Graf nicht bereit, die Steine zu dem von der Kammer festgesetzten Preise zu liefern. Daher wurde vom Landrat am 19. 6. 1771 das Exekutionskommando angefordert und eingelegt. Schon am nächsten Tage ließ der Graf durch seinen Schwiegersohn, den Major von Loeben, die Erklärung abgeben, er wolle nach des Königs Verlangen alle geforderten Bedingungen erfüllen. Die Exekution wurde nach 14 Tagen aufgehoben und dem Grafen gestattet, bei der Bank von Berlin eine Hypothek von 10 000 Tlr. für den Wiederaufbau aufzunehmen.

Erschreckend war die Gleichgültigkeit und Tatenlosigkeit verschiedener Abgebrannter. Sie waren so saumselig, daß sie weder ihre Baustellen geräumt, noch die brauchbaren Stücke Holz und Steine zu weiterer Verwendung aus dem Schutt herausgesucht hatten. Sie weigerten sich, die vom Grafen gelieferten Baugelder mit 5% zu verzinsen, da ihre Häuser und Grundstücke schon mit Schulden überlastet wären. Gift und Meltau hätten

eine gute Hopfenernte vernichtet. Darum waren sie schon in Sorge, wie sie ihre Abgaben bezahlen und sich ernähren könnten. Bei diesen Verhandlungen muß es wieder wüst hergegangen sein, denn der Landrat schloß seinen Bericht mit den Worten: „Was nun hiernächst gedachter abgebrannter Bürger anbelangt, so werden Ew. Kgl. Majestät nunmehr meinen und des Kriegsrates Baron von Richthofen Anzeige von dem widerspenstigen Betragen wohl nicht im mindesten mehr in Zweifel ziehen, und ich muß gestehen, daß ich diesmal vorzüglich zu wünschen hätte, dazu autorisiert zu sein, an diesen Rebellen auf der Stelle ein Exempel statuieren zu können, zumal solche die bisher gebrauchte Nachsicht so unverschämt gemacht hat, daß sie, statt gegen ihren Vorgesetzten Respekt zu gebrauchen, sich recht etwas darauf zugute tun, selbigen lächerlich zu machen und bei aller Gelegenheit auf ihre Kaprizen zu bestehen ... Und wenn der Punkt der Geldhilfe festgesetzt worden, bittet er, diejenigen, so davon nicht zufrieden und zum Bau nicht ungesäumte Anstalten machen wollen, von aller Hilfe auszuschließen und wenigstens auf einige Monate mit Festungsbau zu bestrafen.“

Von den Bemittelten erklärten sich 16 zur Annahme der Baugelder unter den vorgeschriebenen Bedingungen bereit; 4, nämlich Johann Gottlieb Schulz, Michael Ziechmann, Georg Krantz, Andreas Walter blieben bei ihrer Halsstarrigkeit. Darum schritt der Landrat zu Zwangsmitteln und ließ sie durch den Landreiter Adler nach Berlin zur Hausvogtei schaffen. Über den Abtransport der Widerspenstigen berichtet er der Kammer: „Als diese Bürger nun wirklich wegtransportiert wurden, entstand ein außerordentlicher Tumult vor der Stadt, welchen ich zu verhindern alle Mühe hatte. 14 von denjenigen Abgebrannten, welche sich kurz zuvor von der besten Seite gezeigt und zur Annahme der Baugelder bereit erklärt hatten, begaben sich vor das Tor, um entweder den Transport zu verhindern oder, da sie abtrünnig geworden, sich gegen Schulz zu rechtfertigen und von demselben neue Instruktionen, was bei der jetzigen Lage anzufangen sei, einzuziehen. Der Adler mußte ihr Vorhaben dadurch vereiteln, daß er mit dem bei sich gehaltenen Seitengewehr und der flachen Klinge sich Luft machte. Ich bitte, den Schulz wenigstens mit 1 Jahr Festungsbau zu bestrafen und der Hausvogtei zu befehlen, keinen Buckower Bürgern oder Weibstücken Zutritt zu den Arrestanten zu verstatten, allenfalls letztere, wenn sie sich ungestüm erweisen, nach dem Spinnhause zu bringen.“

Unterdessen hatten sich die Verwandten der Arrestanten in deren Namen zur Annahme der Baugelder unter den geforderten Bedingungen bereit erklärt. Mit Ausnahme von Schulz wurden die Gefangenen unter der Bedingung freigelassen, daß sie sich nichts mehr zuschulden kommen ließen. Die Untersuchung gegen Schulz wegen Widerspenstigkeit wurde fortgeführt, doch wurde er nach einer Haft von 3 Wochen entlassen. Nach 1 $\frac{1}{2}$ Jahren ergiebt das Urteil: „Dem Angeklagten wird der bereits erlittene Arrest zur Strafe angerechnet und ihm sein Betragen ernstlich verwiesen, im übrigen aber ist angesichts der vorgekommenen Umstände von einer ferneren Bestrafung abgesehen worden. Er wird jedoch für schuldig gehalten, dem Landrat von Luck seine Vergehungen mündlich und öffentlich abzubitten, auch die veranlaßten Untersuchungskosten zu bezahlen.“

Bisher hatte der Graf für 7500 Tlr. freies Bauholz gegeben, Bauführen mit 1775 Tlr. 11 gr. vergütet, Steine zum festgesetzten Preise abgegeben, 20 Großbürgern je 200 Tlr. und 26 Kleinbürgern je 100 Tlr. Baugelder verabreicht. Von den Handwerkern ist festgestellt worden, daß zur Fertigstellung der Häuser noch 3000 Tlr. benötigt werden. Der Graf klagte: „Ich habe schon über 16 875 Tlr. zum Bau verwendet und mich hierdurch dergestalt ruiniert, daß ich nicht weiß, wie ich mich und meine Familie durchbringen soll und bin daher gänzlich außerstand gesetzt, den Abgebrannten das Allerwenigste mehr zu geben oder vorzuschießen. Viele der Abgebrannten haben die empfangenen Gelder nicht zum Aufbau verwendet und weigern sich, beim Staken und Lehmen mit Handarbeit zu helfen, wodurch der Bau verteuert wird. Sie könnten viel selbst tun, wozu Handwerker nicht nötig sind. Statt ihrer vorher schlechten Lehmhäuser von höchstens 2 Stuben bauen die Bürger Häuser von großem Umfange mit 3—4 Stuben. Sie werden in ihrem Eigensinn bestärkt und will ich nicht wie sie, so erhalte ich militärische Exekution.“ Nachdem sich der Graf bereit erklärt hatte, den Untertanen die noch erforderlichen Baugelder auszahlen zu lassen, wird nach dreiwöchentlicher Dauer die Exekution aufgehoben.

Der Fischer Trampe war als einziger der Feuersozietät beigetreten und hatte von dieser 700 Tlr. ausgezahlt erhalten. Von diesem Gelde hatte er 50 Tlr. dem Grafen für die ständige Fischereipacht zahlen müssen, 10 Tlr. 10 gr. für die Steine, auch das Bauholz wurde ihm teurer angerechnet, so daß ihm nur noch 578 Tlr. für den Bau übrig blieben. Um das fehlende Baugeld herbeizuschaffen, war er seit 14 Tagen abwesend. Auf Anweisung des Landrats wurde seine Frau

bei Wasser und Brot eingesetzt, weil sie ihren Mann zu einer Vernehmung nicht herbeigeschafft hatte. Trampe beschwerte sich beim König über die Haftstrafe seiner Frau, da während dieser Zeit seine 4 Kinder, davon das älteste 14 Jahre, ohne Aufsicht und Pflege waren. Bei dem Brande hätte er alles verloren, auch die Hopfen- und Fischereigeräte, dazu wäre ihm ein Kind verbrannt. Er bat, den Landrat zu veranlassen, seine Frau freizugeben, ihn ungehindert seinem Gewerbe nachgehen zu lassen und ihn darin zu unterstützen, daß er die Baumaterialien zu billigeren Preisen erhalte. Bei ihrer Entlassung wurde der Frau angedroht, sie würde nach dem Spinnhause gebracht, wenn sie nicht binnen weniger Tage ihren Mann herbeischaffe. Trampe erhielt für die fehlenden Baugelder einen Hypothekenschein. Seine Bemühungen, Geld zu erhalten, blieben erfolglos. Daraufhin wurde der Bürgermeister Rühle aus Müncheberg beauftragt, das Geld aufzunehmen und zum Bau zu verwenden, aber nicht in die Hände des Trampe kommen zu lassen.

Im Februar 1773 verfügte die Kammer, daß die Stellen von entlaufenen Bürgern von der Herrschaft aufgebaut werden, auch der Bau der Schule müsse betrieben werden. Die Bürger baten, ihnen zu gestatten, an Stelle der abgebrannten neuen Schule, die einst von der Frau Generalfeldmarschall erbaut und geschenkt wurde, die alte Schule, worin jetzt die Kinder unterrichtet werden, ausbessern zu dürfen. Das alte Schulhaus läge außerhalb des Städtchens am Sandberge (Karl-Marx-Str. 23), wäre ganz baufällig und nie ganz trocken, die ganze Vorderfront müsse untermauert werden, außerdem wäre ein Stall für Holz und Federvieh unumgänglich notwendig. Nachdem der Landrat die Umstände der Stadtkasse, ob die zum Ausbau der Schule erforderlichen Kosten bestritten werden könnten, geprüft hatte, genehmigte das Generaldirektorium den Ausbau der alten Schule.

Aber immer neue Verzögerungen beim Ausbau der Häuser! Die Bürger verweigerten weiter die Hilfe beim Staken und Kleiben, der Graf war lässig in der Anlieferung von Holz und Steinen, so daß der Landrat berichten mußte: „Wenn niemand zur Aufsicht zugegen ist, wird vom Grafen entgegengesetzt gehandelt.“ Die Kammer antwortete: „Bei des Grafen Renitz hat ihr noch immer die Mittel in der Hand, ihn durch militärische Exekution zur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten.“ Der Landrat war jedoch der Überzeugung, daß die Exekution nur auf kurze Zeit nütze, weil der Graf seinem Eigensinn und bekannter wunderlicher Gemütsart gemäß, sich zu keiner Sache bestimmt entschlöße und lieber das Geld dem Exekutanten als zum Bau hergäbe.

Über die Gemütsstimmung des Grafen unterrichtet uns seine Eingabe an das Justizdepartement und den König: „Ew. Kgl. Majestät bitte ich alleruntertänigst um meine Vasallenerlassung, indem ich die harte Unterdrückung und falschen Berichte, Drohungen in allen Kammerentscheidungen nicht länger ertragen kann. Ich bin kein Rebell und Widerspenstiger, ich kann die Buckower Güter nicht länger besitzen. Ew. Kgl. Majestät können mit mir machen, was sie wollen und befehlen, wann ich abziehen und nach dem Altenburgischen mich begeben kann, wo ich auch ein Vasall bin und in Ruhe und Frieden leben kann.“ Sein Schreiben wurde vom König dem Justizdepartement mit der Weisung übergeben, „gedachtem Grafen das darin bewiesene, einem Untertanen in keinem Falle geziemende Betragen nachdrücklichst zu verweisen.“

Vier Jahre vergingen, in denen die Abgebrannten in Kellern und Hütten, z.T. in von Verwandten zur Verfügung gestellten Kammern hausen mußten, ehe sie ihre notdürftig hergestellten Häuser beziehen konnten. Beim weiteren Ausbau ergaben sich neue Schwierigkeiten. Der Graf zahlte weder die erforderlichen Baugelder weiter, noch gab er Anweisung zum Brennen von Dach- und Ziegelsteinen. Die schon gebrannten Steine verwendete er zum Bau des Wohnhauses in Obersdorf. Gegen die Abgebrannten, welche die von 5 % auf 4 % herabgesetzten Zinsen für die ihnen geliehenen Baugelder nicht zahlen konnten, ging er rücksichtslos mit Pfändungen vor, indem er ihnen die Betten, Acker- und Braugeräte, sogar die notwendigsten Nahrungsmittel an Brot und Roggen pfänden ließ. Die wieder einmal eingesetzte Exekution wurde erst nach einem Monat aufgehoben, nachdem der Graf die Exekutionsgelder (pro Tag 7 Tlr. 16 gr.) gezahlt, die Anstalten zum Brennen der Steine angeordnet und sich zur Fortsetzung des Baues bereit erklärt hatte. Den gepfändeten Bürgern wurden die zum Lebensunterhalt und zum Gewerbebetriebe unentbehrlichen Dinge zurückgegeben.

Am Schluß des Jahres 1774 berichtete der Landrat, daß zu den im zukünftigen Jahre erforderlichen Steinbränden weder Erde noch Holz vorhanden wären. Der Graf drohte, den Ziegelmeister zu entlassen und die Ziegelscheune liegen zu lassen. Die Bürger weigerten sich im nächsten Frühjahr wieder, beim inneren Ausbau zu helfen, auch fehlten dazu Staken, Lehm, Bretter, Treppen, Türen und Schlosserarbeiten, bei einigen Bauten sogar Dach und Fach. Der Graf hatte seine Drohung ausgeführt, den Ziegelmeister entlassen. Die Bretter der Ziegelscheune waren abgerissen, vom Ziegelofen war das Sparrenwerk heruntergestürzt. Der Graf zog sich auf seine sächsisch-altenburgischen Güter nach Krossen a. d. Elster zurück. Seine Frau hatte sich von ihm getrennt, seine Töchter waren verheiratet. Sein einziger Gesellschafter war sein Leibkutscher, mit dem er fleißig in der Bibel las. Alle Blätter und Stellen, deren Inhalt ihren Ansichten nicht entsprachen, entfernten sie, so daß das Buch auf ein Drittel seines ursprünglichen Inhalts zusammengeschmolzen war.

Das Generaldirektorium setzte nun den Hauptmann von Kleist als Administrator ein und gab ihm eine zweijährige Frist zur Vollendung der Bauten. Die Ziegelscheune wurde instand gesetzt, Bretter zum Dielen der Obergeschosse, das die Hopfen-Trockenböden enthielt, geschnitten. Am 22. Mai 1777 starb der Graf. Die Administration des Gutes wurde aufgehoben. Die Lehnserben wurden aufgefordert, von der den Allodialerben aus der Erbschaft zu zahlenden Summe 6000 Tlr. für den Ausbau zurückzubehalten. Die Allodialerben konnten 1783 anzeigen, daß der Aufbau vollendet war.

Die Bauten waren so schlecht ausgeführt, daß schon an vielen Häusern die Schwellen verfaulten. Der Antrag der Besitzer auf unentgeltliche Lieferung von Bauholz zu den neuen Schwellen aus der herrschaftlichen Forst wurde von der Kammer abgelehnt, da der Graf nur zum ersten Aufbau nach dem Brande auf des Königs Befehl verpflichtet war.

Lange Zeit noch hatte die Herrschaft mit den Widerständen wegen der Zinszahlung zu kämpfen. Der Eigentümer und Stellmacher Ehrlicher erbt 1799 aus dem Meiningschen 1000 Gulden, die vom herzoglichen Amtsgericht dem gräflichen Patrimonialgericht zur Auszahlung übersandt wurden. Davon wollte der Justitiar Schulz 221 Tlr. für rückständige Baugelder einbehalten. Darüber führte Ehrlicher Beschwerde bei der Kammer, da er allein für den Ausbau schon 300 Tlr. verwendet hätte. Die Herrschaft konnte ihm nachweisen, daß er im Jahre 1774 durch Unterschrift bescheinigt hatte, 368 Tlr. 23 gr. 3 Pf. teils bar, teils an Materialien, Arbeitslöhnen für die Handwerker und Fuhrlohn erhalten zu haben. Seine Beschwerde wurde daher als grundlos zurückgewiesen. Mit den Zinsen von 4 % wäre die geliehene Summe seit dem 12. 9. 1772 auf 747 Tlr. 13 gr. 8 Pf. aufgelaufen, die er eigentlich zu zahlen hätte. Die Herrschaft hätte also viel Nachsicht gezeigt, wenn sie nur 221 Tlr. zurückbehielte. Ehrlicher, mit dem Bescheide nicht beruhigt, wandte sich in einer neuen Eingabe direkt an den König und erhielt den Bescheid: „Wenn er sich noch einmal untersteht, Sr. Majestät oder sonst ein Kollegium mit seinen ganz grundlosen Klagen zu behelligen, wird ihm unfehlbar der Prozeß eines mutwilligen Querulanten gemacht und er dem Befinden nach mit Gefängnis oder Zuchthaus belegt werden.“²⁾

Zur Erschließung einer neuen Erwerbsquelle wurde auf allerhöchsten Befehl im Jahre 1779 vom Magistrat³⁾ auf herrschaftlichem Grund und Boden „auf dem Sandberge nach dem Ratssee zu“ eine Maulbeerplantage angelegt und am Wege nach Münchehofe eine Maulbeerbaumallee. Aus dem Erlös sollte die Magistratsbesoldung verbessert werden. 1782 befanden sich 50 Maulbeerbäume im Wachstum. Weitere 50 Stück zu je 16 gr. wurden 1783 angekauft und 1784 noch einmal 200 Stück für Allee und Baumschule. Zur Einrichtung einer Seidenbaustube schenkte 1794 der König dem Zimmergesellen Roloff 30 Tlr., in der dessen Ehefrau den Seidenbau betrieb. Im September berichtete der Seidenbau-Inspektor Märker⁴⁾, daß die Plantage zu Buckow gänzlich verwildert wäre. Auch die Nachpflanzung der ausgegangenen Maulbeerbäume war unterblieben. Da die Bäume nicht ordentlich ausgeputzt wurden, hatte Frau Roloff in diesem Jahr nur 3 Pfund Seide gewonnen. Es wäre daher ihr eigener Vorteil, wenn sie die Bäume ausputzen würde. Sie behauptete, sie könnte es für die Pacht, die sie gäbe, nicht auch noch tun. Der Kammerer Schulz war dagegen der Meinung, sie habe die Plantage für eine so geringe Pacht, daß sie das Aus-

putzen auch noch besorgen könne. Da viele Bäume eingegangen waren, schlug Inspektor Märker vor, daß die eingegangenen Bäume vom Magistrat ersetzt und die verwilderte Plantage ausgeputzt werden sollten. Daraufhin wurden der Kämmerei 86 Bäume unentgeltlich überlassen. Der Graf erbot sich, kostenlos einen angrenzenden Ackerfleck zur Anlage einer Baumschule herzugeben. Damit die Baumschule vor Wild- und Viehfraß geschützt würde, sollte sie auch eingezäunt werden. Es wurde nun eine Person gesucht, welche die Baumschule in Erbpacht nahm und einhegte. Lange Zeit fand sich kein Pächter. Endlich erklärte Johann Roloff, das neue Ackerland übernehmen und mit Maulbeerbäumen bepflanzen zu wollen, wenn er dazu eine Beihilfe aus der Seidenbaukasse erhielte. Jedoch konnte er bei dem hiesigen Holzhandel die Einhegung durch einen Zaun nicht bewerkstelligen, wollte jedoch das neue Land mit einem Graben umgeben, zu dessen Instandhaltung er sich gleichfalls anheischig machte. Anfang des nächsten Jahres wurde ihm das Ackerland in Erbpacht übergeben. Aus dem Seidenbaufonds erhielt er jedoch keine Unterstützung, da es Sache der Herrschaft wäre, für die Instandhaltung der Baumschule von 150 Bäumen Sorge zu tragen. Auch diese Maßnahme führte wie anderwärts zu keinem dauernden Erfolg. Die Maulbeerplantage wurde zu Anfang des 19. Jhds. aufgegeben und an ihrer Stelle ein neuer Friedhof (der jetzige alte) angelegt⁵⁾. Das Gesuch des Plantageninspektors Märker vom Jahre 1802 wegen der Wiederherstellung der zu Buckow angelegten Maulbeerbaumplantage änderte nichts mehr an der Sachlage.

Im Jahre 1784⁶⁾ wanderte der aus Eisenach gebürtige Fabrikant Hart mit Frau und drei erwachsenen Kindern ein, der sich besonders durch Anfertigung von Mülhntüchern ernährte. Er besaß drei Webstühle, auf denen er monatlich einige 70 Stück Mülhntücher anfertigen konnte. Dieser wandte sich mit der Bitte um Vorschuß an das Kgl. Lagerhaus zu Berlin. Es wurde ihm angetragen, sich bei der von der Judenschaft eingerichteten Beuteltuchfabrik zu melden und, wenn er bei dieser sein Unterkommen nicht finden könne, sich mit der Zeugfabrikation zu ernähren. Hart antwortete dem Kgl. Lagerhaus: „Da es mir und meinen großen Kindern unmöglich ist, uns mit Juden einzulassen und in Buckow gute Wollspinner vorhanden sind, bitte ich das Lagerhaus, von dem ausgesetzten Fonds um die Mittel, in Buckow ein Wollmagazin anlegen zu können, da nicht nur passende Gebäude, sondern auch Wasser und Holz vorhanden sind. Auch der Grundherr würde angesichts der Armut der Bürger einen Beitrag leisten.“ Der zur Begutachtung aufgeforderte Kriegs- und Steuerrat Gutschmidt berichtete: „Er glaube, daß das anzulegende Wollmagazin, die Wohlfeilheit der Wohnungen, des Holzes, der Lebensmittel und anderer nötiger Bedürfnisse bald mehrere Fabrikanten anreizen würde, sich in Buckow niederzulassen. Bis jetzt hat Hart 2 Stühle im Gange, worauf er auf Bestellung allerlei Arten von Zeug nach Müncheberg und Strausberg anfertige. Beuteltücher arbeitet er auf eigene Rechnung. Künftig will er auf 4 Stühlen arbeiten, wobei ihm 2 Söhne und eine verwachsene Tochter von 18 Jahren, die so gut wie ein Geselle arbeitet, helfen. Er behauptet, auch die Färberei zu verstehen, die Appretur würde er in Berlin machen lassen. Zur Anlage des Wollmagazins erbittet er ein Kapital von 500 Tlr. Der Landrat von Pannowitz als Mandator der Lehnserben unterstützt das Gesuch und will einen Pfandbrief über 500 Tlr. als Kautions stellen. Der Wirtschaftsinspektor der Herrschaft will mit dem Fabrikanten zusammen die Wollverkäufe tätigen, worüber das Wollmagazin die Aufsicht führen soll und die jährlichen Rechnungen führen.“

Generalleutnant von Flemming hinterlegte 300 Tlr. in Pfandbriefen, um den Buckowern neuen Nahrungserwerb zu schaffen und sie dadurch aus ihrer großen Dürftigkeit herauszureißen. Da Hart ein ordentlicher und arbeitssamer Mann war, bewilligte auch das Lagerhaus 300 Tlr., die Hart mit 3% zu verzinsen hatte. Der Gutsinspektor Mauerhof wurde zum vereidigten Wollmagazininspektor

ernannt. Die Wollfabrikation nahm in den ersten zwei Jahren guten Fortgang. Es konnten noch zwei Webstühle neu aufgestellt werden. Da aber in den Immediatstädten die Buckower Passierscheine nicht anerkannt wurden und die Waren noch einmal verziert werden mußten, konnten sich die Fabrikanten nicht halten und zogen fort. Nur die Familie Hart blieb am Ort. Zum Unglück starb Hart 1790. Die Witwe setzte mit 2 Söhnen und 2 Gesellen die Fabrikation fort. Der Antrag der Witwe um Bewilligung eines Zuschusses für das Wollmagazin wurde vom Lagerhaus abgelehnt, sie mußte die geliehenen 300 Tlr. zurückzahlen. Das Buckower Wollmagazin wurde Ende 1791 gänzlich aufgehoben. Neue Verhandlungen der Lehnserben mit dem Kgl. Lagerhaus⁷⁾ führen dahin, daß Oktober 1792 im Hause Hauptstr. 82 das Wollmagazin neu eingerichtet wird. Die Wolle kauften nicht mehr Fabrikant und Wirtschaftsinspektor, sondern wurden vom Kgl. Lagerhaus unter der Bedingung geliefert, daß sie nur zu spanischem Garn versponnen werden dürfe. Die vom Lagerhaus zu zahlende jährliche Miete wurde anfangs auf 35 Tlr., später auf 40 Tlr. festgesetzt. Jeder der Vertragschließenden hatte das Recht, vor Ablauf des Jahres den Vertrag zu kündigen und das Haus anderweitig zu vermieten. Da aber „trotz aller angewendeten Mühe kein Fortschritt sich zeigte, sondern das Lagerhaus den größten Schaden erlitt, hob es am 2. Januar 1802 das Wollmagazin auf.“ So scheiterte auch diese Hilfsaktion.

Das 18. Jahrhundert war eines der schwersten und verhängnisvollsten für die Buckower Bürger. 1796⁸⁾ wurde festgestellt: „Die Bürger müssen an öffentlichen und königlichen Lasten und Abgaben Akzise, Hopfenpacht, Grundzins, Giebelschoß, Dienstgeld, besonders aber Kavalleriegeld, das seit 1780 bedeutend gestiegen, sowie verschiedene kleine Abgaben zahlen. Die Brau- nahrung ist bedeutend gesunken. Von den 1688 bestehenden 50 Braustellen werden 1775 noch zehn, 1796 nur noch drei betrieben. Der Grund ist wohl darin zu suchen, daß die Brauereien auf den Ämtern des Adels sich außerordentlich vermehrt haben, auch imstande sind, besseres Bier zu brauen, daß das hiesige Städtchen keinen eigentlichen Brauzwang habe, und daß der ehemalige in den umliegenden und in den fernerer Gegenden stattgefunden Absatz des hiesigen Bieres sich vermindert habe, daß die mit dem Krugverlag und Krugzwang versehenen Städte ebenfalls wegen Mangel des sonstigen Debits mehr als sonst die desfallsigen Gerechtsame aufrechtzuerhalten suchen. Der Hopfenbau, der die Hauptnahrung ausmachte, ist bei weitem nicht mehr so ergiebig wie sonst. Hopfenstangen kosten jetzt das Schock 3—3½ Tlr. Der Viehstand ist zurückgegangen, da wir das Heu nicht mehr zu wohlfeilen Preisen aus dem Oderbruch erhalten können. Darum ist nicht mehr genug Dünger für den Hopfenbau. Die Hopfengewinnung ist sehr von der Witterung abhängig. Außerdem ist die Einfuhr ausländischen Hopfens erlaubt, der Preis desselben steht nie zu guter oder schlechter Ernte in Beziehung. Durch den Brand von 1769 sind wir sehr mitgenommen. Der Hauptgrund des Verfalls der Nahrung besteht darin, daß in den benachbarten Städten die Buckower Plomben abgerissen und nochmals Abgaben erhoben werden, sowohl von den Handwerkern, als auch den Händlern. Diese doppelte Besteuerung ist auch die Ursache, warum hier keine Fabrikanten erhalten werden können, wie die Erfahrung mit den allhier von der Herrschaft angesetzten Stuhlarbeitern und Strumpfwirkern lehrt, die nach erhaltenen Vorschüssen vor einigen Jahren den Ort wieder zu verlassen, sich genötigt sahen. Die Armut der Einwohner ist so groß, daß zwei Materialisten und ein Nadler kaum ihre Nahrung verdienen.“

1783 zählte Groß-Buckow 248 Männer, 318 Frauen, Klein-Buckow 57 Männer und 64 Frauen, zusammen also 305 Männer und 376 Frauen. Hinzu kamen noch 21 männliche und 25 weibliche Einlieger, 80 Söhne und 94 Töchter unter 10 Jahren, zusammen also 406 männliche, 495 weibliche Seelen = 901 Einwohner.

Dem Beruf nach hatte Buckow 1806⁹⁾: 1 Förster, 1 Prediger, 3 Schul- lehrer und Küster, 1 Müller, 4 Altsitzer, 1 Gärtner, 16 Hopfengärtner, 1 Apotheker, 1 Materialisten, 1 Nadler, 2 Seiler, 3 Brauer, 2 Strumpf- wirkler, 1 Hausmacher, 2 Schlächter, 1 Akziseinnehmer, 2 Torschreiber,

3 Böttcher, 4 Drechsler, 9 Bäcker, 3 Fischer, 1 Chirurgen, 1 Glaser, 12 Leineweber, 1 Maurermeister, 6 Rademacher, 1 Schmied, 27 Schuhmacher, 20 Schneider, 2 Töpfer, 8 Tischler, 2 Zimmermeister, 35 Einlieger = 177 Männer, 218 Frauen, 90 Söhne über 10 Jhr., 193 Söhne unter 10 Jhr., 73 Töchter über und 193 Töchter unter 10 Jhr., 9 Knechte, 7 Dienstjungen, 20 Dienstmägde = 980 Personen, 177 Feuerstellen.



Buckow. Schloß

Im Jahre 1803 wurde das von Heyno von Flemming erbaute Schloß von dem zweiundzwanzigjährigen Schinkel umgebaut und erhielt dabei die Fassade mit dem Flemmingschen Wappen im Giebelfelde. 1805 schuf Schinkel das Angelhäuschen am Griepensee, das ebenso wie das Schloß nach 1945 der Zerstörung anheimfiel.

Armgarth von Arnim, eine Tochter Bettinas, heiratete am 25. 3. 1860 den Legationsrat Graf Albert von Flemming. Sie erzählte gern, wenn sie Gäste durch den Park führte, daß in dem Angelhäuschen Chamisso's „Peter Schlemihl“ entstanden sei. Der Dichter hat sich jedoch in Briefen an seinen Freund, den Verleger Hitzig, über das Entstehen und Werden des Werkes in Cünersdorf im Oderbruch geäußert. In Cünersdorf hatte der Dichter in dem für ihn an schmerzlichen inneren Kämpfen schweren Jahr 1813 eine Zufluchtsstätte gefunden. Es ist immerhin nicht ausgeschlossen, daß er bei einem Besuch in Buckow auch hier an seinem Peter Schlemihl gearbeitet hat.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte sich der wirtschaftliche Niedergang, wenn auch aus anderen Ursachen, fort. Fürs erste gingen die Unglücksjahre 1806/07 und die Kriegsjahre 1813/15 nicht spurlos an Buckow vorüber. Noch heute erinnert der „Franzosengrund“, eine kleine Schlucht oberhalb des Kleinbahnhofs, an die Zeit, in der auch Buckow mit Franzosen belegt war. In der Apotheke (Karl-Marx-Str. 4) hatten sie ihr Lazarett aufgeschlagen.

Über die in den folgenden Jahren zu tragenden Lasten nur einige Angaben: „Aus dem in dem in Abschrift beigegebenen Reskript vom 10. d. M. gebe ich einem edlen Magistrat zu Buckow zu ersehen, daß für die an Krätze und venerisch kranken französischen Soldaten dort eine Krankenstube eingerichtet werden muß. Frankfurt a. O., 15. 3. 1808. Kriegs- und kurmärkischer Steuerrat.“ Aus „Generalübersicht der baren Ausgaben von seitens Herrschaft und Bürgerschaft zu Buckow wegen Unterhalt und Verpflegung des hieselbst etablierten Lazaretts liegende französische Truppen vom 9. Kürassierregiment“: Bare Ausgaben der Stadt vom 27. 1. bis 21. 5. 1808: 950 Tlr. 6 gr. An Schlichter, Bäcker, Schenken der Stadt für Lieferung zum Lazarett 279 Tlr. — gr. 9 Pf., Brennholz ff. zus. 1499 Tlr. 6 gr. 9 Pf. Unterhalt der Offiziere und Männer, welche bei dem Lazarett angestellt sind: 1219 Tlr., Bretter geliefert 20 Tlr., Miete für die zum Lazarett eingerichteten Häuser 24 Tlr., Laken, Bettbezüge, Handtücher 73 Tlr. 12 gr., Stroh 6 Schock = 48 Tlr., zus. 2883 Tlr. 18 gr. 9 Pf. „Aus der Stadt Buckow sind durch den Ratsmann Baltz 200 Pfd. Brot, 10 Pfd. Speck, 6 Scheffel Erbsen, 2 Scheffel Graupen und Grütze, 5 Quart Brantwein, 30 Pfd. Tabak an das Lazarett am Schlesischen Tor richtig abgeliefert worden. Berlin, den 30. 8. 1813. Deputation des Lazaretts am Schlesischen Tor.“ Laut Nachweis der Herrschaft beliefen sich die während des Krieges bezahlten Kriegskontributionen und andere Kriegslasten auf 15 685 Tlr. 2 gr. 7 Pf., für Klein-Buckow 2858 Tlr. 21 gr. 1 Pf. Aus dem Jahre 1807 waren in der Kontributionszahlung bedeutende Rückstände aufgelaufen, so daß der Landrat von Schöning zu Frankfurt a. O. folgende Ermahnung an die Rückständigen richten mußte: „Da, wie bekannt, die französischen Truppen das Land nicht eher verlassen, als bis die von ihnen geforderte Kontribution berichtigt ist, steht zu erwarten, daß keiner der Beiträge leistenden nicht den letzten Termin innehalten sollte. Frankfurt a. O., den 14. 10. 1807.“

Mancherlei Unstimmigkeiten ergaben sich wieder aus dem Hütungsrecht der Buckower. Im Walde durfte, mit Ausnahme zur Eichelmast, nur Hornvieh gehütet werden. Die vier Schlächter des Ortes hatten das Recht, daß jeder sechs Hammel auf die Weide treiben durfte. Schon 1745 war ihnen gestattet worden, statt sechs weiterhin zwölf Hammel mittreiben zu lassen, von 1795 an sogar

20 Stück. Den Torschreibern war aufgegeben worden, von jedem Schlächter 20 Hammel am Schlagbaum zur Weide passieren zu lassen. In der Folgezeit scheint es mit der Zählung des Schlächterviehs nicht genau genommen worden zu sein, denn 1805 werden die Bürger bei der Herrschaft vorstellig, daß auch die Schlächter kontrolliert werden mögen. Ferner möge den Schlächtern aufgegeben werden, ihr Vieh nicht früher auf den Bürgeräckern und Stoppelfeldern hüten zu lassen, als bis das Rindvieh aus der Stadt und die Schweinehute die Stoppeln ordnungsgemäß und gehörig abgeweidet haben. Ist dies geschehen, dürfen die Schafe das noch übrige Gras in den Stoppelfeldern abfressen. Bis dahin müssen sie sich mit der Hütung in den Judendickten und mit dem Gras auf den Brachfeldern begnügen. Daraufhin wurde festgesetzt, daß die Zugochsen der Bürgerschaft und die Kuh- und Jungviehherde, danach die Schweinehute bis zum 1. September eines jeden Jahres die Stoppelfelder behüten sollen, ohne daß ein Stück Schlachtvieh von den Schlächtern auf gedachten Stoppelfeldern gehütet werden darf. Vom 1. September ab sollen auch die Schlächter mit dem Schlachtvieh die Stoppelfelder behüten können, und zwar da, wo keine Getreidemandeln stehen. Für die 20 Schafe haben die Schlächter Weidegeld zu zahlen¹¹⁾.

Über die Hut auf den Gemeindewiesen besagt die Verordnung von 1805: „Da es im Interesse der ganzen Kommune und der Bürgerschaft und der alten Observanz in Buckow gemäß, daß durchaus keine Gänse auf die Gemeindewiesen getrieben und dem Rindvieh dadurch die wenige bei der Stadt hieselbst befindliche Hütung entzogen werden dürfe, so wird den Torschreibern Hintz, Naber und Tarruhn anbefohlen, bei Kassation, keine Gänse aus dem Tor von hiesigen Einwohnern zur Hütung treiben zu lassen, vielmehr die Gänse sofort das 1. Mal zurückzujagen, das 2. Mal aber mit Beschlag zu legen. Den Forstbeamten wird aufgegeben, wenn sich Gänse auf den Hütungsrevieren sehen lassen, selbige ohne Umstände totzuschießen.“¹²⁾

Im Lindengrund und im Fuchswinkel war ein Teil der Forst abgeschlagen und in Ackerland umgewandelt worden. Einige Bürger sahen darin eine Beeinträchtigung des ihnen zur Verfügung stehenden Hütungswaldes. Sie trieben ihr Vieh über die Kartoffelfelder. Das zog ihnen 1825 einen Prozeß der Herrschaft wegen Besitzstörung durch Treiben des Viehes über urbar gemachtes Heide land zu. In dem Urteil wurde festgestellt, daß sie dazu nicht berechtigt seien, daß aber auch von seiten der Herrschaft nur nach vorheriger Verständigung mit der Bürgerschaft ein Teil der Heide umgerodet werden darf¹³⁾.

Das 19. Jahrhundert brachte auch der Mediatstadt Buckow die langersehnte Selbstverwaltung. Am 19. November 1808 wurde das Gesetz zur Einführung der allgemeinen Städteordnung erlassen. Nach Reskript vom 26. Januar 1809¹⁴⁾ sollte sie auch in Buckow eingeführt werden. Unter den fadenscheinigsten Gründen suchte die Herrschaft ihre Einführung zu verhindern, während die Bürgerschaft sie in immer neuen Eingaben anstrebte. Ritterschaftsrat von Flemming hielt die Einführung der Städteordnung für unmöglich, weil es hierfür an dem erforderlichen Lokal fehle. Auch wäre der größte Teil der Bürger jahraus, jahrein fast täglich auf der Landstraße, um den mühsam gebauten Hopfen abzusetzen und könnte sich daher um die nach der Städteordnung erforderlichen Geschäfte gar nicht kümmern. Der nicht Hopfenbau treibende Teil der Bürgerschaft ernährte sich einzig und allein durch Tagelöhnerarbeit und wäre nur an Sonn- und Festtagen hier einheimisch. Vielleicht drei oder vier Subjekte ausgenommen, wäre kein Bürger vermögend, sich die zu den vorgeschriebenen Ehrenämtern erforderliche anständige Kleidung anzuschaffen. Der Bürgermeister erhielt zur Zeit 8 Tlr., und selbst diese müßten fast jährlich durch Exekution beigetrieben werden, da der Krieg die hiesige Bürgerschaft an den Bettelstab gebracht hätte.

Auch Justizrat Schwarz sprach der Kriegs- und Domänenkammer gegenüber seine Bedenken aus, die neue Ordnung in Buckow einzuführen. Unter den Einwohnern befänden sich kaum Personen, welche ihrer Bildung nach die Funktionen der Magistratsmitglieder ausüben könnten. Er hätte sich mit ihnen über einige Gegenstände unterhalten, welche die Städteordnung betrafen. Sodann hätte er den Bürgermeister aufgefordert, ungefähr niederzuschreiben, was sie miteinander besprochen hätten. Er konnte und wollte es nicht. Auch die übrigen waren dazu nicht fähig.

Den Bürgern wurde mitgeteilt, daß zunächst das Statut der Stadt entworfen werden müsse, ehe die neue Städteordnung eingeführt werden könnte. Sie baten, ihnen das aufgestellte Statut vor dessen höchster Bestätigung mitteilen zu lassen, damit sie Zeit und Muße hätten, es in ungestörter Ruhe zu überdenken. „Wir sind es uns nicht bloß selbst, sondern auch, wenn wir ihr nicht ewiglich verantwortlich bleiben und uns nicht ewiglich ihrer gerechten Verachtung preisgeben wollen, der spätesten Nachkommenschaft schuldig, jetzt mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit das Beste unserer Stadt wahrzunehmen und solches gleichsam als ein heiliges Depositum ansehen, welches uns von unsern Kindern und Kindeskindern bis ins entfernteste Glied anvertraut wird und wofür wir ihnen dermaleinst Rechenschaft ablegen müssen.“

Landrat Lehmann machte die Bürger darauf aufmerksam, daß mit der Einführung der neuen Städteordnung Buckow die gleichen staatlichen Abgaben zu entrichten hätte wie die übrigen Städte. Hinzu kämen die Abgaben des platten Landes an Kavalleriegeld, Kontribution, Metzgeld und die bisherigen gutherrlichen Abgaben. Die Gegensätze zwischen Herrschaft und Bürgerschaft waren zu schroff. Sie veranlaßten die Bürger, auch unter Opfern die neue Ordnung annehmen zu wollen, um aus dem Abhängigkeitsverhältnis zur Herrschaft herauszukommen. Da sie auch den Verlust, den der Gutsherr durch die Neuordnung haben würde, entschädigen müßten, sollten sie sich erklären, ob sie weiter auf ihren Vorsatz beharren. Sie antworteten in einer Eingabe an den Staatsminister Freiherrn von Hardenberg vom 22. Juni 1811: „Wir wissen nun nicht, woran wir sind. Es ist uns der Gedanke, daß wir uns über ein neues Gesetz, ob wir es annehmen wollen oder nicht, erst erklären sollen, ganz neu, denn bisher haben wir uns den Befehlen, so unser Gutsherr erließ, ohne sie erst zu prüfen, unterziehen müssen, und hier nun, wo Sr. Majestät unser gnädigster König befehlen, sollen wir uns erklären, ob wir es annehmen wollen oder nicht ... Wir wissen also nicht, wo wir uns hinwenden sollen. Wir nehmen also zu Ew. Exzellenz unsere Zuflucht und hoffen, gnädige Erhörung unserer Bitte, nämlich, daß endlich einmal unser Wunsch erhört und die Städteordnung eingeführt werde.“ Unterm 12. Oktober 1811 erhält die Kammer vom Kanzler den Befehl, die Einführung der Städteordnung auszusetzen, bis die Festsetzung der künftigen Verhältnisse der Einwohner zur Gutsherrschaft mittels Statuts geregelt worden wäre. Als einzigen Erfolg konnte die Bürgerschaft buchen, daß man ihr das Recht zuerkannte, bei der Wahl des Magistrats, der bisher nur von der Herrschaft erwählt und angestellt wurde, in Gemeinschaft mit der Herrschaft die Personen für die zu besetzenden Magistratsämtern vorzuschlagen. Die Hauseigentümer wählten nun vor dem Patrimonialgericht oder dem Dominio drei Kandidaten, aus welchen der Grundherr den Bürgermeister ernannte. Erst im Jahre 1853 wurde die neue Städteordnung, wenn auch in beschränkter Form, in Buckow eingeführt. An der Spitze der Stadtverwaltung stand der Bürgermeister, dem zwei Schöppen zur Seite gestellt wurden. Ersterer führte den Vorsitz in der aus sechs Mitgliedern bestehenden Stadtverordnetenversammlung. Die Ausübung der Polizeigewalt wurde erst im Jahre 1874 an die Stadt übertragen.

Am 14. 9. 1811 wurde das „Edikt, die Regulierung der gutherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend“ und am 7. 6. 1821 die „Neue Gemeinheitsteilungsordnung“ erlassen. Durch sie wurde die Möglichkeit gegeben, die jahrhundertlang bestehenden rechtlichen Bande, welche die Bürger mit der Herrschaft verbanden, zu lösen. Wurden doch noch „Ohrbede“ und Reallasten wie Dienstgeld, Grundzins, Hopfenpacht, Acker-, Garten- und Wiesen-zins gezahlt; ferner mußten alte Hütungs-, Holzungs- und Streulingsgerechtsame, die sog. Forstgemeinheitsrechte, in langwierigen Verfahren abgelöst werden.

Zunächst war unterm 21. 7. 1825 von der Herrschaft bestimmt worden, daß die Bürger gegen Abgabe eines

Scheffels Kienäpfel oder Zahlung von 5 sgr. das Raff- und Leseholz weiter aus dem Walde holen dürfen. Bisher durften sie die Streu in Körben auf dem Rücken und gegen Lösung eines Erlaubnisscheines auf Wagen aus dem Walde holen. Da aber die Bürger allgemein dazu übergingen, die Streu ohne Erlaubnisschein auf Wagen zu holen, sah sich die Herrschaft zur Anstrengung einer Klage genötigt, da durch dieses Verfahren der junge Ausschlag zu sehr geschädigt würde. Es erging daraufhin der Entscheid, daß vorläufig alles beim alten bleiben solle¹⁵⁾.

Durch das Ablösungsgesetz vom 16. 8. 1838 wurde den dazu berechtigten Bürgern als Abfindung für Holzung und Streuling eine Fläche von 506 Morgen 4 □ R in reinem Zustande überwiesen, die als das sog. Abfindungsland, auch Loose genannt, bekannt ist (Jahrb. III, S. 44, Flurteile 12 u. 12a). Es ist dies zum größten Teil das ehemalige Bürgerland (12a), das ursprünglich Allmendebesitz war, auf dem aber im 18. Jhd. von der Herrschaft Besitzrechte ausgeübt wurden, ohne daß von dem Rat der Stadt dagegen Einspruch erhoben worden wäre. Beiden Parteien stand das Recht zu, innerhalb einer Frist von 10 Jahren nach Inkrafttreten des Vergleichs Berufung einzulegen. Lange Jahre geschah es nicht. Kurz vor Ablauf der Berufungsfrist, am 5. 10. 1848, traten die Bürger mit der Behauptung auf, daß das ihnen überwiesene Land schon ihr Eigentum gewesen wäre und sie daher mit ihrem eigenen Lande abgefunden worden wären. Vom Grafen forderten die Bürger die Anerkennung ihres Eigentumsrechtes an „Bürgerland“ und „Strauch“ als einstigen Bürgerbesitz und anderweitige Entschädigung. Da der Graf nachweisen konnte, über 30 Jahre lang das Eigentumsrecht unbestritten am Bürgerland ausgeübt zu haben und für den Strauch nur ein beschränktes Nutzungsrecht bestand, kam es unterm 18. 10. 1854 zur Abweisung der Klage. Vom kgl. Obertribunal wurde am 28. 10. 1861 der Entscheid als zu Recht bestehend bestätigt. Gegen diesen Entscheid stand den Bürgern das Recht der Berufung innerhalb von 10 Jahren zu, wurde aber als aussichtslos nicht ausgeübt¹⁶⁾.

Dieser für die Bürgerschaft ergebnislose Ausgang des Streites wurde nur dadurch ermöglicht, daß seit der Mitte des 18. Jhds. die Bürgermeister die Rechte der Stadt nicht in energischer Weise vertraten, sondern mehr die Interessen der Herrschaft, deren willenloses Werkzeug sie waren, im Auge hatten, von der sie in bezug auf Stellung und Besoldung abhängig waren. Sie verhinderten nicht den Übergang der Eigentumsrechte der Bürgerschaft an dem Bürgerholz in den Besitz der Herrschaft und handelten gegen die Interessen der Stadt, als sie das Abholzen des Bürgerlandes durch die Herrschaft in den zwanziger Jahren des 19. Jhds. ohne Widerspruch duldeten.

In bezug auf die Hütung wurden die Bürger 1838 ohne Entschädigung abgewiesen, da schon 1563 festgelegt worden war, daß die Hütung keine erbliche Gerechtigkeit darstellte, sondern jederzeit von beiden Parteien aufgesagt werden konnte. Bis 1838 war ihnen die Hütung in der Sieversdorfer Heide noch gestattet worden¹⁷⁾.

Nach dem Ablösungsgesetz vom 2. 3. 1830 waren die Reallasten, wie Dienstgeld, Grundzins, Acker-, Garten- und Wiesen-zins sowie die Hühnerabgabe, ablösbar. Diese waren bis 1849 von den Bürgern gezahlt worden. Nun weigerte die Bürgerschaft die Weiterzahlung dieser Abgaben. Die Folge war, daß die Grundherrschaft aufhörte, die Gemeindebeamten weiter zu besolden und Beiträge für Armenpflege, Polizeiverwaltung, Brücken- und Brunnenunterhalt zu zahlen. Erst im Jahre 1861 wurden diese Reallasten mit dem zwanzigfachen Jahresbeiträge für ablösbar erklärt¹⁸⁾.

Bis zum Jahre 1849 war auch die „Ohrbede“ im Betrage von 3 Tlr. 5 sgr. durch die Kammereikasse mittels Umlage jährlich eingezogen und an die Herrschaft abgeführt worden. Jetzt weigerten sich die Bürger, und die Ablösungsbehörde erklärte ihre Weigerung als zu

Recht bestehend, da die Ohrbede eine ohne Entschädigung durch Gesetz vom 9. 10. 1848 aufgehobene Abgabe und eine staatsrechtliche öffentliche Steuerleistung und keine privatrechtlich gutherrliche Pacht- oder Zeitabgabe war¹⁹⁾.

Von den Besitzern und Pächtern der Hopfengärten wurde bis 1833 die Naturalhopfenpacht erhoben, von den Großbürgern 9, den übrigen Bürgern 4 Scheffel Hopfen für ein Stück Hopfenland von 2 Ruten Länge und 1 Rute Breite. In diesem Jahr wurde sie in eine ablösbare Goldrente umgewandelt²⁰⁾. Es wurde nach dem damaligen Berliner Marktpreis der Scheffel Hopfen oder ihm gleichbedeutend 2 Pfund Hopfen zu 12 sgr. 1 Pf. gerechnet. Erst vom Jahre 1900 ab konnte diese Hopfenrente durch Zahlung des 25fachen Jahresbetrages abgelöst werden. Ein Teil der Bürger löste sie sofort ab, ein anderer in 25jährigen Teilbeträgen.

Die neue Gesetzgebung schränkte Herrschaft und Kirche ein. Durch Gesetz vom 2. 3. 1850 wurde 30jähriger Erbpachtbesitz zum Eigentum der Erbpächter erklärt. Auf diese Weise verloren 1861 die Herrschaft ihr Eigentumsrecht an den Mühlen, die 1685 von Hayno Heinrich von Flemming in Erbpacht gegeben worden waren und die Kirche an ihrem „Papenwerder“, dem heutigen Galgenberg. Das Jahr 1848 brachte auch das Ende der Patrimonialgerichte. An ihre Stelle trat das staatliche Amtsgericht zu Müncheberg. Der letzte Verbrecher, den die Flemmingsche Justiz verurteilte, war ein Vatermörder, der Brunnenmachergeselle Johann Reichel, der auf dem Höhenrücken östlich vom Weißen See, der nach ihm den Namen „Reichels-Berg“ führt, 1812 mit dem Schwerte hingerichtet wurde²¹⁾.

Katastrophal wirkte sich in der Folgezeit die Aufhebung der Hütungs- und Ablösung der Streulingsgerechtsame auf den Wirtschaftsbetrieb der Bürger aus. Der Viehstand ging zurück, Not kehrte in viele Familien ein. Kein Wunder, daß sich die Erregung der Bürger in drastischer Weise gegen die Herrschaft entlud. In seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (II, 101 ff.) schildert Fontane den Holzkrieg von 1862, in dem einzelne Bürger, aufgehetzt durch Winkelkonsulanten, gegen die gräflichen Arbeiter, die auf dem „Hühnerlande“ Holz fällten, zu Felde zogen und ihnen ihr Handwerkzeug pfändeten. Sie mußten diese drastische Selbsthilfe mit einer empfindlichen Freiheitsstrafe büßen.

Hopfenbau und -handel, die schon zu Ende des 18. Jhds. bedeutend zurückgegangen waren, verloren weiter an Bedeutung. Die Hopfenpflanzen hatten stark unter Meltaubefall zu leiden. Der in der Mark angebaute Hopfen eignete sich seines schwachen Würzgehaltes wegen nicht zur Herstellung des neu eingeführten untergärigen (bayerischen) Bieres. Weiterer Preisrückgang führte zu steigender Verarmung der Bürger. Die Herrschaft suchte zu helfen, indem sie aus der englischen Grafschaft Kent 250 Stück „Hopfenfchser“ bezog, weitere 750 Stück einsetzen und den Bürgern Anleitung zum besseren Anbau geben ließ. Auch bayerischer Hopfen wurde aus der Nürnberger Gegend bezogen und kultiviert. Proben der neugezogenen Hopfendollen (Fruchtstände) wurden dem Potsdamer Brauereibesitzer Hölne zur Begutachtung übersandt. „Der englische Hopfen hat nicht das Aroma des bayerischen und ist nicht so schwerer und schöner Qualität wie der Spalter und Saazer Hopfen. Unter den übersandten bayerischen Dollen befanden sich recht schöne Dollen mit gutem Aroma, aber mit bedeutend weniger Blütenstaub wie Spalter und Saazer. Am nachteiligsten sind die darin enthaltenen Samenkörner. Sie wirken hemmend auf die Gärung ein und verursachen Kopfschmerz. Auch entblättert sich der Hopfen leicht, was guter Hopfen nicht darf. Samen darf der Hopfen nicht tragen. In ganz Böhmen ist nur der Saazer und in Bayern nur der Spalter Hopfen der beste zur Lagerbierbereitung.“ So lautete das abgegebene Urteil. Also auch dieser 1853 begonnene

Versuch, dem Buckower Hopfenbau zu helfen, blieb erfolglos. Der Ertrag wurde immer geringer, der Buckower Hopfen durch die Umstellung des Brauverfahrens nicht mehr gesucht. Da sich durch den Ausfall der Waldhütung der Viehstand bedeutend verringert hatte, fehlte es an dem nötigen Dünger. Schließlich setzte man zwischen die Hopfenpflanzen Bohnen, Futterrüben oder Kartoffeln, was zu einer weiteren Verschlechterung des Hopfenenertrages führte²²⁾.

Der Rückgang des Hopfenbaues lenkte die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich. Da einer der Gründe in dem zu nassen Boden gesucht wurde, schlug der von der Regierung mit der Untersuchung beauftragte Kommerzienrat Flatau aus Posen 1861 in einer Eingabe an den Landwirtschaftsminister eine großzügige Entwässerung der Hopfengärten vor. Der Graf erklärte sich bereit, die Kosten für die ihm gehörigen Grundstücke zu tragen, auch Waldstreu zu gewähren und Hopfenfchsern zu liefern, jedoch war die große Mehrzahl der Bürger gegen die Entwässerung auf Kosten der Interessenten. Da auch die Beschaffung der Hopfenstangen immer schwieriger wurde, schloß der Hopfenbau trotz aller angewendeten Hilfsaktionen bald völlig ein, und nur die Hopfenranken im Stadtwappen und Kirchensiegel erinnern an die einstige Bedeutung des Buckower Hopfenbaues.

Der wirtschaftliche Verfall prägte sich auch äußerlich dem Stadtbilde auf. Theodor Fontane als Zeitgenosse berichtet: „Allen Respekt vor der Gegend Buckows, aber Vorsorge gegen die Stadt. Seine Häuser kleben wie Nester an Abhängen und Hügelkanten, und sein Straßenpflaster, um das Schlimmste vorwegzunehmen, ist lebensgefährlich. Es weckt mit seiner Hals und Wangen brechenden Passage die Vorstellung, als wohnten nur Schmiede und Chirurgen in der Stadt, die schließlich auch leben wollen. Von Löchern ist längst keine Rede mehr. Wo dergleichen waren, sind sie zu einer rinnenartigen Vertiefung geworden“²³⁾.

Berghaus²⁴⁾ berichtet: „Die Feldmark besteht meist aus sandigem Höhenboden, auf dem der in freier Wirtschaft betriebene Getreideanbau den Bedürfnissen nicht angemessen ist, darum ist der Feldbau vorzüglich auf Kartoffelernten gerichtet. Der Wiesenwuchs ist unbedeutend, es kann manchmal zweimal im Jahre gemäht werden, liefert aber nur schlechtes Heu, eine Folge der geringen Kultur, welche die Buckower auf ihre Wirtschaften verwenden, des kleinen Viehstandes, den sie halten und der sich nicht über 30 Haupt Rindvieh, 45 Pferde, 80 Schafe, 50 Ziegen und 90 Schweine erhebt. Die meisten Bewohner leben von Tagelöhnerarbeit auf dem Rittergut Buckow und den benachbarten Gütern und von sehr geringem Handwerksbetrieb. Zwar werden in vierteljährigen Fristen vier Jahrmärkte abgehalten, mit denen Vieh- und Pferdemarkte verbunden sind, aber sie werden nicht besucht. Überhaupt ist Buckow ein völlig armer Ort und scheint, abgeschlossen von jedem Verkehr, eher zu sinken als sich zu heben. Im Jahre 1850 hatte die Stadt 211 Wohnhäuser mit 1621 Einwohnern. Die Häuser sind größtenteils von Steinfachwerk und nur wenige massiv gebaut. In Buckow leben 1 Arzt, 1 Wundarzt, 3 Hebammen, 1 Apotheker, die für ihren Unterhalt vornehmlich auf das platte Land angewiesen sind.“

Wohl waren die Bürger redlich bemüht, neue Einnahmequellen zu erschließen, doch blieb ihnen der Erfolg versagt. Einige betrieben die Rosenzucht. Der „Rosenlenz“ in der Töpfergasse war weit und breit bekannt und berühmt. Bezogen doch selbst die königlichen Gärten in Berlin und Potsdam neue Rosensorten von ihm und anderen Rosengärtnern. Eine andere einträgliche Tätigkeit erschloß der Anbau und das Sammeln von Arzneikräutern, die vom Apotheker Hoffacker auf der Karre nach Berlin geschafft wurden, wobei ihm „Ramms Karl“ getreulich half. Auf solcher Fahrt soll es dem Apotheker zugestoßen sein, daß Ramms Karl die Schiebkarre mit den Worten: „So, Hoffacker, nun karre du“, niederstellte und dieser, um ihn bei guter Laune zu erhalten, die Karre ein Stück weiterschieben mußte. Selbst das Sammeln von Blutegelein wurde zum lohnenden Erwerbszweig.

Ein Schlaglicht auf die ehemalige mühselige und zeitraubende Arbeit in den Hopfengärten wirft die Notiz von Karl Riesel in seinem: „Ausflüge und Familienreisen in die märkische Heimat. I.: Buckow und Umgebung, 2. Aufl., Berlin 1872: „Ein uraltes Gesetz bekundet, daß der Sohn des Ackerbürgers, der in Buckow 16 Schock Hopfen baut, vom Militärdienst befreit bleiben sollte, weil der Hopfenbau viel Handarbeit erfordert.“



Frau von Friedland

Den Wandel im 19. Jahrhundert brachte die Entwicklung der Landschaft. Ende des 18. Jhds. hatte Frau von Friedland, Besitzerin von Pritzhagen und Bollersdorf, die einst kahlen Höhen ihrer Feldmark aufgeforstet und so jene Wälder geschaffen, die heute noch in der weiteren Umgebung nicht ihresgleichen finden und das Entzücken und die Bewunderung der Besucher erregen. „Anlässlich eines Besuches am preußischen Königshofe übernachteten die Kaiserin von Rußland und ihre Söhne, die russischen Großfürsten Nikolaus und Michael, auf ihrer Durchreise in Müncheberg. Am 18. Mai 1838 nachmittags unternahmen die hohen Herrschaften unter Begleitung des Landrats Karbe einen Spaziergang nach dem sog. Elysium, das man auch die Märkische Schweiz genannt hat, durch die kleine Bergstadt Buckow, deren sämtliche Einwohner die hohen Gäste mit dem lautesten Jubel begrüßten und unter Hornmusik bis zum sog. Dachsberg begleiteten. Von hier aus begann die Promenade durch den wirklich reizenden Park. Die Prinzen ergötzen sich an dem Anblick der freundlichen Gegend und wurden auf dem Weinberge von der Fürstin Schönberg empfangen. Hier hatte die Gräfin Itzenplitz Friedland, Besitzerin des Elysiums, ein Zelt errichten lassen, in welchem die jungen Herrschaften einige Erfrischungen einnahmen und dann nach vollendetem Spaziergang um 7 Uhr abends nach Müncheberg wohlbehalten zurückkehrten“²⁵⁾. Viele Bewohner der nahen Hauptstadt schauten mit eigenen Augen an, was Fontane so begeistert gepriesen. In Droschken und Landauern kamen des öfteren vornehme Gäste aus Berlin und kehrten in der Apotheke (Königstraße 4), dem vornehmsten Gasthaus, zu kürzerem oder längerem Aufenthalt ein. Buckow wurde Sommerfrische. Es waren zahlungskräftige Gäste, die von den Buckowern gern gesehen wurden, erschloß doch der Fremdenverkehr neue Einnahmequellen.

Im Jahre 1854 besuchte König Friedrich Wilhelm IV. die Märkische Schweiz, die ihm sein Leibarzt gelegentlich mit den Worten: „Majestät, in Buckow geht die Lunge auf Samt“ empfohlen hatte. Er weilte vom 12. bis 16. Sept. zu Besuch auf dem Schloß zu Buckow. Bezeichnend für die damalige jammervolle wirtschaftliche Lage war es, daß man die Einzugsstraße fußhoch mit Sand beschütten ließ, um das geradezu unmögliche Pflaster auf diese ungewöhnliche Weise aufzubessern. Dieser Beschluß wurde aber nicht gleich gefaßt. Viele hatten vielmehr vorgeschlagen, das Pflaster zu lassen, wie es sei, um den König desto eher zu einer milden Beisteuer zu bewegen, in dankbarer Erinnerung „an Rettung aus Lebensgefahr“. Aber der Vorschlag mußte freilich scheitern, weil eben niemand diese Rettung als gesichert voraussagen durfte. So wurde denn Sand gestreut und das alte Pflaster der Stadt erhalten²⁶⁾. Hart am Eingang zur Silberkehle erinnert die „Königseiche“ an den Besuch Friedrich Wilhelms IV. Ein bis zum 1. Weltkrieg daran befestigtes Porzellanschild besagte:

„Am 13. Sept. 1854 weilte hier Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. und beglückte durch geist- und huldvolle Rede die anwesenden getreuen Untertanen der Gegend.“

Da die Erwerbsmöglichkeiten der Buckower noch beschränkt waren, wanderten einzelne Familien aus. Das Inventarum²⁷⁾ berichtet darüber: „Am 18. 5. 1856 hielten die Bürger Ellwanger, Gädicke und Loose jun. kurz vor ihrer Abreise nach Chile ihre letzte Abendmahlsfeier“.

1863 und 1865 war Buckow und seine Umgebung der Schauplatz der großen Königsmanöver König Wilhelms I. Er und Kronprinz Friedrich Wilhelm wohnten im Schloß, Bismarck war in der Oberpfarre, Moltke und Roon waren in der alten Apotheke einquartiert. An der Stelle, wo 1863 ein Feldgottesdienst das Manöver abschloß, steht am alten Bahnhofsweg das Denkmal, das Prinz Friedrich Karl 1874 errichten ließ und der Provinz schenkte. Es trägt die Inschrift: „Ohne Lebus kein Düppel, ohne Düppel kein Königgrätz, ohne Königgrätz kein Vionville“ und die Mahnung: „Den Toten zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den folgenden Geschlechtern zur Nacheiferung“.

1865 begann der Bau der Ostbahn, bei dem viele Buckower lohnende Beschäftigung fanden. blieb auch dieses Verkehrsmittel der Stadt ziemlich fern, so waren doch die herrlichen Wälder der Umgebung Buckows mit einem Schläge der nun nahe gerückten Hauptstadt erschlossen. Von Jahr zu Jahr stieg die Zahl der Besucher. Anfangs beförderten Postwagen und Kremser die Gäste vom Bahnhof Dahmsdorf-Müncheberg nach Buckow, wo sie vor den Gaststätten von der Buckower Jugend erwartet wurden, um von ihnen durch die Märkische Schweiz geführt zu werden. Auf dem „Feuerherd“ im Elysium konnten die Ausflügler ihren Kaffee kochen, nachdem sie die Erlaubnis des Försters dazu eingeholt hatten.

Alljährlich war auf längere Zeit Generalpostmeister Stephan, der Schöpfer des Weltpostvereins, in Buckow, um in den wildreichen Forsten zu jagen. Stets wohnte er bei dem Hilfsförster Zarnickow, Königstr. 28. Ihm verdankt Buckow den schnellen Ausbau seines Postwesens. Im 16. Jhd. wurden die Briefe durch Boten befördert, wie uns der Kämmerererechnungsauszug der Stadt Strausberg vom Jahre 1593²⁸⁾ bezeugt. Nach ihm wurden dem Boten 2 gr. gegeben, „dett he den brief nach bukow druch an hern Matthews Schonebicke, Marien Madalenenalter betreff“. 1854 mußten noch Briefe und Pakete von den Buckowern aus Müncheberg abgeholt werden. Erst in den sechziger Jahren verwaltete der Buckower Bürgermeister eine Posthilfsstelle. Die häufige Anwesenheit des Generalpostmeisters brachte es mit sich, daß in den siebziger Jahren die Posthilfsstelle in ein Postamt umgewandelt wurde, an dessen Spitze ein Postvorsteher stand. Es wurde weiter ausgebaut und auch an das Telegraphennetz angeschlossen. Eine bequemere Verbindung zum Bahnhof wurde 1878 mit der gepflasterten Straße nach Wüste Sieversdorf durch den Anschluß an die Chaussee Müncheberg-Prötzel-Eberswalde geschaffen. 1890 baute man die Straße von Buckow zur Bollersdorf-Reichenberger Chaussee. Nun konnten die Fuhrwerke von Berlin über Rüdersdorf-Müncheberg-Sieversdorf oder über Strausberg-Bollersdorf bequem und schnell nach Buckow gelangen. Zur Bewältigung des steigenden Ausflugsverkehrs sah sich die Stadt genötigt, im Sommer 1897 die Kleinbahn nach dem Bahnhof Dahmsdorf-Müncheberg zu bauen. Zum Wochenende strömten die Einwohner und Kurgäste zum Bahnhof, um die Ehemänner zu begrüßen, die ihre auf Urlaub weilenden Familien besuchten. Von Kurzsichtigkeit zeugte es, daß die Gemeinden Müncheberg und Buckow den vom Staat geforderten Zuschuß zu der 1890 erfolgten Durchführung des Vorortverkehrs bis Dahmsdorf-Müncheberg verweigerten, der sodann im nächsten Jahre nach Strausberg zurückverlegt wurde. Vor allem lehnten die Geschäftsleute der beiden Städte den Zuschuß zum Vorortverkehr ab, weil sie befürchteten, die Einwohner würden mehr in Berlin einkaufen. Später wurden Petitionen über Petitionen abgesandt, in denen um die Durchführung des Vorortverkehrs bis Dahms-

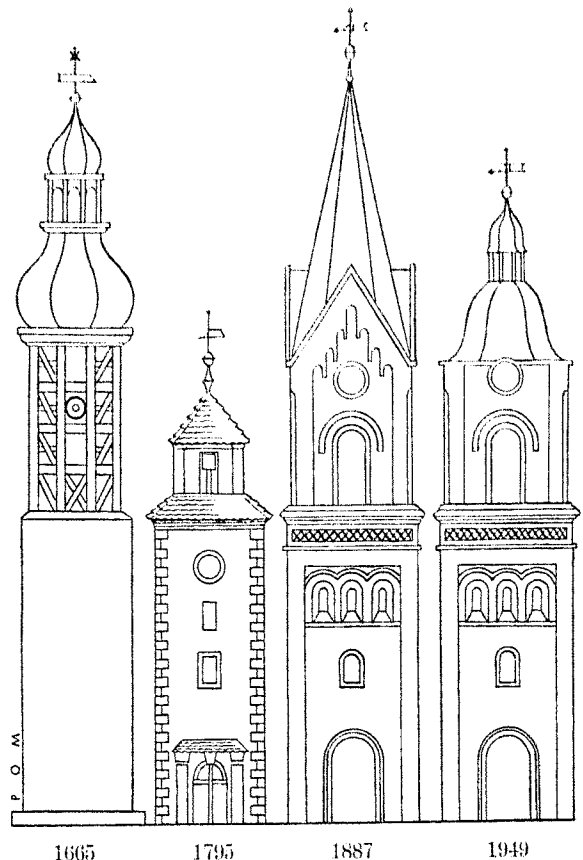
dorf-Müncheberg gebeten wurde, doch ohne Erfolg. Wandel der Zeiten! 1929/30 wurde die Buckower Kleinbahn in eine Normalspurbahn mit elektrischem Antrieb umgebaut und am 14.5.1930 dem Verkehr übergeben.

Die Versuche, Industrieunternehmen nach Buckow zu ziehen, scheiterten wegen der schlechten Bahn- und fehlenden Wasserstraßenanschlüsse. Wohl bestand einst die Hoffnung, daß Buckow Anschluß an eine Wasserstraße zur Oder und Elbe erhalten würde. Wie Bönigshaus³⁰⁾ berichtet, plante die Regierung, einen Kanal durch das Rote Luch zu führen, da schon 1804 die Schleusen des Finow- und Friedrich-Wilhelm-Kanals den steigenden Schiffsverkehr nicht mehr bewältigen konnten. Dieser Kanal wäre auch an Buckow vorbeigeführt worden und hätte für den Ort günstige Gelegenheit zur Anlage von Industrieunternehmen geboten. Zunächst verhinderten die Kriege ereignisse von 1806/07 und 1813–15 den Kanalbau. Als man 1845 den Plan wieder aufnahm, scheiterte er der erheblichen Kosten wegen. An seiner Stelle wurde 1906–14 der Hohenzollernkanal erbaut.

An industriellen Anlagen bestanden die Buckower und Pritzhagener Ziegeleien, die beide 1914 ihren Betrieb einstellten. Auch der Bollersdorfer Braunkohlenbergbau, der von 1842 bis 1905 betrieben wurde, bot den Buckowern Arbeitsmöglichkeiten. Nach dem 1. Weltkriege wurden die in der Pritzhagener Tongrube anstehenden Glimmersande abgebaut, im Trockenofen getrocknet und in Berlin zur Herstellung des „Blitzblank“ verwendet. Doch ging der Betrieb wegen der hohen Transportkosten bald ein. Von den beiden Mühlen ist noch die Vordermühle als Dampfmühle in Betrieb. Ein Dampfsägewerk in der Lindenstraße geriet in Konkurs. Um die Jahrhundertwende stand die einst weltbekannte Bienenzüchterei und -Wirtschaft von Otto Schulz, dem „Bienenschulz“, in hoher Blüte. Seine Kunstwaben waren in der ganzen Welt bekannt und geschätzt. Das dem Bahnhof gegenüber liegende Elektrizitätswerk beherbergte nach 1920 einige Jahre die „Märkische Drahtbürstenfabrik“, welche technische Schleifbürsten aller Art herstellte. Im Jahre 1929 wurde in dem ehemaligen Hotel „Zum Kronprinzen“, Hauptstr. 9, eine Tintenfabrik eröffnet. Der Siegeszug der Schreibmaschine mit den von ihr benötigten Farbbändern brachte auch diesen Betrieb zum Erliegen.

Die Zunahme der Verwaltungsgeschäfte sowie des ganzen Gemeinwesens machten die Einführung der kollegialen Stadtverwaltung wünschenswert, und so wurden im Jahre 1874, in dem auch die Polizeiverwaltung der Stadt übertragen wurde, anstelle der 2 Schöppen neben dem Bürgermeister 2 unbesoldete Beigeordnete und 3 Ratsmänner und statt der 6 Stadtverordneten 12 erwählt, die aus ihrer Mitte einen Stadtverordnetenvorsteher erwählten. 1890 wurde Hauptstr. 1 ein Rathaus erbaut, das im Jahre 1930 durch den Anbau eines Sitzungssaales erweitert werden mußte. Bis 1890 waren die Geschäftsräume in einer Mietwohnung untergebracht. Seit 1920 bestand die Vertretung der Stadt aus dem Bürgermeister, 5 unbesoldeten Mitgliedern, 4 Ratsmännern, 1 Beigeordneten und 12 Stadtverordneten. Im Jahre 1925 zählte Buckow 400 Häuser und 2300 Einwohner, 1953 3000 Einwohner, darunter nur noch 175 Buckower Familien.

Alljährlich besuchen Tausende und Abertausende von Wanderern Buckow und die Märkische Schweiz. Zahlreiche Erholungsbedürftige finden Gelegenheit, in Buckow mit seiner wald- und seenreichen Umgebung zu gesunden. Die Stadtverwaltung ist bemüht, den Erholungsbedürftigen den Aufenthalt so bequem wie möglich zu gestalten. Das Straßenpflaster wurde verbessert, Bürgersteige angelegt, die auf- und absteigenden Straßen mehr und mehr ausgeglichen. Bequeme Promenaden ermöglichen auch Herzleidenden, leicht schöne Aussichtspunkte zu erreichen. Könnte Fontane Buckow in seinem jetzigen Gewande sehen, sein Urteil würde günstiger lauten. 1911 wurde die städtische Badeanstalt am Ufer des Schermützelsees angelegt und bietet Gelegenheit zu Luft- und Sonnenbädern. Am Fuße der Ferdinandshöhe entstand hinter dem Buckowsee ein Kurpark. Auf dem Platz vor dem Kino wurde 1923 ein Ehrenmal, Entwurf von Professor Daumann, Berlin-Grünwald, zur Erinnerung an die im 1. Weltkriege gefallenen Söhne der Stadt errichtet, das 1945 zerstört wurde. Auf dem Marktplatz wurde 1924 der Zierbrunnen aus Sandstein aufgestellt.



Buckows Kirchturm im Wandel der Zeit

Beherrscht wird das Stadtbild von der auf dem Hügel neben dem Markt erbauten Kirche. Besonders ihr Turm wandelte in den letzten beiden Jahrhunderten sein Aussehen. Der anstelle des 1793 durch Blitzschlag zerstörten Turmes mit barocker Haube und Laterne errichtete massive Turm mußte 1885 wegen Einsturzgefahr abgetragen werden. An seine Stelle trat ein schlanker Turm, der nach den Plänen der Regierung zu Frankfurt a. O. 1887 fertiggestellt wurde. Da er mit Ziegelsteinen aus der Buckower Ziegelei erbaut war, die ihres hohen Kalk- und Salpetergehaltes wegen schnell verwitterten und zerfielen, mußte er schon 1901 mit Liegnitzer Verblendsteinen umkleidet werden. Am 1. Mai 1945 brannte dann sowohl das Innere der Kirche als auch des Turmes infolge einer hineingeworfenen Brandbombe vollständig aus. Bei den Wiederherstellungsarbeiten erhielt der Turm eine spätbarocke Haube.

Der Fremdenstrom führte zu einem neuen Wachstum des Ortes. In den Jahren 1860–1890 wurden Häuser der Haupt-, Wriezener Straße und Neuen Promenade meist von Großstädtern erbaut, die hier ihren Lebensabend in Ruhe verbringen wollten. Um die Jahrhundertwende begann sich um das alte Buckow herum ein neues auszuweiten. Besonders der regen Siedlungstätigkeit des Rentiers Gustav Kindermann ist es zu verdanken, daß seit 1897 die Villenkolonie auf dem Werder (Jahrb. II, (S. 45 K VIII) entstand. In der Lindenstraße (K IX) siedelten sich seit 1900 auf dem Gebiet der Howegärten die Buckower Maurer an, die in der nahen Großstadt lohnende Beschäftigung gefunden hatten. Zu gleicher Zeit entstanden auf ehemals Hasenholzer Gebiet die Villen der Berliner Straße (K IX). Neu soll auf dem von der Stadt hinter dem „Spitzen Berge“ angekauften Gelände eine Siedlung entstehen. Sie gab hier Grund und Boden her für den Bau eines Altersheims, welcher der Siedlungsgesellschaft „Freie Scholle“ zu Frankfurt a. O. übertragen wurde. In dem Heim werden 10 Plätze für bedürftige Buckower freigehalten.

Durch Kaufvertrag vom 23. 5. 1902 ging der Buckowsee in Größe von 14 ha 7 a 18 qm aus dem Besitz des Grundherrn Dr. jur. Hans von Flemming für 15 000 M. in den der Stadt über. Am 15. 9. 1928 unterbreitete die Stadt Herrn von Flemming ein Kaufangebot für den Schermützelsee, der ihr am 1. 10. 1928 für 120 000 M. übereignet wurde. Die Eingemeindung des nördlichen, ehemals von Bollersdorf zugekauften Teiles in Größe von 94 ha 2 a 45 qm in den Gemeindebezirk Buckow erfolgte am 31. 10. 1928. Der südliche Teil in Größe von 52 ha 25 a 23 qm nebst dem östlich und südlich davon gelegenen Ufergelände mit dem Weißen See wurde mit Zustimmung des Bezirksausschusses am 17. 6. 1930 eingemeindet. Das Gesetz vom 27. 12. 1927 „betr. die Auflösung der Gutsbezirke“ brachte das Ende des Gutsbezirkes Buckow. Am 30. 9. 1928 erfolgte die Eingemeindung des zwischen dem Buckow- und Weißen See gelegenen Geländes, der Bolzelberg- und Judendickengebiete, des vom Bankdirektor Harter gekauften Gebietes von Dreieichen (ehemaliger Strauch). Desgleichen wurden der Friedhof, das Gelände des Luisenberges und ein Teil der Forst Buckow, in der Stadt Fischer- und Försterhaus, die Buckower Ziegelei mit dem angrenzenden Waldteil, alles herrschaftliche Land und alle Seen in den Stadtbezirk Buckow eingemeindet (Jahrb. III, Karte S. 44). Der südöstliche Teil der Buckower Forst wurde zum Gemeindebezirk Wüste Sieversdorf geschlagen. Mit Wirkung vom 1. 10. 1928 wurde auch das Karowsche Vordermühlengrundstück mit den dazu gehörigen Ländereien der Ferdinandshöhe und Reichelsberg aus dem Gemeindebezirk Hasenholz gelöst und der Stadt eingemeindet²⁹⁾.

So war durch eine weitschauende Politik des Magistrats die Grundlage zu großzügiger Siedlungsmöglichkeit geschaffen worden. Auf dem Gebiet von Reichelsberg wurden Straßen angelegt, um ein neues Siedlungsquartier zu schaffen. Der Aufbau geriet jedoch ins Stocken. Es fehlten die Käufer. Man hatte den Eindruck, als sei in der Entwicklung der Stadt zum Kur- und Fremdenverkehrsort ein Stillstand eingetreten. Der Zustrom der Ausflügler stieg nicht mehr in dem Maße wie früher.

Die Familien, die Erholung suchten, verminderten sich. Hinzu kam, daß den Großstädter mancherlei Unbequemlichkeiten abhielten, sich in Buckow ein Eigenheim zu bauen. Es fehlten Wasserleitung und elektrische Beleuchtungs- und Kochanlagen, auch schreckten die hohen Kommunalabgaben ab. Gewiß bestand seit 1907 die Möglichkeit, die Elektrizität zum Kochen anzuwenden, hatte doch in diesem Jahre die Stadt gegenüber dem Kleinbahnhof ein Elektrizitätswerk erbaut. Als dessen Leistungen nicht mehr ausreichten, wurde 1920 die Stadtmühle zwecks Ausnutzung der Wasserkraft zum Antriebe einer Turbine angekauft. Die hohen Tarife für Stromabgabe zu Wirtschaftszwecken schreckten jedoch vom Zuzug ab, ebenso die teuren Lebensverhältnisse. Im Jahre 1938 ging das Elektrizitätswerk in den Besitz der Märkischen Elektrizitätswerke unter der Bedingung über, Buckow eine Wasserleitung zu bauen, was auch 1938/39 geschah. So ist zu hoffen, daß ein größerer Zuzug aus der nahen Reichshauptstadt erfolgen wird. Die ehemalige Stadtmühle beherbergt nun ein Kino und eine Warmwasserbadeanstalt, in der auch medizinische Bäder verabfolgt werden.

Quellennachweis: 1) G.St.A. Rep. II, 2. 2) G.St.A. Rep. 22, 101 b u. Rep. 2, 2. 3) Notizb. 4) G.St.A. Rep. II, 2. 5) G.St.A. II 5, 1. 6) G.St.A. Rep. II 2—13. 7) G.A. II 1, 16. 8) G.A. II 30, 4. 9) G.A. II 21, 2. 10) G.A. II 24, 17 u. 18. 11) G.A. II 1, 16. 12) G.A. II 1, 16. 13) G.A. II 30, 2. 14) G.St.A. II 2, 32. 15) St.A. A 37, 6. 16) St.A. A 41, 1. 17) St.A. A 39, 6. 18) St.A. A 41, 1. 19) St.A. A 41, 8. 20) St.A. A 41, 1. 21) Notizb. 22) Kucheb. III, 6., Brandenburgia 1942, S. 48—58. 23) Fontana, Wandern. Oderland, 100. 24) Berghaus III, 183—185. 25) Goltz Diplom. 6 Kron. v. Müncheberg, 190 ff. 26) Fontana, Wandern., Oderland, 100. 27) Invent. 28) Riedel S. B. 422. 29) Magistratsakten. 30) Bergh. II, 220—222.

* * *

In diesem Jahre feierte Buckow sein 700jähriges Bestehen. Fontane nennt Buckow „eine ländliche Schönheit, die mit nacktem Fuß in den See tritt und unter Weidenzweigen ihr Haar flücht“, aber Freienwalde „eine Dame“. Max Krügel hat in drei Folgen dieser Jahrbücher die oft so mühevollen Geschichte seiner Heimat von der Vorzeit bis zur Gegenwart vor uns ausgebreitet als würdigste Festgabe, als Frucht einer Lebensarbeit.

M. H.

Rudolf Lehmann:

Niederlausitzer Ständevertreter im preußischen Hauptquartier im Dezember 1762

Ein Bild aus der Leidenszeit des Siebenjährigen Krieges nebst einer Bemerkung zu Lessings „Minna von Barnhelm“

Im Siebenjährigen Kriege hatte die Niederlausitz außerordentlich schwer zu leiden, zwar wenig durch unmittelbare kriegerische Vorgänge — sie spielten sich größtenteils in anderen deutschen Landstrichen ab —, wohl aber als Durchmarsch- und Verpflegungsgebiet für Österreicher und Russen, vor allem aber für die preußischen Truppen. In den letzten Jahren des furchtbaren Ringens sog. König Friedrich das arme Land, auf dessen Erwerbung er doch wiederholt sein Augenmerk richtete, bis aufs äußerste aus.

Am 14. November 1762 machte General von Ramin in Görlitz den ständischen Vertretern der Ober- und der Niederlausitz bekannt, daß Seine Majestät an die beiden Markgräfftümer außer der bereits verkündigten Naturalverpflegung der darinstehenden Truppenteile und ungeachtet desjenigen, was hin und wieder bereits gezahlt worden, noch folgende Forderungen stelle: 3 000 000 Taler Kontribution, 2000 Remonte-, Artillerie- oder Proviantpferde oder in Geld 223 500 Taler, 3000 tüchtige und gesunde Rekruten und 15 000 Schafe. Auf die Niederlausitz entfielen 1 200 000 Taler Kontribution, 800 Pferde oder 89 400 Taler, 1200 Rekruten und 6000 Schafe, und zwar unbeschadet der Truppenverpflegung,

die im Gubener und Lübbener Kreise allein 450 000 Rationen Hafer, Heu und Stroh sowie 12 000 Scheffel Mehl bis Ende März ausmachte. Die Landesoffizianten der Niederlausitz befanden sich damals in Stolpen, wohin sie sich aus Sicherheitsgründen begeben hatten, nachdem sie eingesehen, daß sie dem armen Lande doch nicht mehr helfen könnten. Schon Anfang des Jahres 1762 nämlich hatte Generalmajor von Schmettau der Niederlausitz ungeheure Forderungen auferlegt. Aber die feindlichen Fouragierungen hatten den Getreidemangel bewiesen, die härtesten Exekutionen hatten die Kontribution nicht erzwingen, die von der Miliz vorgenommenen gewaltsamen Werbungen die verlangte Rekrutenzahl nicht zusammenbringen können. Man hatte die Landstände mit Arrest belegt, ihnen nur Strohlager angewiesen, zuletzt nicht einmal diese, um sie zur Bereitwilligkeit zu zwingen. Schließlich hatte sich die Ständevertretung doch dazu verstehen müssen, das Land in weitere Schulden von vielen Tonnen Goldes zu stürzen. Da rückte auch noch das Korps des Generalleutnants von Krockow ein und ließ, ohne sich um frühere Abkommen zu kümmern, Schlacht- und Zugvieh wegnehmen. Obwohl man neue Darlehn erhob und die Steuern im Lande aufs härteste eintrieb, konnte man

die Verbindlichkeiten nicht entfernt erfüllen, zumal nun noch eine neue Fouragielieferung ins Magazin nach Torgau gefordert wurde. Triftige Vorstellungen fruchteten nichts. Und nun wieder die Forderungen Ramin! Am 22. November stellten die Landesoffizianten dem General von Möllendorff alle diese Umstände beweglich dar und erklärten sich bereit, wieder auf ihre Posten zurückzukehren, wenn die Forderungen herabgesetzt und sie für ihre Person und ihre Güter entsprechende Sicherheiten erlangten. Möllendorff sagte ihnen diese zwar zu, bedauerte auch die Leiden des Landes, fügte aber hinzu, daß er sie nicht abwenden könnte. „Die Forderungen meines Herrn selbst bin ich nicht vermögend im mindesten zu ändern, solches muß höhern Orts geschehen, so mir en part. ein wahres Vergnügen verursachen würde. Mir liegt nur ob, die großen Forderungen mit aller Ehrlichkeit, Uneigennutz und Menschenliebe einzucassieren, und diese sind es, die ich mir vorgesetzt, welche auch mit meiner natürlichen Neigung übereingekommen, wobei ich Ihnen nicht verheele, daß, so beschwerlich Ihnen diese Forderungen sind, so unangenehm ist mir deren Beitreibung.“

Um die Sicherheit der Landesoffizianten hatten sich schon zwei Tage vorher, am 27. November, einige Ständemitglieder bemüht, die Hauptmann von Kleist nach Lübben berufen hatte, um sie mit dem neuen königlichen Ansinnen bekannt zu machen. Er erklärte ihnen frei, daß er sich selbst davon überzeugt habe, daß die Forderungen zu hoch seien, daß er deshalb dem König berichtet, aber noch keine Antwort erhalten habe. Er hoffe aber, nach weiterem Rapport, doch auf eine Erleichterung für das Land. Bis dahin möchten aber die Stände wenigstens einen Anfang mit den Fouragielieferungen machen, damit die Regimenter nicht Mangel litten. Vor allem sollten sie an Oberst von Zastrow binnen wenigen Tagen 20 000 Taler abführen. Kleist erreichte jedoch nichts beim König, er wurde vielmehr, wie er am 7. Dezember dem Oberamtsrat von Hartitzsch mitteilte, seiner Aufgabe, die Lieferungen und die Kontribution in der Niederlausitz beizutreiben, enthoben und mit ihr Oberst von Zastrow betraut.

Auch Generalmajor von Möllendorff sah sich gezwungen, nun mit Gewaltmaßnahmen vorzugehen. Am 16. Dezember eröffnete der von ihm entsandte Generaladjutant von Osorowsky den in Lübben auf dem Landhause im Speiseraum versammelten Ständen des Krummspreckreises, denen u. a. auch Bürgermeister Voß von Lübben angehörte, die Forderung: Verpflegung der im Kreise stehenden Pack- und Artilleriepferde mit täglich 1638 Rationen und 789 Portionen bis Ende Februar, indem er hinzufügte, sie würden nicht eher aus der Stube kommen, als bis sie die Bewilligung zugesagt hätten. Mit ihrer Vorstellung, daß eine solche Lieferung zusammen der Kontribution und den anderen Forderungen eine Unmöglichkeit wäre, fanden sie kein Gehör, der Adjutant sperrte sie vielmehr 4 Tage ein, indem er eine Wache vor die Tür des Speisesaals stellte und ihnen nur Wasser und Brot und eine Schütte Stroh verabreichen ließ. Was blieb ihnen schließlich übrig, als zu versprechen, das Äußerste zu tun?

Inzwischen hatten die Deputierten aus einigen Kreisen ein bewegliches Schreiben an den König von Preußen wegen der unerschwinglichen Forderungen aufgesetzt, das durch den Oberamtsrat von Hartitzsch und den Akzisekommissar und Bürgermeister Voß von Lübben eingereicht werden sollte. Da Voß aber noch im Arrest war, nahm der Advokat Besser seine Stelle ein. Beide Abgesandte traten die Reise nach Leipzig, wo sich das preußische Hauptquartier befand, am 18. Dezember an und trafen am 19. abends dort ein. Am 20. erwirkten sie durch Vermittlung des Adjutanten, Major von Kalkkreuth, eine Audienz beim Prinzen Heinrich, an den man sich früher schon einmal gewandt hatte, schilderten ihm die Not des Landes und baten ihn, sich beim König für dieses zu verwenden. Die Antwort des Prinzen lautete: „Ich wundere mich, daß die Niederlausitz sich an mich wendet, da ich ihr doch in nichts

[habe] helfen können, auch dormalen hierbei nichts tun kann. Sie müssen sich an den Geh. Rat Eichel wenden. Ich nehme unterdessen großen part an ihrem Ergehen. Der König weiß alle Umstände, so gut, als sie ihm vorgestellt werden können. Ich zweifle, daß die Vorstellung viel helfen wird.“ Die Abgesandten begaben sich hierauf zu dem Flügeladjutanten von Anhalt und, da sie ihn nicht antraten, zum Generalmajor von Krusemark. Auch dieser sagte ihnen, daß er nichts tun könnte und daß sie sich an Eichel wenden mußten, und riet ihnen, sich an Generalmajor von Möllendorff zu halten, der ein ehrlicher Mann sei und gern tun werde, was in seinen Kräften stünde. Am Nachmittag sprachen sie Oberstleutnant von Anhalt und baten ihn, ihnen Gelegenheit zu verschaffen, vor den König zu kommen. Mit freundlicher Miene erklärte ihnen der Offizier: „Wenn Sie mir sagen, daß Sie das Verlangte nicht schaffen können, so muß ich dem König sagen, Sie wollen nicht schaffen, und alsdann wissen Sie wohl, wie es gehet.“ Als Hartitzsch ihm entgegnete, daß man nicht glaube, er werde so hart verfahren, sagte Anhalt: „Der König hat schon gehöret, daß es in der Niederlausitz nicht recht gehet, und im Vertrauen, ich soll in zwei oder drei Tagen dahin gehen und die Herren nach Magdeburg bringen. Der König hat die Kontribution selbst ausgeschrieben. Gehen Sie nur zum Geh. Rat Eichel; sagen Sie nicht, daß Sie bei mir gewesen oder daß ich Sie hingeschickt habe, und geben Sie ihm die Vorstellung. Der König nimmt selbst nichts an. Sagen Sie mir wieder Nachricht.“ — Eichel konnten die Abgesandten mehrmals nicht sprechen; sie wandten sich daher an den Geheimsekretär Galster. Er zeigte sein Mitgefühl, bemerkte, daß schon die Cottbuser Stände, General Ramin, Generalmajor von Möllendorff, Oberst von Zastrow und Hauptmann von Kleist dem König die Lage der Niederlausitz dargelegt hätten, und riet, nochmals den Versuch zu machen, Eichel zu sprechen, um die Vorstellung der Stände abzugeben. Der König nähme keine an, und auch Eichel spräche niemand in dergleichen Kontributionsangelegenheiten; auch wäre es ihm verboten, solche Sachen vorzutragen. Als sie abermals bei dem Geheimrat um eine Unterredung baten, ließ er ihnen sagen, sie sollten ihm die Eingabe an den König nur schicken, er wolle sie diesem vortragen und ihnen die Resolution bekannt geben. Durch seinen Sekretär erfuhren sie dann, daß Eichel dem König zwar das Schreiben vorgelegt habe, daß aber noch nichts darauf erfolgt sei. Die gleiche Antwort gab dann Eichel selbst am anderen Tage, als er mit den Worten aus seinem Zimmer trat, er müßte gleich zum König, man möge ihn nicht aufhalten. Da die Abgesandten nun weiter keine Möglichkeit sahen, zum Ziele zu kommen, entschlossen sie sich am 24. Dezember zur Rückreise nach Lübben.

In der Niederlausitz mußte man Ernst damit machen, trotz allem wenigstens mit den Ablieferungen zu beginnen, wenn man sich nicht dem Allerschlimmsten aussetzen wollte, denn es wurde mit Exekution und Plünderung gedroht, falls die Raten nicht pünktlich eingingen. Es waren schlimme Weihnachten für das Land, das sich bereits zu entvölkern begann, weil die Bauern lieber das Ihrige im Stich ließen, als sich den erpresserischen und doch nicht erfüllbaren Forderungen weiter auszusetzen. Duster begann das neue Jahr und brachte mit neuen Verpflegungsansinnen neues Unglück zu dem alten. Vergebens erschienen alle Versuche, zu einer Erleichterung zu gelangen. Einmal verlautete, daß man kein Abkommen finden würde, wenn man nicht dem Flügeladjutanten und Oberstleutnant von Anhalt ein Douceur (Geschenk) machte. Aber wovon sollte man es bestreiten?

Endlich ging doch ein Hoffungsstern am dunklen Nachthimmel auf. Man hörte von den Verhandlungen, die am 31. Dezember 1762 zwischen Österreich und Sachsen auf der einen Seite und dem König von Preußen auf der anderen in Hubertusburg begonnen hatten, und hoffte auf baldigen Frieden. Tatsächlich wurden Ende Januar die Forderungen ermäßigt. So wurde den Ständen des Lübbener Kreises, die mühsam 30 000

Taler Kontribution zusammengebracht und an den General von Möllendorff nach Sorau abgeführt hatten, erklärt, daß, wenn bis zum 1. Februar die Pferdegeder, die Rekruten und zwei Drittel der Kontribution geliefert würden, nicht nur die Verpflegung der im Kreisgebiet befindlichen Artillerie- und Packpferde aufhören, sondern auch das letzte Drittel der Kontribution erlassen werden sollte. Den Calauer Kreisständen gab Zastrow bekannt, daß der König die eine Hälfte vom 2. Termin der noch zu entrichtenden Kontributionsgelder erlassen habe, auf Erfüllung der zweiten Hälfte jedoch unbedingt bestünde, und drohte ihnen, mit aller Gewalt vorzugehen, wenn die Summen nicht bis zum 3. Februar gezahlt würden. Im Luckauer Kreise wurde das letzte Drittel der Kontribution erlassen. Bezüglich der anderen beiden sollten sich die Stände erklären, was ihnen zu zahlen möglich sei, und dies bis zum 6. Februar entrichten.

Interessant und für das korrekte Verhalten vieler menschlich empfindenden preußischen Offiziere bezeichnend ist etwa das folgende Schreiben, das Zastrow am 4. Februar an den Oberamtspräsidenten Grafen zu Lynar, Besitzer der Standesherrschaft Lübbenau, richtete: „Ew. Excellence können von mir versichert seyn, daß ich nicht einen Groschen mehr pretendiren werde, als das auferlegte quantum anbetrifft. Ich bin vollkommen mit zwey Drittel der ganzen Summe zufrieden, und wenn solche einkommen seyn wird, und ich meine Rechnung geschlossen, auch den letzten Heller, so vielleicht übrig seyn möchte, an den Creyß [Calau] auszahlen. Ew. Excellence sind viel zu einsehend, als daß ich ihnen die Ursache allererst bekannt zu machen nötig hätte, warum ich solches dem Creyße nicht sogleich bekandt gemacht. Ich soll dafür haften, daß die Geld-Summa in der gesetzten Zeit zusammen wäre. Ich konnte zum voraus einsehen, daß auch bey einer kleinen Forderung viele renitenten seyn würden, also, wo sollte ich das hernehmen? Ich mußte es also auf diese arth machen, und hat sich der Creyß nachgehends an diejenigen zu halten, so das Ihrige à proportion nicht abgetragen haben. Daß die execution noch nicht abgegangen, wundert mich sehr, indem ich schon gestern abend befohlen, daß solche sogleich abgehen sollte. Ich habe die Ehre mit einer wahren Hochachtung zu seyn ...“

Vom 10. Februar an sollten nach der Erklärung des Königs alle praestationes gänzlich aufhören, am 15. wurde der Friede unterzeichnet. Und wenn auch die Verpflegungslieferungen für durchmarschierende Truppen noch eine Weile fort dauerten, auch die Niederlausitz, die so Unsägliches gelitten hatte, konnte, vom ärgsten Druck befreit, langsam wieder aufatmen und an den Wiederaufbau denken. —

Und nun noch ein kurzes Nachwort. Nicht eine alte Überlieferung, wie es immer heißt, sondern eine neuere Kombination bringt die Gestalt Tellheims in Lessings „Minna von Barnhelm“ in Verbindung mit einem Major Marschall von Bieberstein, der angeblich 1761 das ständische Landhaus in Lübben durch seinen Edelmut vor der Einäscherung bewahrte, indem er den Ständen, die auf Befehl Friedrichs binnen drei Tagen eine Kontribution von 20 000 Talern entrichten sollten, das Geld in dieser kurzen Zeit aber nicht beschaffen konnten, die Summe durch einen Wechsel vorstreckte. Der Lübbarer Stadtchronist Johann Wilhelm Neumann, der 1843 bzw. 1846 diese Geschichte bringt, die aber noch früher, nämlich schon im Gubener Wochenblatt von 1805 als Anekdote auftaucht, weist nicht, wie das wohl nahegelegen hätte, auf Lessing. Und schließlich ist in den doch nicht unbeträchtlichen Aktenunterlagen über die Zeit des Siebenjährigen Krieges in der Niederlausitz weder von einer derartigen Bedrohung des Landhauses noch von einem Marschall von Bieberstein, der sich als edelmütiger Retter gezeigt, etwas zu finden. Auch Erich Schmidt, der auf die Stelle bei Neumann hinweist (1899), meint nur, daß dieser und ähnliche Vorfälle von Lessing, der das Stück 1763 bis 1765 verfaßte, benutzt worden sind. G. Sander versucht (1904) in dem Major von Baccko von den schwarzen Husaren das Vorbild des Tellheim nachzuweisen, während ein anderer Biograph, W. Oehlke (1919), den mit Lessing eng befreundeten Ewald von Kleist als Vorbild für den Charakter des Tellheim hinstellt und darauf hinweist, daß dies schon den Zeitgenossen klar war. Zu beachten bleibt auch, daß es sich in Lessings Stück um Stände und Ämter „Ihrer Gegend“, d. h. Minnas, also des thüringischen Kreises von Sachsen handelt. Im übrigen fehlen ja im Drama genauere örtliche und Personenangaben, und so wird man über-

haupt annehmen dürfen, daß Lessing nicht ein ganz bestimmtes Ereignis im Auge gehabt hat, sondern aus verschiedenen und allgemeinen Vorgängen, wie sie für die damaligen Kriegsumstände bezeichnend waren, seine Fabel gestaltete: die schwere Notlage und Bedrückung der von den Preußen besetzten Gebiete, die rigorosen Forderungen und die Unmöglichkeit für die Betroffenen, sie zu erfüllen, die scharfen Befehle, rücksichtslos vorzugehen, und die harten Maßregeln, die notwendig wurden, die edelndenken Offiziere, die im Zwiespalt zwischen Pflichterfüllung und Menschlichkeit in innere Konflikte gerieten, Gratiale (Douceure) wohl in einzelnen Fällen für schonendes Verhalten annehmen, aber solche auch aus peinlichem Ehrgefühl ablehnten. Alles das fanden wir nun in den oben geschilderten Vorgängen, die sich in der Niederlausitz abspielten, und es war ja den Zeitgenossen bekannt, daß dieses Land besonders zu leiden hatte. Dazu gesellt sich aber ein besonderer Grund, weshalb wir annehmen möchten, daß gerade niederlausitzische Vorkommnisse auf Lessing besonderen Eindruck gemacht haben müssen. Er war Mitarbeiter der Berliner priv. Zeitung gewesen, und das Verhältnis zu dem Herausgeber und Verleger Christian Friedrich Voß, der auch die meisten Schriften Lessings im Erstdruck herausbrachte, war recht eng. Voß stammte aus Lübben, und sein Bruder war jener Bürgermeister, der als ständisches Mitglied der Niederlausitz die dortigen Vorkommnisse nicht nur dienstlich, sondern, wie wir hören, auch höchst persönlich erlebte. Liegt es da nicht nahe anzunehmen, daß Voß oder sein Bruder, vielleicht während des Aufenthalts in Berlin im Juli/August 1763 oder auf der Durchreise, Lessing von diesen Dingen erzählte und daß der Dichter sie, die sich vielleicht schon ins Anekdotische zu wandeln begannen, dann im Hinblick auch auf andere Vorgänge poetisch nach eigener Erfindung und eigenem Ermessen gestaltete?

Dem Aufsatz zugrunde lag der Aktenband aus dem Landesarchiv Lübben: Ständeakten C 7 nr. 8a. Die preussische Invasion in das Markgraftum Niederlausitz und andere kurl. sächsische Lande Band VII.

An Literatur wurde benutzt insbesondere:

R. Daenicke: Lübbers Beziehungen zu Lessing, Lübbarer Kreis-kalender 1931, S. 37 f.

R. Daenicke: Major von Marschall und das Landhaus in Lübben: Lübbarer Kreisblatt 1939, Nr. 14 (I. II.).

„Eine Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege“, abgedruckt im Gemeinnützigen Wochenblatt zunächst für Guben und die umliegende Gegend 44. Stück. Sonnabends, den 2. November 1805, hat folgenden Wortlaut:

Durch die unerhörten Verwüstungen, welche die Russen während dieses Krieges in den Königl. Preuß. Staaten machten, sahe sich Friedrich der Einzige gezwungen, die mehrmals gedrohten Erwidierungen in Sachsen endlich in Erfüllung zu bringen, um dadurch seine Länder jenem Elende zu entreißen. Er befahl dem Major von Marschall mit einem Bataillon nach Lübben, um von den Ständen der Niederlausitz 20 000 Thaler Brandschatzung zu erheben, mit der strengen Ordre, daß, wenn diese Summe binnen drei Tagen nicht verlegt wäre, er das Landhaus an allen vier Ecken anzünden und, so bald es ganz niedergebrannt wäre, einen zu diesem Ende mitgegebenen Feldjäger an ihn zurücksenden und ihn von der Erfüllung seines Befehls benachrichtigen sollte. Die Stände thaten alles mögliche, um das Unglück zu verhüten, aber die Kürze der Zeit und die schon zu sehr erschöpften Kassen vereitelten alle Bemühungen; nur mit Thränen der Wehmuth konnte man dem traurigsten Ausgange entgegensehen. Jedoch erfuhr man mit Gewißheit, daß das Geld zwei Tage später von Dahme aus ankommen würde.

Marschall, der Menschenfreund, war gewiß nicht weniger bekümmert als jene, wie er die unglückliche Nachricht hörte. Er war Mann und kannte die Strenge seiner Pflicht; aber er war auch Mensch und hatte ein fühlbares Herz. Nie, sprach er, bin ich eine Hand breit von den Befehlen meines großen Königs abgegangen; nie ward einer mir auszuführen sauer. Aber jetzt, ich läugne es wahrlich nicht, jetzt zum erstenmal wird mir es dieser. Man fliehe von Seiten der Stände dem biedernden Feind um Rettung, zeigte, daß man alle Mühe verwendet hätte, daß aber dem allen obgeachtet das Geld erst zwei Tage nach der bestimmten Zeit zu erhalten sey. Man bat daher, es dem Könige melden zu lassen, daß es bezahlt sey, und versprach, es ganz gewiß nach zwei Tagen zu erlegen. „Das könnte Ihnen und mir nichts helfen“, erwiderte Marschall mit der Miene eines seltenen Redlichen, der Andrer Kummer zu dem seinigen zu machen weiß, „denn der König erhöhe doch das Gegen-theil durch den Kriegs-rath Hirsch, der dazu bestimmt ist, das Geld in Empfang zu nehmen, und mir den Empfang quittieren muß. Es bleibt nur noch ein einziges Mittel; schlägt auch dieses fehl, so helfe Ihnen Gott! Gehen Sie zum Kriegs-rath und suchen Sie ihn zu bewegen, daß er die Quittung schreibt, so soll ihr Haus gerettet werden.“ — Man eilte zum Kriegs-rath und bewegte ihn, mit

auf das Landhaus zu gehn. Er kam; aber umsonst verschwendete man Bitten und Flehen an denselben. „Es ist jetzt Krieg“, erwiderte dieser, „und trotz Ihrem besten Willen könnten unvorhergesehene Vorfälle Sie verhindern, das Geld sogleich zu bezahlen; der König könnte es anderwärts anweisen, wo sollte ich es hernehmen; ich habe Frau und Kinder und darf diese meinem Gefühle nicht aufopfern.“ Die Bestürzung bei der rechtlichen Weigerung des Kriegsraths war groß, und in dem Auge des rechtschaffenen Marschalls zitterte eine Thräne, die er umsonst zurückzudrängen sich bemühte; aber hinter dieser Thräne brach ein Blick seltener Menschengröße hervor. So dringen am trüben Frühlingstage die ersten Strahlen der wärmeren Sonne hindurch und entfalten von Neuem die Schöpfung.

„Sie sind mit meinen Vermögensumständen bekannt?“ redete Marschall den Kriegsrath an. „Ja! Herr Major.“ „Nun, so werden Sie wissen, daß ich grade diese 20 000 Thaler ersetzen kann. Wollen Sie mir selbige auf zwei Tage gegen Wechsel anvertrauen?“ „Sehr gern“, erwiderte der Kriegsrath. Marschall schrieb den Wechsel, erhielt die Quittung und rettete das Landhaus. Ohne einen Dank abzuwarten, ging er hinaus, warf sich auf sein Pferd und marschierte mit seinem Bataillon ab. Nur ein einziges Mal blickte er

zurück, und einen gewiß himmlischen Genuß gewährte ihm dieser Rückblick.

Zum bestimmten Tage kam das Geld an. Man brachte es dem Retter und zur Erkenntlichkeit ein versiegeltes Paquet mit einer ansehnlichen Summe Geldes. Man bat mit Thränen des Dankes um Annahme einer Summe, die zwar nur klein sey, aber gewiß aus gutem Herzen komme. „Sollten Sie mich verkannt haben?“ sagte Marschall mit einem finstern Blick. „Glauben Sie, daß Interesse mich bewegen könnte, dem Befehle meines angebeteten Königs zuwider zu handeln? Nein! nur allgemeine Menschenliebe war's, die mich zu diesem Fehler verleitete. Gott sei Dank, daß die Noth vorüber ist; kehren Sie nach Ihrer Stadt zurück und heben Sie das Geld auf; noch ist der Krieg nicht geendigt, und bei ähnlichen Vorfällen werden Sie es brauchen können.“

Thränen erstickten den Dank der Ueberbringer; beschämt verließ man den Redlichen. Ob er noch lebt? oder ob seine Asche längst ein Spiel der Winde geworden? Sie sey es immer; eine stolze That macht unsterblich! Wenigstens wird keine Zeit sein Andenken aus dem Herzen des ganzen Landes reißen. Noch jetzt steht das Monument seines Edelmuths, dieses geretteten Haus; oft drücken sich biedre Sachsen vor demselben die Hand und sagen: Marschall erhielt es uns!

Bücherschau

Berlin Stadt und Land. Handbuch des Schrifttums. Herausgeg. im Auftrag des Senators für Bau- und Wohnungswesen von Dr.-Ing. Waldemar Kuhn. Berlin (arani-Verlag) 1953. XII u. 344 Seiten.

Mit dieser Bibliographie wurde Berlin ein langentbehrtes Buch geschenkt. Aus eigenem Antriebe und unter den schwierigsten Verhältnissen begonnen, wurde es unter immer noch ungünstigen Bedingungen vollendet. Der Verf. hat keine Spezialbibliographie schaffen wollen, sondern als Stadtplaner das gesamte, die Entwicklung und Gestaltung der Stadt und darüber hinaus des „Berliner Raumes“ betreffende Schrifttum im Auge gehabt. Brandenburg, vornehmlich aber die Mittelmark ist daher sinngemäß berücksichtigt. Besondere Aufmerksamkeit ist dem geistigen Leben und — das sei besonders hervorgehoben — der Geschichte und in ihr der Kulturgeschichte gewidmet.

Das Urteil berufener Kunsthistoriker über das Handbuch lautet ebenso positiv, wie ich es hier aus der Praxis historischer Forschung heraus abgeben möchte. Von der Erörterung meist umstrittener methodischer Fragen kann abgesehen werden, wenn sich ein solches Schlüsselwerk in der Hand des Verwaltungsbeamten, Forschers, Bibliothekars und Lehrers, die bisher nahezu ohne Hilfsmittel waren, bewährt. Das aber ist in der seit dem Erscheinen des Buches verflossenen Zeit bereits der Fall gewesen. Der Erfolg ist ohne Zweifel der nicht nur geistvollen, sondern auch klaren Systematik des Ganzen zu danken. Es ist natürlich gerade im Hinblick auf weniger gewandte Benutzer zu bedauern, daß das vom Verf. vorbereitete Sachregister nicht zum Druck gelangt ist. Aber weder ein solches Register noch Verweise und Titelwiederholungen in den sich zwangsläufig

zuweilen überschneidenden Sachabschnitten würden demjenigen zum Ziele verhelfen, der ein solches Nachschlagewerk ohne Nachdenken benutzen zu können glaubt. Einer Gesamtschau des Schrifttums, wie sie hier geboten wird, darf auch das Fehlen einzelner Titel nicht angekreidet werden. Obwohl aber der universelle Gesichtspunkt hier dem Bearbeiter Grenzen zog, ist doch überall gerade die für die berlinischen Besonderheiten wesentliche Literatur genannt. Auch um eine kritische Sichtung war der Verf. mit Erfolg bemüht, und es ist ihm nur zu danken, daß er trotz des Fehlens schlechtweg objektiver Maßstäbe z. B. Schriften wie die von Jacob Gundling aufgenommen hat. Im ganzen ist also zu sagen, daß der verwirrenden Fülle der selbständigen Bücher, wie auch vor allem der in Zeitschriften erschienenen und bisher nur schwer zu ermittelnden Aufsätze hier erstmalig mit wirklichem Erfolg zu Leibe gegangen worden ist. Eine landesgeschichtliche Fachbibliographie sollte allerdings dadurch keineswegs verhindert werden! Auch der Historiker wird aber Nutzen aus der Vielfalt der hier berücksichtigten Fachgebiete ziehen.

Mit großer Bereitwilligkeit haben öffentliche Bibliotheken und Institute, darunter auch die ehemalige Preussische Staatsbibliothek und die Universitätsbibliothek im Ostsektor, die gemeinnützige Arbeit gefördert. Die Landesgeschichtliche Vereinigung stellte ihre angesichts der Verlagerung und Verluste an öffentlichen Bücherbeständen immer wertvoller gewordene Bibliothek in den Dienst der Sache. Dennoch war die Mühe des Bearbeiters groß, der Preis gering. Unser Dank gebührt daher zunächst ihm, dann aber auch dem Senator für Bau- und Wohnungswesen und dem Verlage.

Berthold Schulze.

Aus dem Leben der Vereinigung

Am Pfingstsonntag, dem 1. Juni 1952, dem Tage unserer 1750. Wanderung, sperrte die Ostzone plötzlich den bis dahin freien Verkehr von Westberlin. Die Bevölkerung Westberlins gebraucht seitdem einen Ausweis zum Besuch eines bestimmten Ortes der Zone, so daß selbst mit diesem Ausweis Studienfahrten von Ort zu Ort, noch dazu in größerem Kreise, nicht mehr möglich sind. Wir müssen uns seitdem auf die Insel Berlin beschränken, und es ist erstaunlich und anerkennenswert, was die Führerschaft in diesem Raum der „engsten“ Heimat an Entdeckungen zu bieten hatte. So sind es wieder **27 Tageswanderungen** an Sonntagen und **10 Nachmittagsspaziergänge** an Sonnabenden geworden, die uns eine Fülle des Schönen und Wissenswerten boten. Die Beteiligung betrug 20 bis 50 Personen.

In den Wintermonaten wurden **14 Sitzungen** in dem schönen Lesesaal der Volksbibliothek Schöneberg abgehalten, die in der Regel von 100 Personen besucht worden sind. Bei der Bedeutung der Vorträge geziemt es sich, sie hier noch einmal zusammenzustellen. Wir hörten am

25. 1. Dr. Günter Stein: Zur Baugeschichte märkischer Burgen (Lichtbilder)
8. 2. Dr. Hermann Kügler: Mutter Gräbert und das Berliner Volkstheater

22. 2. Dr. Berthold **Schulze**: Märkische Ortsnamen
7. 3. Dr. Eberhard **Faden**: Wer ist Berliner? II. Teil
21. 3. Univ.-Prof. Dr. Willi **Hoppe**: Die Uckermark. — Ein Stück märkischer Landesgeschichte —
4. 4. Dr. Joachim **Seeger**: Bild und Taten des Antichrist in der Auffassung des 14. Jahrhunderts. Dargestellt an den ehemaligen Chorfenstern von St. Marien zu Frankfurt/Oder (Lichtbilder)
18. 4. Martin **Henning**: Was blieb von Berlin? Nachlese einer Stadtbeschreibung
2. 5. Univ.-Prof. Dr. Friedrich **Solger**: Naturforschung und Geschichtsforschung in der Heimatkunde
19. 5. Dr. Eberhard **Faden**: Wer ist Berliner? III. Teil — Die Berlinerinnen —
24. 10. Dr. Curt **Meyer**: Das Königstädtische Theater
7. 11. Rolf **Goetze**: Gerhart Hauptmann in der Mark und in Berlin (zum 90. Geburtstag)
21. 11. Dr. Ernst **Kaeber**: Die Oberbürgermeister Berlins von der Städteordnung bis zur Reichsgründung
5. 12. Fritz **Witte**: Vom steinernen zum grünen Berlin. Die Wiederherstellung der Berliner Grün- und Erholungsanlagen seit 1949 (Lichtbilder)
19. 12. Carl **Löffler**: Weihnachtliche Lesung

Ein Versuch im Herbst 1950, die Freunde unserer Wissenschaft zu einem Kommers zu vereinen, war so glänzend gelungen, daß wir im Logensaal des Keglerheims in der Hasenheide im März den „**Brandenburgischen Kommers II**“ in froher Stimmung abhielten. Es gab einige Stunden Fröhlichkeit und heiterer Selbstkritik an unserem Schaffen.

Die **Jahreshauptversammlung** ergänzte die Reihe der Sitzungen. Die Mitgliederzahl ist im Jahre 1952 auf 153 ordentliche und 61 fördernde Mitglieder (Damen) gestiegen. Der Kassenabschluß wurde Ende 1952 auf 7812,55 DM West und 777,71 DM Ost festgestellt. — Die umfangreiche **Bibliothek** ist weiter gewachsen und stand den Benutzern an 25 Nachmittagen zur Arbeit und zum Bücheraustausch zur Verfügung.

Wieder gaben wir drei **Mitteilungsblätter** zur laufenden Unterrichtung unserer Mitglieder und der befreundeten Vereine heraus. Als erster Band einer neuen Reihe „**Schriften**“ erschien im Sommer 1952 das nachgelassene Werk von **W. Wohlberedt**, **Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung**. Es ist der 4. Teil dieses Werkes mit vielen Lageplänen der Friedhöfe und einer umfangreichen Zeittafel über die bestehenden und verschwundenen Friedhöfe Berlins. Mit diesem Bande ist ein Werk zum Abschluß gelangt, wie es als Totenehrung der hier Schaffenden und Verstorbenen einzig dasteht, und das als Einzelleistung eines unermüdlichen Forschers nicht hoch genug bewertet werden kann.

Wesentliche Arbeiten zur Landesgeschichte Berlins und der Mark Brandenburg brachte das „**Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte**“, dessen 3. Band 1952 unter der Schriftleitung von Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt erschienen ist. Die Jahrbücher gehen den großen Bibliotheken zu und gaben uns die Möglichkeit, den früheren **Schriftenaustausch** mit verwandten Vereinen wieder aufzunehmen und neue Verbindungen anzuknüpfen, die durch gute Besprechungen unserer Jahrbücher in den wissenschaftlichen Zeitschriften angebahnt wurden. Wir führen abschließend die Archive, Bibliotheken, Institute und Vereine auf, denen unser Jahrbuch zugeht:

Berliner Hauptarchiv, Bln-Dahlem
Bibliothek der Technischen Universität, Bln-Charlottenburg
Braunschweigischer Geschichtsverein, Wolfenbüttel
Bundesanstalt für Landeskunde, Remagen/Rh
Deutsche Bücherei, Leipzig C 1
Deutsche Bibliothek, Frankfurt/Main
Deutsches Jugendherbergswerk, Bln-Dahlem
Düsseldorfer Geschichtsverein, Düsseldorf
Germanisches National-Museum, Nürnberg
Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Hannover
Hannoversche Geschichtsblätter, Hannover
Hansischer Geschichtsverein, Lübeck
Harzverein für Geschichte und Altertumskunde, Bad Harzburg
Heimatkundliche Vereinigung Berlin-Britz, Bln Britz
„Der Herold“, Verein für Heraldik, Genealogie und andere historische Hilfswissenschaften, Bln-Dahlem
Historisch-Antiquarische Gesellschaft, Basel
Historischer Verein für Oberbayern, München 13
Historischer Verein für Steiermark, Graz/Österreich
Hochschule für Politik, Bln-Schöneberg
Institut für fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen, Erlangen

Kunstabibliothek, Bln-Charlottenburg 2
Landesarchiv, Bln-Dahlem
Lunds Universitets Historika Museum, Lund/Schweden
Märkisches Museum, Bln SO 16
Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft, Speyer/Rh
Öffentliche wissenschaftliche Bibliothek, Bln NW 7
Senatsbibliothek, Bln-Charlottenburg 2
Stadtarchiv, Bln C 2
Universitätsbibliothek, Bln-Dahlem
Verband für Flurnamenforschung in Bayern, München 2
Verein für die Geschichte Berlins, Bln-Zehlendorf
Verein für Hamburgische Geschichte, Hamburg
Verein für Geschichte und Landeskunde zu Bad Homburg vor der Höhe, Homburg v. d. H.
Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Lübeck
Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Wiesbaden
Verein für Kunst und Altertum in Ulm, Ulm/Donau
Westdeutsche Bibliothek, Marburg/Lahn
Wissenschaftliche Zentralbibliothek, Bln-Dahlem

Martin Henning

Personen- und Sachverzeichnis

- Aaron, Berliner Kfm. 19
 Adams, I. C., Astronom 33
 Adler, Landreiter 54
 v. Ahlefeldt, Hs. Gg., Kriegsrat 7 ff.
 Ahlers, Bürgermstr. Kremmen 51
 Ahrendorff, dt.-kathol. Prediger 51
 Airy, George Biddel, engl. Astronom 32
 Albrecht Achilles, Kurf. 41
 Albrecht der Bär 36, 38 f.
 Alexis, Willibald 5, 12
 v. Alvensleben, Phil. Karl, Graf, preuß. Min. 9
 v. Anhalt, Oberstleutn., Flügeladj. 63
 v. Archenholtz, Wilh. 6
 Arndt, E. M. 2 f.
 Arndt, Gust. Ludw., Theaterkassierer 19
 v. Arnim, Achim 11, 24 f.
 v. Arnim, Armgart, verh. v. Flemming 57
 v. Arnim, Bettina 57
 Ascher, Schauspieler 17 f.
 v. Auerswald, Alfred, preuß. Min. 52
 August der Starke 22, 24
 v. Bacsko, Major 64
 Baeyer, Adolph 32 f.
 Baeyer, Clara 32 f.
 Baeyer, Eugenie, geb. Hitzig 31
 Baeyer, Jeanette 32 f.
 Baeyer, Joh. Jac. 30 ff.
 Baltz, Ratsmann, Buckow 57
 Bauer, Bruno 51
 Becker, Hs., Prenzl. Bürger 42
 Beckmann, Friedr., Schausp. 14 f.
 Beda, Rektor in Swinemünde 28
 Bellermann, Heinr. 5
 Bellermann, Ludwig 4 f.
 Belowsky, Max, Univ.-Prof. 34
 v. Berg, Karoline (Gräfin Häseler) 6 f., 9
 Berghaus, Heinr. 59, 61
 Bernard, Emilie, geb. Gad 7, 9
 Bernhardt, Aug. Ferd., Lehrer u. Sprachforscher 10
 Besser, Advokat 63
 Beussel, Gg. Christian 25
 v. Bieberstein, Marschall 64
 Biester, Joh. Erich, Schriftst. 6
 v. Bismarck, Geschl. 41
 v. Bismarck, Otto 60
 Bläser, Gust., Bildh. 2
 Blücher 2
 Böttiger, Karl Aug. 11
 v. Brandenburg, Friedr. Wilh., Graf, preuß. Min. 53
 Brauwesen in Buckow 56
 v. Brinckmann, Karl Gust., schwed. Dichter 8
 Brodewolf, L., Bildh. 3
 Buchholz, Schausp. (?) 14
 Büsching, Joh. Gust. 11
 Bury, Friedr., Maler 10 f.
 Busse, Gerichtsrat 19
 Calandrelli, A., Bildh. 3
 Carl zu Mecklenburg, Herzog 14
 Carow, Moritz, Bankier 19
 Cerf, Friedr. Raph., Theaterdirektor 13 f.
 Cerf, Rud. 13
 Chalié, Prenzl. Senator 45
 Chamisso 57
 Charlotte v. Sachsen-Hildburghausen 6
 Cotta, Joh. Friedr., Verleger 12
 v. Dalberg, Karl Theodor, Großherzog 12
 Daumann, Prof., Bildh. 61
 Dawson, Bogumil, Schausp. 18
 v. Decker, Rud., Verleger 27
 Deichmann, Friedr. Wilh., Theaterdirektor 15, 17 f.
 Desnoyers, Louis, franz. Schriftst. 17
 Devrient, Emil, Schausp. 19
 De Wette, Theologe 51
 Diels, Herm., Prof. 5
 v. Diest, Gust. 26
 v. Dobeneck, Fr. 11
 Domeier, Emilie (= Bernard, geb. Gad) 7, 9
 Dörner, Theologe 52
 Dreyer, Diedrich, Prenzl. Gewandschneider 50
 Droescher, Georg 13
 Droysen, Joh. Gust. 1
 Düringer, Phil. Jak., Regisseur 21
 Ebel, Prenzl. Bürger 45
 Eggers, Friedr. 32
 Eichel, Geh.-Rat 63
 Ellwanger, Bürger Buckow 60
 Elster, Hs. Mart. 30
 Emil v. Gotha, Herzog 12
 Endke, Joh. Franz, Direktor d. Berliner Sternwarte 33
 Erman, Wilh. 34
 Eyth, Max 24
 Fasch, Karl Friedr. Christ., Begr. d. Berl. Singakademie 8
 Fessler, Ign. Aurelius 10 f.
 Feuerbach, Paul Anselm 51
 v. Feuchtersleben, Karoline 7 f.
 Fichte 2 f., 10 f.
 Findeisen, Julius, Schausp. 14
 Fischer, I., Bildh. 2
 Fischerstechen 21
 Flatau, Kommerzienrat a. Posen 59
 Fleck, Ferd. Schausp. 8
 v. Flemming, Geschl. 53 ff.
 v. Flottwell, Ed. Heinr., Oberpräsident, Min. 15
 Försternau, Beteke, Prenzl. Bürg. 42
 Förster, Ernst 12
 Fontane, Emilie 28
 Fontane, Friedrich 27, 29 ff., 34
 Fontane, Louis Henri 28
 Fontane, Theodor 3, 22, 26 ff., 51, 59 ff.
 Fouqué, de la Motte 11
 Freytag, Gust. 1, 3
 Fricke, Herm. 5 ff., 27, 30 f.
 Friederike v. Preuß. 6
 Friedländer, Lektor 17 f., 21
 v. Friedland, Frau 60
 Friedrich, Schriftst. 17
 Friedrich, Kaiserin 20
 Friedrich I., Kurf. 42
 Friedrich (III.) I., Kg. 2, 43
 Friedrich, Kaiser 60
 Friedrich II., Kurf. 42
 Friedrich II., Kg. 2, 7 f., 25, 30, 43, 54 f., 62 ff.
 Friedrich Karl, Prinz 60
 Friedrich Wilhelm, d. Gr. Kurf. 2, 43
 Friedrich Wilhelm I. 22, 24, 43
 Friedrich Wilhelm II. 6
 Friedrich Wilhelm III. 3, 7, 9 ff., 29, 52, 58
 Friedrich Wilhelm IV. 19, 21, 52, 60
 Friesen, Friedr. 26
 Fritsche, Prenzl. Bürg. 45
 Fürstenau, Jutta 28 f., 34
 Fund 9
 Gädicke, Bürg. Buckow 60
 Gall, Justizrat 19
 Galle, Joh. Gottfr., Astronom 33
 Galster, Geheimsekretär 63
 Gauß, K. Fr. 3
 Genée, E. A., Schriftst. 16
 Genée, Ottilie, Soubrette 17
 Genelli, Friedr., Maler 10 f.
 Gentz, Friedr. 9
 Georg Karl Friedrich von Mecklenburg-Strel. 6, 8 f., 12
 Georg Wilhelm, Kurf. 43
 Geyer, O., Bildh. 3
 Giotto 3
 Girndt, Otto, Schriftst. 20 f.
 Glasbrenner, Ad. 15, 26
 Gleim, Joh. Wilh. Ludw. 7, 10 f.
 Gneisenau 2
 Grano, Pol.-Richter 14
 Grano, Geh. Reg.-Rat 21
 Gressel, Prenzl. Bürg. 45
 Gristorff, Thom., Prenzl. Gewandschneider 50
 Gubitz, Friedr. Wilh. 13
 Gundling, Jacob 65
 Gustow, Beatrix, Prenzl. Bürg. 40
 Gutschmidt, Kriegs- u. Steuerrat 56
 Gutzkow, Karl 19 f.
 Häseler, Gräfin (Karol. v. Berg) 6 f., 9
 v. d. Hagen, Heinr. 11
 Hahn, Anselm 27 f., 34
 Hallenstein, Schriftst. 14
 Halloren 21
 Hamann, Joh. Gg. 5, 11
 Hardenberg 12, 58
 Hart, Eisenacher Fabrikant 56
 Harter, Bankdirektor 62
 v. Hartitzsch, Oberamtsrat 63
 Hastfer s. Klenke
 v. Hase, Theologe 51
 Hauff, Wilh. 24
 Haugwitz, Graf, preuß. Min. 29
 Hegel, Gg. W. F. 3, 5, 51
 Heidemann, Jul., Prof. 5
 Heinrich, Markgr. 40
 Heinrich, Prinz v. Preuß. 63
 Heitz, Pol. Hptm. 16
 Helmerding, Carl, Komiker 16
 Herder 6 f., 12
 Herold, Frl., Schausp. 14
 Hertz, Wilh. 27
 Herz, Henriette 9, 11 ff.
 Hesse, Herm. 8
 Heyse, Paul 33 f.
 Hildebrand, Klaus, Prenzl. Bürg. 42
 Hildebrandt, Theod., Historienmaler 2
 v. Hindenburg 25
 v. Hinkeldey, L., Pol.-Präs. 17
 Hintz, Torschreiber, Buckow 57
 v. Hippel, Theod. Gottl. 5
 Hirsch, Kriegsrat 64 f.
 Hitzig, Clara 31
 Hitzig, Eugenie 31
 Hitzig, Jul. Ed. 12, 57
 Höhne, Potsd. Brauereibes. 59
 Hoffacker, Apotheker Buckow
 Hoffmann, E. Th. A. 12
 Hofmann, Friedr., Prof. 5
 Hofrichter, Polizeinspektor 13, 15 f.
 v. Holtel, Karl 12 f.
 Holtzmann, Schauspielerin 17
 Hopfenbau in Buckow 56, 59
 Hoppe, Willy, Prof. 39
 Horn, Franz, Literaturhistorik. 11
 v. Hülsen. Botho, Gen.-Intendant 17
 v. Humboldt, Karoline 12
 Iffland, A. W. 8
 Jacobi, Friedr. Heinr. 12
 Jacques, Bankier 19
 Jahn, Fr. L. 2
 Joachim II., Kurf. 43
 Johann, Markgr. 42
 Johann Georg, Kurf. 42
 Jordan, Prenzl. Fam. 45
 v. Kalkreuth, Major 63
 Kalisch, Dav. 18, 21
 Karbe, Landrat 60
 Karl IV. 36, 39 ff.
 Karsch, A. L. 9
 v. Katsch, Christ., preuß. Justizmin. 24
 Kindermann, Gust., Rentier Buckow 61
 Kinzel, Karl, Prof. 5
 Kirchheim, J., Berl. Bankier 19
 KlB, Aug., Bildh. 2
 v. Kleist, Ewald 64
 v. Kleist, Heinr. 11
 v. Kleist, Hptm. 55, 63
 v. Klenke, Helmina, verh. Hastfer 9
 Klöber, Maler 2
 v. Klöden, Karl Friedr. 28, 50

- Knaut, Hallore 25
 Knauth, Schausp. 15
 de Kock, Paul, Schriftst. 16
 Körner, Th. 3
 Konrad, Markgr. 40
 Kossak, Ernst 21
 Krammer, Mario 26, 31
 Krantz, Gg., Bürg. Buckow 54
 Kriegs- u. Domänenkammer 57
 v. Krockow, Gen.-Leutn. 62
 v. Kropff, Wilhelmine 7
 v. Krüdener, Julie, geb. v. Vietinghoff 7, 9
 v. Krusemarck, Gen.-Major 63
 Küstenvermessung 31
 Kugler, Clara, geb. Hitzig 31
 Kugler, Franz 29, 31 f.
 Kuhn, Waldem., Dr.-Ing. 65
 Kule, Merten, Basedow 43, 48
 Kummer, Eduard, Mathematiker 31
 Kummer, Ottilie, geb. Mendelssohn 31
 Langhans d. J., C. F. 2
 Lehmann, Landrat 58
 Leibniz 2
 Leidesdorf (Wallner), Franz 18
 Lenz, „Rosenlenz“, Buckow 59
 v. Lepel, Bernh. 29, 33
 Lessing 5, 8, 14, 62, 64
 v. Lestwitz, Helene Charlotte (Frau v. Friedland) 60
 Leutinger, Nik. 22
 Leverrier, Urb. Jean, franz. Astronom 33
 Levin, Berl. Kim. 19
 Levin, Rahel s. Varnhagen, Rahel
 v. Liebig, Justus, Chemiker 33
 v. Loeben, Major 54
 Löffler, Adam 22
 Loeilott, W., Lithograph 27
 Loose jr., Bürger Buckow 60
 Lortzing, Albert 21
 Lubbock, John William, engl. Astronom 32
 v. Luck, Landrat v. Lebus 54
 Ludewig, Albert 34 ff., 39
 Ludwig d. Ä., Markgr. 40, 50
 Ludwig v. Bayern, Kg. 21
 Luise, Kgn. 3, 6, 8, 12
 Luther 51
 Lutze, Hallore 26
 zu Lynar, Graf, Oberamtspräsid. 64
 Märker, Seidenbau-Inspektor 55 f.
 v. Maltitz, Gotth. Aug. 13, 21
 Mann, Berl. Gastwirt 14
 v. Manstein, Pol.-Hptm. 17
 v. Manteuffel, Otto Frhr., pr. Min.-Präsident 33, 53
 v. Manteuffel, Friedr. Otto, Präsident der Oberamtsregierung Lübben 7
 Marr, Elisab., Schriftst. 16
 Marr, Heinr., Schausp. 16
 v. Marschall, Major 64 f.
 v. Massow, Obrist 54
 Matzdorff, Karl, Verleger 6, 8, 12
 Mauerhof, Gutsinspektor 56
 Mayer, Obertribunalrat 9 f.
 Mayer, Karoline 10, 12
 Merckel, Gottlieb 6
 Meyer, L., Schausp. 13
 Michael, russ. Großfürst 60
 Michel, Prenzl. Senator 45
 v. Möllendorff, General 63 f.
 Moltke 60
 v. Monbart, Josephine, verh. v. Sydow 7 ff.
 Moritz, Karl Philipp 6, 34
 Mühlenbruch, Joh., Berl. Maler 4
 Naber, Torschreiber, Buckow 57
 Napoleon I. 2
 Napoleon III. 17, 20 f.
 Neander, August, evang. Bischof 51, 53
 Neumann, Friedr. Wilh., Intendanturrat 11
 Neumann, Joh. Wilh., Lübbener Stadtkronist 64
 Nicolai, Friedr. 5 f.
 Nikolaus, russ. Großfürst 60
 Niesgoda, B., Architekt 3
 Nohl, Prof. 5
 Novalis 10
 Oehlke, W., Literarhist. 64
 Offenbach, J. 21
 Ortmann, Schauspielerin 18
 v. Osorowsky, Generaladjutant 63
 Otto, Christian 7, 12
 Otto IV., Markgraf 40, 50
 v. Pannewitz, Landrat 56
 Patzig, Geh. Reg.-Rat 13 f.
 Paul, Jean 5 ff.
 Phelps, engl. Schauspieler 20
 Piper, Otto 35
 Pisano 3
 Poggenдорff, I. C. 34
 v. Puttkammer, Pol.-Leutn. 16
 v. Quast, Albr. Christoph 29
 v. Quast, Ferdinand, Konservator 29
 Quitzow, Geschl. 2
 Raeder, Gust., Possendichter 16
 v. Ramin, General 62 f.
 Ramm, Karl, Bürger, Buckow 59
 v. Rappard, F. 27, 34
 v. Raumer, Friedr. 11
 Raupach, Ernst 17
 Reichardt, Joh. Friedr. 7, 9 f.
 Reichel, Joh., Brunnenmacher, Buckow 59
 Reimann, Arnold, Prof. 5
 Reimer, Gg. Andr., Berl. Verleger 5, 11 f.
 Reilstab, Ludw. 12
 Remarque, Erich Maria 29
 Ribbeck, Prof. in Bern 33
 Richter, Joh. Christ. (Vater von Jean Paul) 6
 Richthofen, Kriegs- u. Domänenrat 54
 Riesel, Karl 59
 Rietschel, E. 3
 Ritter, Karl, Geograph 30
 Roloff, Johann, Zimmergeselle, Buckow 55 f.
 Roön 60
 Rosenfeld, Martin, Prenzl. Bürger 44
 Rost, Wolfig. E. 27, 34
 Rückert 26
 Rühle, Bürgermstr., Müncheberg 55
 Sabine, Edward, Astronom u. Geodät 32
 Sander, G. 64
 Sander, Joh. Daniel 11
 Schacht, geb. Mengel, Gertr. 29, 34
 Scharnhorst 2 f.
 v. Schenkendorf, Max 9
 Schievelbein, F. A. H., Bildh. 2
 Schinkel, Friedr. 3, 57
 Schirmer, Bürger, Buckow 53
 v. Schlabrendorf, Henriette, geb. Mutschefal 9 f.
 Schlegel, A. W. 7, 9 ff.
 Schlegel, Friedr. 10 f.
 Schlegel, Karoline 7, 10
 Schleiermacher 2 f., 8, 10 f., 50 ff.
 v. Schleinitz, preuß. Min. d. Ausw. Angel. 20
 Schlüter, Andreas 2
 v. Schmettau, Friedr. Wilh., Reichsgraf 30, 33 f.
 v. Schmettau, Gen. Major 62
 Schmidt, Erich, Prof. 64
 Schmock, Fr. Moritz Albert, Berl. Konditor 44
 Schnauder, R. 3
 Schöning, Fürstin 60
 v. Schöning, Landrat, Frankf. O. 57
 Schonebicke, Mattewes, Bürger, Buckow 60
 v. Schrötter, Friedr. Leop. 9
 Schropp, Simon, Landkartenverleger 29
 v. Schuckmann, Friedr., preuß. Kammerpräsident 7, 12
 v. Schuckmann, Henriette 7, 9
 Schuckmann, A., Berl. Porzellanfabrikant 25
 v. d. Schulenburg, Landrat 53
 Schulz, Joh. Gottl., Bürger, Buckow 53 f.
 Schulz, Otto („Bienenschulz“) Buckow 61
 Schulz, Justitiar 55
 Schulz, Kämmerer 55
 Schuster, Prenzl. Senator 45
 Schuster, Prenzl. Nadler 44
 Schuster jr., Prenzl. Bürger 45
 Schwarz, Kriegsrat 57
 Schweinitz, R., Bildh. 3
 Schweitzer, Peter Gust., Oberprediger 50 ff.
 v. Schwerin, preuß. Min. d. Inn. 20
 Seydel, Karl Theodor, Berl. Oberbürgermstr. 1
 Slepikow, Elisabeth, Prenzl. Bürgerin 40
 Sophie Charlotte 2
 Solger, Karl, Philosoph 11
 Sontag, Henriette 14
 Spazier, Karl, Hofrat 10
 Spazier, Rich. Otto 12
 Spendelin, Pfr. in Buckow 53
 Spranger, Eduard 34
 Städteordnung (1808) 57 f.
 Stagemann, Friedr. Aug. 12
 Stahl, Fr. J. 52
 v. Stein, Frhr. 2 f., 12
 Stephan, Heinr., Generalpostmstr. 60
 Stieber, Justiz- u. Polizeirat 18
 Stotz, Otto, Komiker 17
 Strasburg, Prenzl. Bürgermstr. 45
 Strauß, David Friedr. 51
 v. Struensee, Karl Gust., Mathemat. u. Philosoph 8 f.
 v. Sydow, Josephine, gesch. v. Monbart 7, 9 f.
 Tarruhn, Torschreiber, Buckow 57
 Telle, Musikdirektor 19
 Tetzel, Joh. 2
 Thomas, Emil 21
 Thurneysen, Leonhard 2
 Tichy, Hallore 26
 Tieck, Ludwig 10 f.
 Tiedke, Prof. 5
 Toepfer, Karl, Dichter 16
 Trampe, Fischer, Buckow 54 f.
 v. Treitschke, Heinr. 1
 Unger, Joh. Friedr., Berl. Verleger 10
 Unzelmann, Friederike, Schausp. 8
 Varnhagen v. Ense, K. A. 12
 Varnhagen, Rahel 8 f., 11
 v. Vietinghoff, Julie 7, 9
 Viktoria, Kaiserin Friedrich 20
 Vermessungswesen 10 ff.
 Vogler, Berl. Justizrat 19
 Voß, Konsistorialpräsident 52
 Voß, Bürgermstr. v. Lübben 63 f.
 Voß, Christian Friedr., Berl. Verleger 5, 64
 Waagen, G. Fr. 12
 Wachenhusen, Hans, Schriftst. 16
 Waesemann, H. F. 4
 Wallner, Franz 18, 21
 Walter, Andreas, Bürger, Buckow 54
 Weirauch, Friedr. Aug., Schausp. 16, 21
 Welper, Dr. 25
 Werner, H. F., Bildh. 3
 Wiessack, Berl. Gastwirt 29
 Wilde, Peter, Prenzl. Gewandschneider 50
 Wilberg, Berl. Rechtsanwalt 19
 Wilhelm I. 19, 60
 Wilhelm II. 20
 Wohlbück, Dichter 21
 Woldemar, der falsche 40
 Wolf, Prenzl. Pfr. 7
 Wollheim d. Fonseca, Ant. Edm. 17
 Woltersdorf, Theaterdirektor 21
 Woltmann, romant. Historiker 10
 Zabelstorf, Henning, Prenzl. Bürger 42
 Zabelstorf, Jakob, Prenzl. Bürger 42
 Zarnickow, Hilfsförster, Buckow 60
 v. Zastrow, Oberst 63 f.
 Zelter, Friedr. 34
 Ziehmman, Michael, Bürger, Buckow 54
 Zöllner, Joh. Friedr., Konsistorialrat 9
 Zwengsahn, Karl, Dichter 15

Ortsverzeichnis

Albrechtsburg b. Oderberg 39
Angermünde 35
Anhalt, Burg 36, 39
Alt Ruppin 37
Arnsberg i. d. Hainleite 38

Belzig 35, 37 ff.

Berlin:

Brandenburger Tor 2, 8
Charlottenburg 11
Friedrichsfelde 28
Jungfernheide 22
Köpenick 1, 28, 33
Lichtenrade 31
Malche 22
Mariendorf 31
Martiniqee 25
Moabit 25 f.
Müggelberge 27 f., 34
Müggelheim 31
Müggelsee 31
Ost-West-Achse 1, 3
Pichelswerder 9
Spandau 1, 14, 22, 27, 34 ff.
Stralau 22
Vogtland 25
Windmühlenberg (Prenzl. Tor) 29
Wuhlheide 29

Akademie d. Wissensch. 2, 6
Gewerbeschule 28
Graues Kloster 2, 4 f.
Hökerordnung 46
Kaufmannsgilde 45
Loge Royal York 9 f.
Mittwochsgesellschaft 12
Nadlerinnung 44
Rathaus 1 ff.
Sternwarte 33

Theater:

Deutsches T. 15
Friedrich-Wilhelmst. T. 15 ff.
Königstädt. T. 13 ff.
Kroll'sches Etablissement 21
Schillertheater 21
Wallner-T. 16, 18, 21

Biesenthal 35, 37

Bietikow (Prenzlau) 43, 48

Bollersdorf (Märk. Schweiz) 60, 62

Brandenburg 1, 35

Buckow (Märk. Schweiz) 28, 53 ff.

Büdingen 38

Calau 65

Cottbus 63

Cunersdorf (Oderbruch) 57

Dahme, Stadt 64

Dahmsdorf-Müncheberg 60

Dessau 10, 12

Dresden 3

Ebersburg (Harz) 38

Eberswalde 60

Eichberg b. Saarmund 31

Eisenhart b. Belzig 35 f.

Elbe 61

Falkenberg (Freienwalde) 29

Fehrbellin 51

Finowkanal 61

Frankfurt (Main) 51 f.

Frankfurt (Oder) 1, 29, 41, 50, 57, 61

Freienwalde 9, 29, 62

Friedrich-Wilhelm-Kanal 61

Friesack 28

Fürstenwalde 45, 53 f.

Gelnhausen 38

Geltow (Potsdam) 34

Gerswalde 36, 38

Görlitz 62

Goldbeck (Ostprign.) 37

Gosen (Fürstenwalde) 26

Gotha 53

Gramzow (Prenzlau) 40

Gransee 31

Greiffenberg (Pomm.) 36 ff.

Grimnitz (Angermünde) 35, 37 f.

Guben 62, 64

Halle (Saale) 21 ff., 50

Hamburg 53

Hasenholz (Seelow) 61 f.

Havelberg 35

Havelland 27 f.

Hohenklingen 38

Hohenzollernkanal 61

Hohen-Vietz 29

Jerichow 35

Kieckebusch 29

Kremmen 50 ff.

Krossen (Elster) 55

Küstrin 27 f.

Kyffhäuser 36, 38

Lauenburg (Elbe) 53

Lauenburg (Ostharz) 39

Lehmin 28

Leipzig 1, 5, 7, 22, 24, 63

Lichtenberg (Harz) 36

Lichtenow (Strausberg) 54

Liebenwalde 35 ff.

Liegnitz 61

Luckau 64

Lübben 7, 62 ff.

Lübbenau 64

Magdeburg 1, 44 ff., 50

Marxwalde (Seelow) ehem. Neu-
hardenberg 28

Mecklenburg 46

Müncheberg 53 ff., 59 f.

Münchehofe 55

Münzenberg 38

Nauen 11

Neuhardenberg s. Marxwalde

Neuruppin 27 f., 34

Neustadt-Eberswalde 52

Niederlausitz 62 ff.

Nürnberg 59

Nutheburgen 31

Obersdorf (Krs. Strausberg) 55

Oder 61

Oderberg 1, 35, 37

Oderbruch 27 f., 56

Oranienburg 28

Pasewalk 46

Petzow (Zauch-Belzig) 34

Potsdam 8, 22, 33 f., 36, 51, 59

Prenzlau 7, 39 ff.

Pritzlagen 60 f.

Protzel 60

Querfurt 38 f.

Questenberg (Harz) 38 f.

Rabenstein (Fläm.) 35 f., 38

Rauheneck 38

Reichenberg bei Müncheberg 60

Rothenburg (Kyffh.) 36, 38

Rüdersdorf (Fürstenwalde) 54, 60

Saarmund (Potsdam) 31

Sachsenstein (Südharz) 34

Schweidt (Oder) 40, 50

Schermützelsee b. Buckow 28, 61 f.

Schwieelowsee b. Potsdam 34

Sieversdorf (Strausberg) 58, 60, 62

Sorau 64

Stargard i. M. 39

Stargard i. P. 54

Stendal 41, 50

Stettin 41, 44, 46, 50

Stolpe (Oder) 35 f.

Stolpen (Sebnitz) 62

Strausberg 53, 56, 60

Tangermünde 35 ff., 39

Teltow, Kreis 27

Templin (Um.) 13

Teupitz 35, 37

Todenmann 38

Torgau 63

Trebbin (Luckenwalde) 31

Weinberg b. Saarmund 31

Wiepersdorf (Jüterbog) 24

Wildenberg 38

Wittenberg 51

Wittstock (Dosse) 37 f.

Würzburg 38

Wusterhausen (Dosse) 29

Zauch-Belzig, Kreis 34

Zorndorf 28

Zossen 31

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

Herausgegeben im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V.
von Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt
Ein A 4-zweispaltig, kartoniert und bebildert

- 1950** Inhalt: Stadtrat W. May: Zum Geleit / H. Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Dr. H. Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgischer Dichtung / Dr. E. Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / A. Ludewig: Die Askanienhoffung Spandau (mit 2 Skizzen) / Dr. J. Seeget: Gemälde im Jagdschloß Grunewald (mit 4 Abbildungen) / G. Michel: Auf dem Wege zu einer Grabstättenbildkartei für Berlin und die Mark Brandenburg (mit 6 Abbildungen) / B. Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / Dr. E. Schwarz: Die Kalendbruderschaft in Prenzlau / Der Neuruppiner Kaland (Urkunde von 1391) / H. Methling: Schifffahrt auf der Ucker / M. Henning: Vom Wanderbericht zum Jahrbuch / Bücherschau / Namensverzeichnis
- 1951** Dr. G. Stein: Berlins Stadtmauer (mit 4 Abbildungen) / E. B. Zornemann: Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes / G. Schacht, geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane / Dr. M. Krammer: Aus Theodor Fontanes Jugendland / Dr. H. Fricke: Dobbetin. Eine erhalten gebliebene Fontanestätte / Dr. B. Schulze: Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Biesenthal. Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim (mit 2 Skizzen) / H. Methling: Das Wunderblut zu Wilsnack / Dr. E. Schwartz: Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg / I. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin / II. Der Prozeß des Prenzlauer Kalands gegen Dorothea Sander (1337 — 1343) / M. Krügel: Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (mit 3 Abbildungen und 3 Skizzen) / Dr. G. Kländer: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 / Prof. Dr. H. Mitgau: Alt-Frankfurter Studententrachten (mit 4 Abbildungen) / Bücherschau / Personen-, Sach- und Ortsverzeichnisse
- 1952** Dr. B. Schulze: 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin (1 Karte) / Dr. H. Fricke: Louis Vogel, Kleists Freund im alten Landeshaushaus der Kurmark / E. B. Zornemann: Brückenbauer zwischen Stadt und Land — Dem Berliner Heinrich Sohnrey zum Gedächtnis (1 Bild) / Beiträge zur Bougeschichte Dahlems. 1. Dipl.-Ing. U. Stroschein, Das Gutshaus (3 Abb. und 6 Skizzen) 2. Dr. H. E. Pappenheim: Das Rätsel der Dahlemer Dorfave (3 Zeichn. und 1 Abb.) / Dr. H. Kügler: Gräberts Berliner Volkstheater. Mit einem Anhang: Wer war Pietsch? / Dr. G. Stein: Burg Liebenwalde in der Mark (5 Abb. und 1 Skizze) / H. Hohn: Karl Ernst Albrecht Kunth. Zur Lebensgeschichte des Berliner Geologen (2 Abb. und 1 Karte) / M. Krügel: Buckow als Mediastadt. Ein Beitrag zur 700-Jahrfeier 1953 (2 Abb. und 1 Karte) / Bücherschau / Aus dem Leben unserer Vereinigung / Personen- und Sachverzeichnis, Ortsverzeichnis

Schriften 1 W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung. IV. Teil

Schriften 2 W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung I. Teil (Neudruck!)

Märkischer Wandergruß. Beiträge zur Landesgeschichte.

Herausgegeben von Dr. Heinz Gebhardt (1951)

W. Alexis: Märkische Landschaft / Dr. H. Kügler: Berliner Kind — Spandauer Wind und die gute alte Zeit / Prof. Dr. F. Solger: Geologischer Spaziergang längs der Spree / Dr. E. Faden: Die Spree im märkischen Berlin (mit 3 Skizzen) / Dr. M. Krammer, Fontanes Jugendland / Berlin im Jahre 1654, Titelkupfer von Kalle / Dr. B. Schulze: Martinique bei Berlin. Zu einer Kabinettsordre Friedrichs des Großen (mit 1 Faksimile) / A. Ludewig: „Dat Rathüsiken up dem Kerkhof“ zu Spandau, wohl das älteste Rathaus im Raume Groß-Berlins (mit 3 Skizzen) / B. Stephan: Der Weddinger Oehlberg / W. Schmidt: Die Schulzen von Rixdorf / H. Methling: Rüdersdorf / M. Krügel: Garzau. / E. Dux: Juliierturm und Tetzeltkasten, Klüberinnerungen

Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54

Es kosten die Jahrbücher je 4,50 DM

der Märkische Wandergruß 3,— DM

Schriften 1 2,75 DM

Schriften 2 4,— DM



KARL SALOMO

Berlin-Neukölln

800 Expl. / Jan. 1954

www.books2ebooks.eu